# Der Rechte.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Berlin.
Verlag von Alexander Duncker.
1839.

№ 5108 *

AD 421853

1 30

Meiner Schweſter, Clara Hahn.

Dir, die mich unermüdlich zu Fleiß und Arbeitſamkeit ermahnt — die mir nicht geſtattet, das Angefangene liegen zu laſſen, und von dem Unfertigen, wenn auch abzuſchweifen, doch nicht abzuſpringen — die mit einer kleinen, vielleicht unmotivirten Vorliebe für meine Proſa, immer mehr ſolcher einfachen Erzählungen von mir verlangt — Dir, liebes Herz, empfehle ich dieſe, und hoffe, daß ihr die Freude Glück bringen werde, mit der Du ſie gewiß empfängſt.

Rom, April 8. 1839.

# Der Rechte.

„Ich, meines Theils, freue mich über jede besiegte Königin Brunehild" — sagte Herr von Ohlen.

„Besiegt! rief Catherine heftig — besiegt etwa im stolzen, redlichen Kampf? Sie machen mich lachen! ich nenne das — unterdrückt."

„Gut denn, unterdrückt! entgegnete er gleichmüthig; aber auf jeden Fall zur Vernunft gebracht."

„Ich meines Theils freue mich über jeden König Günther, der die Nacht hindurch am Nagel hängt" — sagte Catherine mit zornfunkelnden Augen, stand auf, zog die Mantille um die Schultern, und gab der Frau vom Hause zum Abschied schweigend die Hand.

„Sie gehen so früh?" sprach diese bedauernd.

„Herr von Ohlen langweilt mich, erwiederte Catherine. Langeweile aber hat die Aehnlichkeit mit der Sonne, daß beide Krokodilseier ausbrüten: ich bin verdrießlich geworden."

Sie wandte sich zum Gehen; da fiel ihr Blick auf einen Mann, der halb versteckt hinter dem großen Lehnstuhl der Frau vom Hause auf einem niedrigen Sessel saß.

„Sind Sie auch da?“ fragte sie wegwerfend und sah stolz auf ihn herab.

Es sieht wunderlich aus, wenn eine Frau vor einem sitzenden Mann steht; er ist dabei auffallend im Nachtheil, denn der Mann hat sich zu hüten, daß eine Frau nie auf ihn herunter sehe. Catherine war verschwunden, ehe dieser sich erheben konnte.

„Prächtig en verve war heute die schöne Desmond, sagte Ohlen und rieb sich vergnügt die Hände; schade, daß sie so früh ging.“

„Sie haben's gehört: es ist Ihre Schuld“ — sagte Frau von Rosen.

„Nein, gnädige Frau, damit schmeichle ich mir nicht,“ sprach er ernsthaft.

„Ich dächte doch, Sie könnten es ohne alle Eitelkeit, entgegnete sie lachend, denn Sie suchen ja bei jeder Gelegenheit sie zu ärgern.“

„Ach, das ist nur ein kleiner oberflächlicher Aerger, der sie belebt, witzig, gesprächig macht! Den großen Aerger, der verstummen läßt wie durch ein tiefes Weh — den bin ich nicht im Stande über sie zu verhängen. Sie ging erst, als sie gekränkt war.“

Frau von Rosen sah Ohlen fragend an. Er sagte: „Schweigen kränkt oft mehr, als reden.“

Sie blickte sich um nach dem Manne, der hinter ihr Platz genommen und fragte: „Warum denn gar so schweigsam, lieber Gaston?“

Der Angeredete blieb in seiner zusammengesunkenen Stellung und bat:

„Laſſen Sie mich zuhören.“

Eine der anweſenden Damen ſagte: „Die ſchöne Desmond — da ſie nun doch einmal den Namen hat — verſteht ſich wol mehr aufs Kränken als aufs Gekränktwerden. Ihr Uebermuth ſucht ſeines Gleichen.“

„Nein; aber einen König Günther,“ rief Ohlen.

„Verſchonen Sie uns,“ bat die Dame verdrießlich, und Gaſton ſagte:

„Sie verdient aber einen Siegfried.“

Frau von Roſen ſprach mild: „Sie iſt nicht glücklich, die arme, ſchöne Catherine, und da ſie das, gleich allen ſtolzen Seelen, verbergen will, ſo nimmt ſie die Maske vor, die ihr am bequemſten iſt. Hinter dem kalten, abweiſenden Lächeln verbirgt ſich ein trauerndes Herz.“

„Weshalb iſt ſie nicht glücklich? — riefen einige Stimmen durch einander — Jung und ſchön und unabhängig! — Beneidenswerthe Stellung in der Welt! — Hat zwei Männer gehabt!“ —

„Und doch nicht den rechten,“ wandte Frau von Roſen ein.

„Und glauben Sie, daß ſie je den rechten finden werde?“ fragte Ohlen.

„Ich weiß nicht, ob er ſich wird finden laſſen wollen“ — antwortete ſie mit halbem Lächeln — wenn nicht etwa Sie“ . . . . —

Er rückte lebhaft ſeinen Stuhl drei Schritt zurück und ſagte:

„Allergnädigſte Frau, ich bete die Lady Desmond

an wie irgend ein adorables, feenhaftes Meerwunder; allein, nehmen Sie es nicht ungnädig, sie scheint ein weiblicher Blaubart zu sein, d. h. Unmögliches von einem Manne zu begehren." —

„Was hat sie denn mit ihren beiden Männern gemacht?" fragte ein junges Mädchen schüchtern, doch unaussprechlich neugierig.

„Nichts, mein liebes Kind; Beide befinden sich besser, als sie" — antwortete Frau von Rosen.

„Also sie leben" — sagte die Kleine im Ton getäuschter Erwartung.

„Himmel, welch ein Fond von Grausamkeit liegt im Frauenherzen, im jüngsten, im zartesten" — rief ein Jüngling, der nichts als Gemeinplätze vorzubringen wußte. Aber die Kleine sah ihn finster an und er verstummte.

Während der Zeit hatten Einige die Frau von Rosen gefragt, ob sie die Männer Catherinens gekannt hätte; sie verneinte es, setzte aber hinzu:

„Doch kenne ich sie aus Catherinens Erzählungen und Beschreibungen genau."

„Also vollkommen einseitig" — warf jemand ein.

„Das glaub' ich kaum! Catherine giebt ihnen wenig Schuld . . . nur dem Männergeschlechte im Ganzen."

„Wenn Sie uns ihre Geschichte klar und ausführlich erzählen könnten" — bat eine Dame, der sogleich die ganze Gesellschaft beistimmte. Frau von Rosen willigte gern ein; man ist immer bereit die

Aufmerkſamkeit eines Cirkels zu fixiren. Sie war die Freundin von Catherinens verſtorbener Mutter, und die Tochter hatte ſich ihr mit herzlichem Vertrauen angeſchloſſen, ſeit ſie in derſelben Stadt lebten; ſie wußte alſo mehr als die müßigen Köpfe ſich ausdachten, wenigſtens mehr Wahrheit. Alles horchte geſpannt. Gaſton legte ſeine Hände auf die Lehne ihres Fauteuils, und den Kopf auf ſeine Hände; niemand konnte ſein Geſicht ſehen.

* * *

Catherine war das lieblichſte und verzogenſte aller einzigen Kinder. Von ſchwachen, zärtlichen Eltern vergöttert ging ſie von ihrer Wiege an triumphirend durch die Welt. Sie befahl nicht — das war überflüſſig; ſie herrſchte. Und doch war keine Herrſchſucht in ihrem Character. Sie lächelte nur, ſie ſah lieblich bittend an; wenn es zum Aeußerſten kam, ſprach ſie einige Schmeichelworte oder ſagte: „Das mögt' ich gern" — und mit dieſen Mitteln, einfach wie eine Zauberformel und doch, gleich dieſer, nur vom Zauberer anzuwenden — gelangte ſie zur Erfüllung ihrer Wünſche. Und nicht blos ihren Eltern gegenüber. Sie machte die mirakulöſe Ausnahme zwiſchen allen verzogenen Kindern, daß ſie nicht der Abgott ihrer Eltern allein, ſondern der Liebling aller Menſchen war. Wer ihr nahte, groß und klein, jung und alt, huldigte ihr; jeder auf ſeine Weiſe. Ihre Schönheit, die Ruhe ihres Benehmens imponirte. Als Kind war ſie die

Königin ihrer Geſpielen; erwachſen die eines jeden Kreiſes, in deſſen Mitte ſie trat.

Catherine war von tiefer, unbeſiegbarer Schönheit, ſchön, wie die Sonne iſt vom Aufgang bis zum Niedergang. Wie oft werden die ſchönſten Kinder kaum mittelmäßig hübſche Mädchen! Wie ſchnell verwandeln ſich ſchöne Mädchen in die allerunbedeutendſten Frauen! An einer mehr oder minder gebogenen Linie, an einer helleren oder dunkleren Schattirung hing ihre Schönheit; ſie war ein Zufall, war ein Schmetterling, der ſich auf einen grünen Zweig ſetzt und ihm das Anſehn einer Blume giebt. Catherinens Schönheit entfaltete ſich neu mit jeder Phaſe ihres Lebens, und war immer eine andere. Wer ſie von Kindheit auf geſehen, dem ſtellte ſich die Ueberzeugung feſt, daß ſie als Matrone und als Greiſin eine eigene Art von Schönheit ſich erfinden werde. Das Kind war ſchön mit der ſchweren, wallenden Lockenfülle, der ſchneeweißen Stirn, an der die blauen Adern ſich ſchlängelten, dem funkelnden, ſchelmiſchen Auge, das ſich zuweilen ſo blöde hinter den langen Wimpern verbarg, dem wechſelnden Mienenſpiel, der Beweglichkeit der zarten Glieder. Das Mädchen war ſchön mit der reinen Stirn, über die höchſtens ein ernſter Traum, doch kein trüber Gedanke geglitten, mit dem ſtolzen und doch ſanften, halb verſchleierten Auge, mit den beſtimmt gezeichneten, aber weich abgerundeten Zügen, über die ſich der friſche Schmelz der Farbe, wie Morgenroth auf eine Frühlingsgegend, legte, mit den feingeſchnittenen Lip-

ven, die ſo viel, ſo viel! verſchweigen mogten, mit der ſtillen Haltung der graziöſen Geſtalt. Ein junges Mädchen iſt anzuſchauen wie ein ſüſſes Geheimniß, das man gern enträthſeln mögte; doch bei der Mehrzahl lohnt es der Mühe nicht. Der Brautkuß gab der Undine eine Seele; bei den Töchtern der Menſchen macht er es häufig offenbar, daß ſie nicht fähig ſind dieſe Gabe zu empfangen. Aber wenn alle Männer über dreißig Jahr dem Mädchen Catherine die Palme zuerkannt haben würden: ſo huldigten alle Männer unter dreißig der Frau. Dort war die gefeſſelte Grazie, hier die entfeſſelte, frei ſich bewegend in ihrer Eigenthümlichkeit, und im heimlichen Bewußtſein deſſen, was durch ſie zu erreichen war. Daher ſpielten zuweilen der Muthwille und die Schalkhaftigkeit des Kindes in ihr Weſen hinüber, wie goldene Streiflichter, die einem herrlichen Gemälde abſichtslos neuen Reiz geben. Daher war es nicht ſowol der Glanz ihres Seins, welcher anzog, als daß ſich überhaupt ein Sein in ihrer Erſcheinung kund gab. Catherine wußte, was ſie wollte. Sie wollte gehorchen. „O nur einen Menſchen finden — ſo dachte ſie immer, als ſie anfing zu denken — deſſen Wünſche ich ſo ſchnell, ſo gern, ſo jubelnd erfüllen dürfte, wie bisher die meinen erfüllt worden ſind! dem ich Alles tauſendfältig wiedergeben könnte, was mir gegeben iſt! deſſen Wink meine Richtſchnur, deſſen Anſicht mein Geſetz werden mögte!“ — Eine edle Natur wird demüthig, wenn übergroße Liebe ſie

umgiebt; nur die gemeine überhebt ſich der fremden Güte, als ob es eigenes Verdienſt ſei.

Es wäre den Eltern eine große Freude geweſen die Tochter glücklich verheirathet zu ſehen. Der Vater beſonders, alt und kränkelnd, pflegte zu ſagen, er könne nicht ſterben, bevor nicht ein braver Mann der Cathi das Vaterherz überflüſſig mache. Sublime Selbſtverleugnung eines Vaterherzens! — Aber Catherine blieb ungerührt bei Huldigung und Bewerbung.

Einſt lag der Vater auf dem Sopha, und ſie ſaß neben ihm auf einem Fußbänkchen, aber ſo, daß er ihr ins Geſicht ſah; denn er mogte gern ihre Locken durch ſeine Finger ziehen; ihr Haar von der Stirn ſtreichen, ihre Wangen klopfen.

„Cathi, ſprach er, ich dächte, Du heiratheteſt.“

„Was ſoll ich mit einem fremden Mann, lieber Vater?“

„In der Ehe wird man bekannt, Cathi! und Baron Hohenau z. B. iſt Dir nicht fremd, Du kennſt ihn ſeit einem Jahr.“

„Aber ich fürchte mich vor ihm.“

„Ah, Du fürchteſt Dich; und weshalb denn?“

„Ich weiß nicht recht, doch ich mein', er könnte mir ein Leides thun, denn die Männer ſind wunderlich und nicht Alle ſo gut wie Du, Vater.“

„Aeffchen! was weißt Du von den Männern?“

„Doch! doch! neulich noch wurde von einem Grafen erzählt, deſſen Namen ich vergeſſen habe, der hat ſeine Frau gepeitſcht, als ſie ihm ein Töchterchen ſtatt

eines Sohnes gegeben. Das iſt doch hart, mein lieber Vater, und findeſt Du nicht, daß Baron Hohenau ſehr hart ausſieht?“

„Er hat einen pompöſen ſchwarzen Bart! da ich aber in meinem Leben nicht gehört habe, daß ſich die Weiber vor einem ſchwarzen Bart fürchten könnten, ſo muß der Grund wo anders liegen, und du magſt Recht haben. Alſo von dem ſprechen wir nicht mehr. Aber Herr von Meerheim? der liebt Dich von Herzen und gefällt allen Frauen.“

„Mir auch, Vater.“

„Nun, Cathi, ſo ſprich ja! ein braves Mädchen ziert ſich nicht.“

„Ich ziere mich nicht, ſagte Catherine gekränkt und das Blut ſtieg ihr in die Wangen, aber iſt's denn nothwendig, daß ich Herrn von Meerheim heirathe?“

„Nothwendig? wenn Du es nicht nothwendig findeſt — nein.“

„Nun warum ſoll ich denn etwas Ueberflüſſiges thun?“

„Du machſt Deine Eltern glücklich.“

„O wenn Ihr befehlt. . . . .“ —

„Nein, Cathi, niemals! ſo etwas befiehlt ſich nicht! Bedenk' aber, Du machſt einen liebenswürdigen Menſchen glücklich.“

„Ja, wüßt' ich das nur gewiß!“

„Und am Ende Dich ſelbſt am meiſten.“

„Vater, kannſt Du mir die Verſicherung geben,

daß ich vor Herrn von Meerheim den allertiefſten Reſpect von dem Augenblick an haben werde, daß ich ſeine Frau bin, ſo will ich ihn morgen heirathen."

„Ich ſehe nicht ein, weshalb du keine Achtung vor ihm haben ſollteſt."

„Nein, Vater, ich meine nicht die allgemeine Achtung, die ich vor jedem Menſchen habe, von dem ich nichts Böſes weiß; ich meine Verehrung, Andacht, wie vor Dir . . . . o nein, weit mehr als vor Dir, Du guter, lieber Vater, denn Du haſt die Cathi arg verzogen, und wenn ſie ſich etwas hat zu Schulden kommen laſſen, ſo denkt ſie, die Böſe, daß ſie deine Vergebung ſich ſchon erſchmeicheln wird, daß Du ihr nicht zürnen kannſt; denn ſie iſt dein Kind und einem Kinde zürnt man nicht. Allein der Mann zürnt ſeiner Frau, denn ſie iſt ſeines Gleichen und — verſtehſt Du mich auch, Vater? — ich mögte ſo viel Andacht zu einem Manne haben, daß ich nimmer ſeinem Zorn begegnen könnte, daß ich nichts thäte, als was ihm wohlgefiele."

„Du nennſt Andacht, was Liebe iſt, Cathi."

„Oder Liebe, mein Vater. Das Gefühl, welches bis jetzt mein Herz am tiefſten bewegt hat, war Andacht — drum wählt' ich das Wort. Aber gut denn! lieben! werd' ich alſo Herrn von Meerheim lieben, wenn ich ſeine Frau bin?"

„Ja — ich weiß nicht — vielleicht ſehr — frage die Mutter, mein Aeffchen."

Catherine ging zu ihrer Mutter und ſagte: „Haſt

Du meinen Vater von Anfang an immer ganz gleich geliebt, oder weniger und mehr; erzähle mir das, liebe Mutter."

Die sanfte, stille Frau erwiederte: „Anfangs gefiel mir dein Vater gar wohl, dann ward ich ihm gut und verlobte mich mit ihm. Als seine Frau hatte ich ihn von Herzen lieb, und als Du geboren warst, Cathi, da liebte ich ihn so, daß ich seitdem nichts mehr lieben konnte, als Dich."

Catherine küßte die Hände der Mutter und ging nachdenklich an ihre Arbeit.

Herr von Meerheim übereilte nichts. Er war zwar der Siege so gewohnt, daß er sich selbst über seine Geduld mit diesem kleinen Mädchen wunderte. Indessen war dies kleine Mädchen so unvergleichlich schön und nebenbei die einzige Erbin eines eben so reichen, als kränklichen Vaters, daß ihn dies vor seiner eigenen Eitelkeit rechtfertigte. Er gab sich viel Mühe, um Catherinen zu gefallen. Das ist freilich im Durchschnitt das sicherste Mittel, um zu mißfallen; da er sich aber nur anstrengte, um unliebenswürdige Seiten zu verbergen, nicht um mit liebenswürdigen zu glänzen, so gelang seine Absicht: er gefiel ihr.

Dann gewöhnte sie sich an ihn. Er tanzte mit ihr den ersten Walzer, er fuhr sie Schlitten, er arrangirte im Sommer allerliebste Partien über Land, er legte zu ihrem Geburtstag die seltensten Blumen ihr zu Füßen, zu Weihnachten die elegantesten Bonbons, er accompagnirte ihren Gesang vortrefflich auf

dem Piano. Kurz, die Sache machte sich. Himmel! werden die Männer denken und sich nach Blumen und Zuckerwerk umthun, ist denn eine reiche Erbin wie ein Colibri damit zu fangen? Nein, meine Herren, aber mit der Gewohnheit sehr oft!

Catherinens Vater lag an einer abzehrenden Krankheit unheilbar danieder. Meerheim, der seit zwei Jahren vertraulich in dem Hause ein- und ausging, benahm sich theilnehmend, sorgsam und freundlich gegen den Kranken, besuchte ihn täglich, las und plauderte ihm vor, und ging immer, wenn Catherine kam, oder bat sie zu gehen, wenn er kam, damit er ihr wirklich einen Theil der Pflege abnehmen möge. Das rührte sie. Sie ahnte keine Absicht!

Wieder saß sie einst auf einem Fußbänkchen neben des Vaters Lager, als der anhub:

„Ich habe nie etwas gewünscht, was Dir schwer fallen konnte, meine Cathi, dafür erfülle jetzt einen Wunsch, der ganz heimlich Deinem Herzen lieb sein muß, und gieb Meerheim Deine Hand. Du wirst dadurch meine letzten Tage versüßen."

Sie glitt auf ihre Knie herab und sagte weinend:

„Mein guter Vater, so wie Du nur bestimmt einen Wunsch aussprichst, bin ich ja glückselig Dir gehorchen zu dürfen! ich konnte bisher nie wissen, ob es wirklich Dein Ernst sei. Jetzt bin ich aber Meerheims Braut, und seine Frau — wann er will."

Sie drückte ihr Gesicht an des Vaters Brust, und setzte sich dann wieder auf ihr Bänkchen. Als

Meerheim kam und ihr mit der Hand ein Zeichen machte zu gehen, blieb sie sitzen, nahm seine Hand, küßte sie und fragte:

„Wird diese Hand mich so mild und liebevoll führen, wie sie meinen Vater gepflegt hat?“

Ueberrascht und hocherfreut kniete Meerheim zu ihr nieder und nach drei Tagen wurden sie getraut im Zimmer des Kranken, dessen Auge sich zum letzten Mal verklärte, als er sein Kind im Brautkranz sah.

Am nächsten Morgen war er todt. Als Catherine herunter kam, fand sie eine Leiche. Sie zitterte so, daß ihre Zähne zusammen schlugen. Sie fragte:

„Mutter, warum hast Du mich nicht gerufen?“

„Er wollte es nicht.“

„Er wollte es nicht? wollte nicht seinem Kinde den letzten Blick gönnen? o daran ist Meerheim schuld, bin ich schuld, weil ich seine Frau werden mußte! Wie schwer wird es meinem Vater geworden sein zu sterben, ohne die Hand auf meine Stirn zu legen!“

„Liebe Cathi, er sprach: Ich habe sie gesegnet mit jedem Athemzug und in jedem Moment — jetzt soll sie nicht aus dem Arm der Liebe ans Bett des Todes treten.“

„Immer Rücksichten auf mich! O Mutter, wie konntest Du das über Dein Herz bringen! — Meerheim, rief sie ihrem eben eintretenden Manne zu, ich beschwöre Dich, versprich mir nie Rücksicht auf mich zu nehmen, sondern immer das zu thun, was

Dir Freude macht. Rücksichten sollen das Herz schonen und ach! oft verwunden sie es schmerzlich."

Sie hätte nicht nöthig gehabt ihm dies Versprechen abzufordern. Er hatte sich aufs Aeußerste angestrengt, um während seiner Bewerbung aux petits soins mit ihr zu sein. Jetzt war sie seine Frau, folglich war es jetzt vollkommen überflüssig. In der ersten Zeit war er heftig in ihre Schönheit verliebt und lebte freundlich mit ihr. Indessen — stets zu den Füßen oder in den Armen einer und derselben Frau zu liegen und ihr zu sagen, daß sie schön sei — das ist auf die Dauer langweilig, besonders wenn diese Frau die eigene ist; bei der eines Andern geht es leichter. Und Letzteres versuchte er wieder nach seiner fröhlichen Junggesellen-Gewohnheit.

Niemand hatte weniger als Catherine die üble Eigenschaft einem Manne durch übergroße Zärtlichkeit lästig zu werden. Sie war zu sehr gesucht worden, sie war viel zu stolz und viel zu bescheiden, um sich aufzudrängen. Da sie nie eine innige Neigung für Meerheim gehegt hatte, so kränkte es sie nicht, als er gleichgültiger gegen sie ward; sie blieb, wie sie gewesen, und hoffte, es werde sich ein ruhiges, eheliches Verhältniß zwischen ihnen feststellen, das durch die Geburt eines Kindes vielleicht ein herzlich glückliches werden könne. Sie sah diesem Augenblick mit Sehnsucht entgegen; sie dachte an das Wort ihrer Mutter. In ihrem Herzen lag ein Land brach, dessen Grenze sie selbst nicht kannte.

Manche Frauen beſitzen das Talent jeden Zuſtand wie ein Gewand zu behandeln, worin ſie ſich aufs Vortheilhafteſte drapiren. Alles muß ihnen dienen, um Effect zu machen, um bemerkt zu werden. In jede Lage werfen ſie ſich, wie in eine maleriſche Attitüde. Sogar aus einer Schwangerſchaft machen ſie Alles, was daraus zu machen und nicht zu machen iſt.

Das verſtand Catherine nicht. Sie machte ihre Bläſſe nicht zu einem ſentimentalen Aushängeſchild von Koketterie, und ſtatt ſich auf die Sophas in fremden Salons fatiguirt hinzuſtrecken, blieb ſie ruhig auf ihrem eigenen und ließ Meerheim allein die Geſellſchaft beſuchen. Sie pflegte ſeine Rückkehr zu erwarten und war gewöhnlich bis ein Uhr Nachts auf; denn das war die Stunde, wo er heimkam, ſeit er, als geſetzter Ehemann, das läſtige Tänzerhandwerk bei Seite gelegt.

Eines Abends ward es drei Uhr, und Meerheim kam nicht. Catherine ging ſchlafen. Freundlich ſagte ſie am nächſten Morgen beim Frühſtück:

„Haſt Du Dich gut unterhalten, lieber Stephan? erzähle doch!“

„Ja, ſagt' er, ſehr gut! ich tanzte.“

„Ah, Du tanzteſt! das iſt liebenswürdig. Und mit wem denn? waren beſonders gute Tänzerinnen?“

Er nannte Einige. Der Zufall wollte, daß eine dieſer Damen ſo eben bei Catherinen vorfuhr, um ſie in aller Frühe um ihre Loge zu bitten. Catherine

gewährte gern, und als das Thema verhandelt war, sagte sie:

„Nun, Gräfin, hat mein Mann das Tanzen noch nicht verlernt?“

„Das weiß ich nicht“ — sagte die Gräfin und sah sie groß an.

„Sie müßten es doch beurtheilen können, da Sie gestern mit ihm getanzt.“

Die Gräfin erwiederte ruhig: „Das ist ein Irrthum; ich hab ihn nicht gesehen, viel weniger mit ihm getanzt; und er war ja auch gestern gar nicht in der Soirée.“

„Nicht?“ fragte Catherine zerstreut. Sie glaubte, ihr Mann habe gespielt. Es fiel ihr ein, daß man ihm früher diese Leidenschaft schuld gegeben, und es schmerzte sie, daß er unwahr gegen sie gewesen. Er war entflohn, als man die Gräfin meldete. Catherine ging zu ihm, nachdem der Besuch sie verlassen, und fand ihn, wie gewöhnlich, auf dem Sopha liegend, und aus seiner langen türkischen Pfeife tiefsinnige Wolken aufsteigen lassend.

Ohne Umschweif, aber lieblich ihn umschlingend sagte sie:

„Stephan, wo bist Du gestern Abend gewesen?“

„Du weißt es“ — entgegnete er mürrisch.

„Nein, denn Du warst nicht beim Oberpräsidenten.“

„Catherine, fuhr er auf, Du unterstehst Dich mir nachspüren zu lassen?“

„O Gott behüte mich! erwiederte ſie erſchrocken; aber die Thalberg ſagt's, und da bin ich bange, daß Du ſpielſt."

„Und wenn ichs thäte, was liegt an einer Handvoll Louisdor? Uebrigens hab' ich nicht geſpielt, auf Ehre nicht! aber es langweilt mich, daß Du Dich um jeden meiner Schritte bekümmerſt. Es wird läſtig über das Thun und Laſſen Rechnung ablegen zu müſſen."

„Es iſt zum erſten und letzten Mal geſchehen, lieber Stephan" — ſagte Catherine ſanft, und ſprach von andern Dingen.

Da eine kleine allerliebſte Schauſpielerin für den Augenblick Meerheims declarirter Schützling war, ſo langweilten ihn die Soiréen, er ging ins Theater, um ſie ſpielen zu ſehen, nach dem Theater zu ihr und kam erſt immer gegen Morgen nach Hauſe. Catherine wartete. Allein es wurde ſpäter und ſpäter. Da ſprach ſie einſt:

„Du könnteſt mir wol ſagen, lieber Stephan, wenn Du ſo ſehr ſpät nach Hauſe zu kommen gedenkſt; Du weißt, ich warte auf Dich."

„Das iſt ganz thöricht, genire Dich nicht! ich ſehe überhaupt nicht ein, weshalb Du mich erwarteſt."

„Um Dir gute Nacht zu ſagen."

„Das iſt ſehr freundlich von Dir, ganz charmant, liebe Catherine, allein es könnte Dir doch ſchaden. Ich bitte Dich, geh ſchlafen, wann Du willſt, ich

werde Dir gute Nacht sagen, ehe ich in die Gesellschaft gehe."

Catherinens Mutter fühlte sich in der Seele ihrer Tochter über Meerheims Betragen gekränkt, und beging die Unvorsichtigkeit derselben zu sagen, was ihren Mann so sehr beschäftige. Catherine erwiederte:

„Warum sagst Du mir das, gute Mutter? ich stand ihm bis jetzt so unbefangen gegenüber, und nun ist mir's, als hätte ich ein böses Gewissen."

„Du, mein Kind? er hat es!"

„Nein, auch ich; denn ich habe etwas gegen ihn auf dem Herzen, was ich ihm nicht sagen darf."

„Weshalb nicht? vielleicht wär' es gut, wenn Du mit ihm redetest, ihm Vorstellungen machtest" . . . . —

„Nicht um die Welt, Mutter! denn, wenn die Vorstellungen nichts fruchteten, was dann? — Nein, ich ignorire Alles und warte, bis die Laune vorüber gegangen ist."

Beide Eheleute blieben unverändert in ihrem Benehmen. Einmal erwachte Catherine, als ihres Mannes Wagen in das Thor fuhr. Sie sah nach der Uhr: es war acht in der Frühe. „Das ist doch ein Scandal, dachte sie, am hellen Morgen!"

Sie kam nieder, hatte ein allerliebstes Töchterchen, erhob sich schöner und blühender denn je aus dem Wochenbett, und dachte oft unwillkürlich, wenn sie vor den Spiegel trat, daß sie wol neben jeder Frau siegreich bestehen könne. Aber was auch andere Männer denken mogten — Meerheim war nicht der Mei-

nung. Nur der ſtarke Mann weiß den Beſitz wie eine Krone zu tragen. Catherine fühlte die Unmöglichkeit ſich ihm anzuſchließen. Selbſt in dem Kinde fand ſie keinen Berührungspunkt mit ihm. Er war zu oberflächlich, um auf die Tändeleien der unſäglichſten Liebe eingehen zu können. Er beſuchte jeden Morgen die kleine Stephanie, und fragte, ungefähr in dem Ton wie auch der Arzt fragte, ob ſie gut geſchlafen, und erzählte Catherine ihm Wunderdinge von ihren ſich entwickelnden Gaben und Talenten — die freilich etwas ſchwer zu glauben waren — ſo hörte er nicht hin oder ſchüttelte weiſe den Kopf und ſprach:

„Aber welche Thorheit, gute Catherine!“

Indeſſen war es ihm doch ſehr lieb das Kind zu haben, weil er ſah, daß ſeine Frau ganz davon in Anſpruch genommen und beſchäftigt ward.

„Wenn Stephanie ein Jahr alt iſt, will ich einen Sohn haben, ſagte er einſt, nicht wahr, Catherine?“

„Ihr ſeid unerträglich mit Euren Söhnen, antwortete ſie lächelnd, ihr Väter! die Mütter wollen nur Kinder.“

„Ja, ſagte er brutal, das iſt die Paſſion der Frauen.“

Catherine erröthete bis zur Stirn, aber ſie nahm ſich zuſammen und antwortete:

„Man kann an einem Kinde genug Freude und Schmerz erleben; ich bin's zufrieden, wenn Stephanie die Einzige bleibt.“

„Warum nicht gar! Frauen haben eine ſo ent-

ſchiedene Neigung zum männlichen Geſchlecht, daß ihnen allen die Söhne lieber ſind."

„Ich will keinen!" rief Catherine gereizt und übereilt.

„Da hören Sie es, Mama, wandte ſich Meerheim zu der anweſenden Schwiegermutter, ſie will keinen Sohn und ſie thut nur, was ſie will; ihr Trotzkopf iſt ohne Gleichen. Sie hätten Ihre Tochter beſſer erziehen ſollen." Er ging triumphirend. Dies eine unbedachtſame Wort Catherinens gab ihm Gelegenheit zum Mißvergnügen und zur Klage über ſie. Er bildete ſich nach dieſer Scene ein, groſſe Zärtlichkeit für ſie zu hegen und von ihr zurückgewieſen zu ſein.

Die Mutter rieth Catherinen ihn um Vergebung zu bitten. Sie erwiederte:

„Wie gern! wenn ich nur wüßte, daß er darin den Wunſch meines Herzens und keine Gemeinheit ſehen wollte."

Doch als ſie einſt mit ihm allein war, benutzte ſie den ſeltnen Augenblick.

„Stephan, wenn ich Dich neulich durch ein übereiltes, thörichtes Wort verletzt habe, ſo verzeih mir! es ſchmerzt mich, wenn Du mich verkennſt."

Er ſtand im Fenſter und ſah auf die Straße hinab, während ſie ſprach. Sie hatte den Arm um ſeinen Nacken und die andere Hand an ſeine Wange gelegt, um ſein Geſicht zu ſich hin zu wenden. Da

ging Mademoiſelle Sinclair unten vorüber. Er machte ſich raſch von Catherine los und ſagte:

„Ich verkenne Dich ganz und gar nicht; ich weiß aber jetzt, wie Du für mich geſinnt biſt.“ Und eilig verließ er das Zimmer. Catherine lächelte bitter. Sie fühlte, daß er einen Vorwand ſuchte. Sie zog ſich ganz von ihm zurück und lebte nur für die kleine Stephanie. Aber ſie grämte ſich. Keine Härte, keine Grauſamkeit iſt ſo ſchmerzlich für eine Frau als Vernachläſſigung. Die Mutter rieth ihr zur Scheidung. Catherine wollte nicht. „Er kann ſich ändern! er iſt noch jung! er hat noch keinen éclat gemacht, warum ſoll ich es thun?“ — ſo ſprach ſie.

Sie war einſt im Schauſpiel, wo ihre Lieblingsoper, auf die ſie ſich lange gefreut, gegeben wurde. In der Loge ihr gegenüber ſaß Mademoiſelle Sinclair, und in der Mitte des erſten Aufzugs erſchien Meerheim neben derſelben. Catherine verließ im Zwiſchenact die Oper.

Als Meerheim am nächſten Morgen Stephanie ſeinen Beſuch abſtattete, nahm Catherine ihn unter den Arm und führte ihn in ihr Zimmer. Da ſprach ſie:

„Lieber Stephan, ich habe Alles ignorirt, ſo lange es möglich war, und jetzt will ich auch weiter nichts als Dich bitten: laß mir die Möglichkeit ferner zu ignoriren.“

„Das hängt ja lediglich von Dir ab.“

„Nein, Stephan! ſobald Du Dich vor meinen Augen zeigſt, wie es ſich für uns Beide nicht ſchickt,

kann ich es nicht mehr. Da Du wußteſt, daß ich geſtern in der Oper war, ſo hätteſt Du in meine Loge kommen müſſen — oder gar nicht."

„Originelle Prätenſion!"

„Oder in jede andre Loge, nur nicht in die, wo Du Dich zeigteſt. Dieſe Rückſicht mußt Du nehmen, Stephan."

„Es iſt ungefähr ein Jahr, daß Du mich mit heißen Thränen beſchworſt nie Rückſicht auf Dich zu nehmen — und jetzt begehrſt Du es in einem Ton, der ſich nicht für eine Frau geziemt."

„Ich wußte damals nicht, daß man die Rückſichtloſigkeit bis zur — verzeih das ſtrenge Wort, aber mir fällt kein andres ein — bis zur Frechheit treiben könne."

„Mein Kind, den Hofmeiſtern bin ich ſeit meinem vierzehnten Jahre entwachſen. Spiele die Gouvernante bei Deiner Tochter, nicht bei mir."

„Ich ſpiele keine Rolle, Stephan, es iſt mir heiliger Ernſt. Wie Eheleute mit einander leben wollen, das haben ſie unter ſich abzumachen und niemand hat danach zu fragen; allein der äußere Anſtand muß vor fremden Augen beobachtet werden. Das kann ich verlangen, das verlang' ich."

Statt zu antworten zuckte Meerheim die Achſeln, pfiff ein Liedchen und ging von dannen. Damit aber Catherine ſich nicht einbilden dürfe, daß ihre Worte Eindruck auf ihn gemacht, ging er, wie der Eigenſinn pflegt, über alle Grenzen, und trat mit Mademoiſelle Sinclair eine Reiſe nach Baden-Baden an. Cathe-

rine ſchrieb ihm dorthin, daß ſie ſein Haus mit dem ihrer Mutter vertauſcht habe, und erſt dann zu ihm zurückgehen würde, wenn er ohne ſeine Begleiterin heimkehre.

Meerheim antwortete: er ſtehe im Begriff mit ihr auf ein Jahr nach Paris zu gehen. Catherine leitete darauf die Scheidung ein. Er war ziemlich verdrießlich, denn er verlor dadurch ihr Vermögen, und fing überdies an einzuſehen, daß Mademoiſelle Sinclair mittelmäßig hübſch, aber ausnehmend leichtfertig ſei — zugleich aber auch, daß er den Moment der Verſöhnung mit ſeiner Frau habe vorübergehen laſſen, und da nichts zu machen war, ſo zeigte er ſich vollkommen zufrieden. Die Scheidung erfolgte ſehr ſchnell; Catherine behielt ihre Tochter und war auf einmal unabhängig, und recht glücklich über ihre Freiheit, glücklich wie der aus dem Käfig entſchlüpfte Kanarienvogel iſt, ohne zu wiſſen, was ſie damit anfangen werde.

Es war ein harter Schlag, daß ihre Mutter plötzlich ſtarb. In tiefer Einſamkeit ſtand ſie mit der zweijährigen Stephanie auf der Welt. Sie dachte nicht daran ſich wieder zu verheirathen. „Die Männer ſind erbärmlich, ſagte ſie oft, verſtehen nur zu unterdrücken, nicht aber edel zu herrſchen — dagegen aber beherrſcht zu werden, wenn die Frau ſich dazu hergeben mag. Ich kann das Geſchlecht nicht dulden.“

Sie langweilte ſich. Ein Kind von zwei Jahren, oder, was mehr ſagen will, aus einer unglücklichen

Ehe, füllt das Leben nicht aus. Ihr Arzt ſchickte ſie mehr der Zerſtreuung als der Geſundheit wegen nach Ems. Sie brauchte eifrig die Cur, ſah Menſchen, und dankte dem Himmel, als ſie nach vier Wochen auf dem Dampfſchiff ſaß, das ſie den Rhein hinab nach Cöln und Düſſeldorf tragen ſollte. Ein alter engliſcher Admiral, mit dem ſie viel in Ems umgegangen war, und der ſie lieb gewonnen, machte dieſelbe Fahrt, und freute ſich herzlich ſie ſo froh zu ſehen, wie ſie ſelten nur war. Sie ſaß am Steuer, Stephanie auf ihrem Schooß; das Dampfſchiff ſchoß brauſend den Strom hinab, die friſche Luft wehte in den Locken von Mutter und Kind. Der Admiral, ein habitué des Rheins, wie alle Engländer, nannte und erklärte ihr die Landſchaftsbilder, welche ſich vor ihnen entfalteten, Nonnenwerth, Rolandseck, Drachenfels. Einige Reiſende verſammelten ſich um ſie, die ſchöne Familie — denn dafür hielt man ſie — zu bewundern; den alten Mann mit dem impoſanten, weißumlockten Haupt, die ſtrahlend ſchöne Frau, das holde Kind. Ein Maler trug ſogleich die Gruppe in ſein Album ein.

Der Admiral ging zum Speiſen in die eine Kajüte; Stephanie mit ihrer Wärterin zum Schlafen in die andere; Catherine blieb allein auf dem Verdeck, und blätterte in dem dritten Geſang von Childe Harold, den ſie auf der Bank gefunden. Ein Mann ging raſchen Schrittes dem Platze zu, wo ſie ſaß. Als er ſein Buch in ihren Händen ſah, blieb er ſtehen und be-

trachtete sie. Beim ruhigen Lesen oder Zuhören sind manche Gesichter wunderbar anziehend: sie geben wieder, was der Geist in sich aufnimmt; andre hingegen schauen so stupide drein, daß man nicht begreift, weshalb sie lesen oder zuhören. Catherinens Physiognomie gehörte nicht zu der letzten Sorte. Mogte sie jedoch in den Byron vertieft sein, wie sie wollte, sie mußte bemerken, daß drei Schritt von ihr ein scharfer Beobachter stand. Das ärgerte sie; sie legte das Buch fort und wollte einen strengen Blick auf diesen impertinenten Menschen werfen. Doch als sie die Augen aufschlug, ging ihr Aerger in der äußersten Ueberraschung auf — so schön war dieser Mann! Eine Schönheit erster Ordnung, vollkommen vom Scheitel zur Sohle, untadelhaft, wie die Natur in ihren Festtagslaunen ist! ein moderner Adonis, ohne die Ruhe der Antike, nur mit ihrer Regelmäßigkeit, und diese belebt, beseelt, durchgeistet. Ein Paar Secunden lang vergaß Catherine gänzlich, daß diese Erscheinung Mensch sei, und heftete athemlos, beinah erschrocken, den Blick darauf. Dann entsann sie sich ihres Aergers, ärgerte sich noch einmal so heftig — bis der Fremde ihr das Buch wieder anbot, sie bat sich nicht in der Lectüre stören zu lassen, und sich entfernte. Allein sie war gestört, und weder die Lieblichkeit der Gegend noch die Schönheit des Gedichts machten Eindruck auf sie. „O wie himmlisch ist das Menschenantlitz, dachte Catherine, da es allen Glanz der Natur und allen Zauber der Kunst vernichtet! Mit

des Menschen Schönheit verglichen, ist die ganze Welt ein Traum neben der Wirklichkeit. Und das soll so sein, denn der Mensch ist das Kleinod der Welt, darum hat ihn der Schöpfer so geschmückt, und wer dagegen unempfindlich ist, der hätte lieber blind und taub und stumm im Himmel oder sonst wo! bleiben und sich nicht auf die Erde herab bemühen dürfen."

Nach einer Weile erschien der Admiral mit dem schönen Fremden auf dem Verdeck, und stellte ihn Catherinen als seinen Landsmann, Sir Richard Desmond vor, der nach mehrjährigen Reisen auf der Heimkehr nach England sei. Man sprach, man erzählte, man gefiel sich außerordentlich; im Flug war der Abend da und Cöln erreicht. Es war zu spät, um, wie Catherine wünschte, den Dom noch zu besehen, aber sie gingen alle drei lange im Mondschein auf der Schiffbrücke spazieren, die vor dem Gasthof zum großen Rheinberg liegt, und nach Deuz hinüberführt. Zum ersten Mal in ihrem Leben war Catherine froh über die Gegenwart eines Mannes, und herzlich froh, als Desmond erklärte, er werde auch zwei Tage in Cöln verweilen; dann wollte er die Niederlande durchreisen. Zum ersten Mal in ihrem Leben sah sie einen Mann freundlich an.

Desmond kam aus Spanien. Die Spanierinnen verwöhnen die Männer, gegen ihre Grazie und ihre Glut erscheinen alle andern Frauen linkisch oder manierirt, und kalt. Aber er war so blasirt, daß er ein halbes Jahr in Cadix gelebt hatte, ohne die berühm-

testen Schönheiten auch nur eines Blickes zu würdigen, und wären sie ihm zu Füßen gesunken, so würd' er mit einem melancholischen Lächeln an ihnen vorüber gegangen sein, und doch war er erst sieben und zwanzig Jahr alt! Seine Schönheit hatte ihn elend gemacht. Bei siebzehn Jahren reich und selbständig, war er die Puppe und der Abgott der Frauen. Jede Schattirung der Liebe und Leidenschaft war an ihm und mit ihm geübt. Ohne die Energie, welche in einem Moment des Ueberdrusses oder des Zorns, oder aus freier Kraft unwürdige Fesseln sprengt und dem Leben eine neue Richtung giebt, ging er fort auf der einmal betretenen Bahn und verschleuderte das Gold des Gefühls in gemeiner Scheidemünze, bis sein Herz leer und bettelarm war — denn für Gold kauft man einen Juwel, aber für Kupfergeld gefärbtes Glas. Lieben konnte er nicht mehr; besitzen ohne zu lieben — mogte er nicht mehr. Er war gleichgültig, jedoch nicht übermüthig, sondern traurig gleichgültig. Ein solcher Mann ist aber ganz gewiß unwiderstehlich. Die Gleichgültigkeit zu überwinden und in Theilnahme — die Trauer in Freude zu verwandeln — ein doppelter Triumph! der eine befriedigt die Eitelkeit, der andre die mitleidige Liebe. Wol giebt es eine Liebe, die den geliebten Gegenstand so hoch stellt, daß er über den Thränen des Mitleids, wie der Gipfel des Hochgebirges über den Wolken ist; aber im Menschenherzen sind so zahllose Nüancen von Liebe, daß die mitleidige als eine sehr anmuthige betrachtet werden muß,

obgleich ſie gewiß auf die Dauer ihre Friſche verliert, und fahl und matt wird. Ihr Urſprung iſt aber, wie die göttliche, Erbarmen.

Seit langer, langer Zeit hatte Desmond kein ſolches Intereſſe empfunden, als beim Anblick Catherinens. Die Ruhe und Sorgloſigkeit ihrer Erſcheinung gab ihr, wie einer Göttin, einen Ausdruck von Frieden, in welchem man ſie und ſich ſelbſt geborgen glaubte. „Sie muß alles Glück erreicht haben und mittheilen können“ — dachte er.

Am nächſten Morgen gingen ſie zuſammen in den Dom, dieſen trauernden Koloß, der in der Vergangenheit auch nicht einen Moment der Vollendung gehabt hat, ihn eben ſo wenig in der Zukunft haben wird, und nun in der Gegenwart daſteht als ein Mittelding zwiſchen Ruine und Unfertigkeit.

„Ein verkümmertes Kunſtwerk macht mich melancholiſch wie ein verkümmerter Menſch — ſagte Desmond — wie jede Exiſtenz ohne Blüthentag.“

„Dann haben Sie viel Anlaß zur Melancholie, entgegnete Catherine, denn ſelten nur gelangt eine Exiſtenz zur Entwickelung ihrer vollen Schönheit. So lange die Sonne ihr ſcheint, treibt ſie erſt Keime, und wenn ſie die Blüthen entfalten mögte, ſcheint keine Sonne mehr. Das iſt auch die Geſchichte dieſer Kirche.“

„Himmel! rief der Admiral, betrachtet doch das Einzelne, Ihr Leute! freut Euch an deſſen Vollen-

dung! In den Einzelheiten iſt immer Troſt und Freude, wenn es mit der Maſſe nicht glücken will.“

„Iſt die Erreichung von kleinen Zwecken Erſatz für die Unerreichbarkeit des großen Zieles?“ fragte Catherine.

„Ja, für den Genügſamen, den Verſtändigen, den vom Leben durch und durch Gearbeiteten. Davon will man freilich in der Jugend nichts wiſſen; man nennt die Beſchränkung Beſchränktheit, man ſtreckt die Hand nach dem Größten, dem Fernſten aus, und müht ſich umſonſt jenes zu überwältigen, dieſes zu erreichen. Hat man nun brav Zeit und Kraft damit verſchwendet, und iſt der gute Wille nicht im Unmuth verloren gegangen, ſo beſinnt man ſich am Ende denn doch, thut das Nächſte, wenn es auch etwas Kleines iſt, und ſorgt dafür, daß der Braten an den Spieß komme, da die gebratnen Tauben einem nur im Märchen in den Mund fliegen.“

„Als Jünger dieſer Philoſophie ſind Sie beneidenswerth glücklich, ſagte Desmond; aber es iſt nicht jeder glücklich, der es ſein will! dazu gehören Talent, Umſtände, vielleicht eine beſondere Organiſation, und ganz beſtimmt — Glück.“

„Nicht doch! entgegnete der Admiral, nur Uebereinſtimmung zwiſchen Wollen und Können! Nur Klarheit, um das Bedürfniß unſers innerſten Weſens zu erkennen, Ausdauer, um es zu erringen, Kraft, um es feſt zu halten.“

„Lieber Admiral, ſagte Catherine, wenn man Sie

hört, meint man, es sei nichts leichter, als mit beiden Füßen ins Glück nur so hineinzuspringen."

„Haben Sie es schon versucht?" fragte er.

„Nein, ich hab' immer gewartet, daß es zu mir kommen möge."

„Und es vielleicht darüber versäumt! also künftig — muthig hinein!"

„Ich habe wol Muth" — sprach sie und sah ihn hell an mit ihren strahlenden Augen.

„Ich nicht" — sagte Desmond, und sein Ausdruck wurde noch melancholischer als gewöhnlich. Catherine sah ihn an, so erstaunt, daß er lächeln mußte.

„Unbegreiflich!" rief sie und ging den Chor hinab. Desmond blickte ihr sinnend nach. Ihr frisches Herz erquickte sein verwelktes. In die von Sonnenglut versengte Wüste seines Wesens hätte er gern diese Palme gepflanzt. „O sie muß mein werden!" sprach er zu sich selbst und folgte ihr. Sie stand an einem Pfeiler, um den sie den rechten Arm geschlungen, in der Linken hielt sie ihren Hut und, den Kopf zurückgelegt, betrachtete sie das kühne Gewölbe. Desmond nahm den Hut, sprechend:

„Lassen Sie mich ihn tragen" — und als Catherine die Hand losließ ohne hinzusehen, bog er sich vor und küßte ihre Wange. Wie von einer Natter gestochen fuhr Catherine zusammen, und ohne ihn anzublicken, begab sie sich ins Schatzkämmerlein der heiligen drei Könige, wo der Admiral schon den Erzählungen des Sacristans lauschte.

Hätte ſie mich nur angeſehen, ganz flüchtig, mit halbem Blick, bevor ſie ging — dachte Desmond — ſo wüßt' ich ſchon wiſſen was ſie meinte. War ſie gekränkt, verlegen, zornig, erfreut, beleidigt? ... wie ſoll ich das erfahren? Er drehte den kleinen Strohhut hin und her, er rollte das Band zwiſchen ſeinen Fingern, er ſtreifte mit den Lippen darüber — allein dadurch erfuhr er nichts, und verſäumte vielmehr den Augenblick, wo der Admiral und Catherine den Dom verlaſſen wollten. Unter dem Portal rief ſie indeſſen doch nach ihrem Hut; der Admiral kehrte zurück, ging Desmond eilfertig entgegen, fragte: „Wo treiben Sie Sich denn umher?“ und nahm ihm ohne Umſtände den Hut ab. Doch konnte Catherine ihn nicht ſchnell genug aufſetzen, um zu verhindern, daß Desmond ihre thränenfeuchten Wimpern ſah. Sie hatte geweint! Das war ihm nicht eingefallen!

Aber wirklich, ſie hatte geweint aus tiefer, unſäglicher Beſchämung. Nicht blos ſittſam in der äußern Erſcheinung, ſondern keuſch in der Seele, erſchrack ſie — nicht vor ihm, aber vor ſich ſelbſt, weil ſie — ihm nicht zürnen konnte. Der Vater hatte ihre Stirn geküßt, der Gemahl ihre Lippen, ſie hatte ſich's eben nur gefallen laſſen. Und dieſer Kuß, dieſer leiſe Hauch, preßte ihr das Herz zuſammen, daß ſie athemlos war. Entſetzlich! — dachte ſie — wie kann mir ſo etwas begegnen? wie kann ein Menſch mir gegenüber ſo etwas wagen?

Sie zog den Hut tief ins Geſicht, klagte über

Müdigkeit und warf ſich, im Gaſthof angelangt, aufs Sopha, wo ſie den Thränen freien Lauf ließ. Sobald man weiß, warum man weint, ſind Thränen ſchmerzlich, denn ſie fließen um ein Weh; weiß man es aber nicht ganz genau — und das paſſirt bisweilen — ſo können ſie recht ſüß ſein: die Ueberfülle des Herzens ſtrömt ſich in ihnen aus. Dies iſt eine Wolluſt, welche die Frauen vor den Männern voraus haben, denn es wird keinem Manne einfallen ſich aufs Sopha zu legen um friedlich zu weinen, ja, er wird kaum dieſe Möglichkeit begreifen.

Während Catherine weinte, ſann ſie nach, welch eine Bedeutung dieſer Kuß haben könne. Gar keine! ... aber iſt denn nicht ein Kuß etwas ſehr Ernſtes, Bedeutungsvolles, eine kleine Hieroglyphe, die zuweilen der Name eines Gottes iſt? — Einen Scherz! ... o, ich bin aber keine Perſon, mit der man Scherz treibt. — Ernſt? ... als mein Vater mich verlobte, küßte Meerheim meine Wange ... Gott behüte mich! — Sie ſprang raſch auf und wuſch ihre Augen.

Beim Diner war Desmond ſehr geſprächig, erzählte viel von Spanien, das er in allen Richtungen durchſtreift, von den ſchönen Andaluſierinnen, von den Mönchen des Monſerrat, von den in Kirchen und Klöſtern vergrabenen Schätzen der Malerei, von den Denkmalen aus der Maurenherrſchaft.

„Wo die Jahrhunderte auf jeden Stein eine Geſchichte geſchrieben haben, ſagte er, wo die Quelle der Romantik ſo reich ſtrömt, daß die ſonſt nüchterne Ge-

ſchichte lieblich in ihr eingeſchreint liegt, wie Gebeine der Heiligen in einem Sarg von Kryſtall, und wo die Natur ſo reich iſt, daß Bilder des ſtarren Nordens und der afrikaniſchen Zone in demſelben Lande ſich aufrollen, da iſt das Leben keine Laſt."

„Nun, was thaten Sie da?" fragte der Admiral geſpannt.

„Nichts" — entgegnete Desmond.

„Und wie lange ertrugen Sie das, ohne umzukommen vor Langeweile?"

„Ich war achtzehn Monat in Spanien, und ich wiederhol' Ihnen, dort war das Leben nicht ſchwer. Erinnerungen, Gedanken, Poeſieen ſind die Atmoſphäre, in der man leicht athmet. Mit der Geſchichte des Cid, mit der Alhambra, mit einigen Bildern von Murillo, mit Don Quixotte — mache ich mich anheiſchig während eines Jahrs den Fuß in keinen Salon zu ſetzen."

„An die Salons denk' ich nicht, wenn ich von Thätigkeit rede, ſondern ans Parlament, an die Fregatte, an" . . . . —

„Das iſt nichts für mich" — unterbrach ihn Desmond.

„Aber ſobald Ihr Oheim ſtirbt, müſſen Sie ſeinen Platz im Oberhauſe einnehmen, und bis dahin kann es Ihnen ja gar nicht fehlen gewählt zu werden, wenn Sie Sich nur die geringſte Mühe deshalb geben wollen — vielleicht ſogar ohne Mühe, denn manche Menſchen haben Glück."

„Ich nicht! allein dieſe Art von Glück würd' ich nicht dafür anerkennen."

„Nun ja, mein Lieber, es giebt ein ſchöneres, und damit ſind Sie verwöhnt. Indeſſen werden Sie der praktiſchen Seite der Welt noch Intereſſe abgewinnen, oder — ſollten Sie vielleicht Dichter ſein?"

Desmond verneinte.

„Iſt mir lieb, fuhr der Admiral fort. Seit Byron, vor dem ich übrigens allen Reſpect habe, graſſirt das Poetiſiren wie eine trübe, gallige Krankheit, von der man einen Anfall aushalten muß. Aber wer ſie gehabt hat, wird davon ganz nervenſchwach und braucht oft das halbe Leben, um ſich nur einigermaßen zu erholen; alſo gratulir' ich Ihnen herzlich, daß Sie verſchont geblieben ſind. Aber wie verbrachten Sie denn Ihre Tage?"

„Ich zeichne etwas. Dies kleine Talent giebt der Gegenwart Flügel, und feſſelt die Vergangenheit."

„Da haben Sie gewiß ein intereſſantes Porteſeuille bei Sich?" fragte Catherine, die bis dahin immer geſchwiegen.

„Nicht bei mir! Es iſt mit meinen übrigen Habſeligkeiten zu Schiff nach England gegangen, denn ich reiſe gern mit wenigem Gepäck, weil es mir oft einfällt zu Fuß oder zu Pferd weite Strecken zurückzulegen. Aber bei ſolchen Streifereien entbehrt man zu viel, wenn man ſich daran gewöhnt hat allen comfort mit ſich herum zu ſchleppen — der überdies auch läſtig iſt."

„Alſo denken Sie Sich jetzt in England niederzulaſſen?“ fragte ſie.

„Vor der Hand, ja; doch auf wie lange, weiß ich nicht.“

„Sie müſſen jetzt England ſo gründlich kennen lernen, wie Sie das übrige weſtliche Europa kennen — ſagte der Admiral, denn ſie hat doch ihre ganz eigenthümlichen Vorzüge, die ſchöne Inſel! von denen ſie keine Ahnung haben. Seit acht Jahren reiſen Sie umher, und waren in der ganzen Zeit, wenn ich nicht irre, zwei Monat nur im Vaterland, als Sie die ſchöne Marquiſe d'Auband nach Brighton begleitet hatten.“

„Und drei Monat in Irland und den ſchottiſchen Hochlanden, ſetzte Desmond hinzu, wohin ich von Paris aus mit zwei liebenswürdigen Ruſſen reiſte.“

„Hat das Vaterland gar keinen Reiz für Sie?“ fragte Catherine.

„Desmond! rief der Admiral, vergeſſen Sie nicht, daß Sie Engländer ſind.“

„Englands Inſtitutionen ſind die erſten der Welt, und das Volk iſt das tüchtigſte auf dem Erdboden; — wenn dies Anerkenntniß Vaterlandsliebe ausmacht, ſo hege ich ſie; antwortete Desmond. Allein ich weiß nichts von einem magiſchen Bande, das uns an die Heimath feſſelt. Dazu gehören Eindrücke der Kindheit, Erinnerungen der Jugend, die mir fehlen; früh verwaiſt und ohne Geſchwiſter, war dieſe einſam und jene trübe. Für den, der keine Familie hat, mein

lieber Admiral, iſt die ſchöne Inſel, wie Sie ſie nennen, ſo öde wie die übrige Welt."

Catherinens Herz bebte bei dem gedämpften Ton, mit dem er ſprach. Sie hätte gern ein theilnehmendes, aufrichtendes Wort geſagt, aber ſie fürchtete, zu viel zu ſagen. Und dann fiel ihr ſein Benehmen im Dom ein und verſchüchterte ſie. Was denkt er von mir! was denkt er von mir! wiederholte ſie immer ganz heimlich. Wenn er vor ſich hin blickte oder mit dem Admiral redete, ſah ſie ſtets ſein herrliches Profil, edel und ernſt, wie ein Marmorbild im Mondſchein, und nur durch zwei tiefe Züge zu beiden Seiten des Mundes verrathend, daß es vom Leben mit glühendem Finger berührt worden. Wandte er ſich aber zu ihr, ſo löſten ſich die feſtgeſchloſſenen Lippen zum Lächeln auf — doch nicht zu jenem banalen, unerträglich langweiligen Lächeln, das manche Männer glauben annehmen zu müſſen, wenn ſie mit Frauen reden, und wodurch ſie ſich zu Carricaturen der Freundlichkeit machen. Desmond lächelte aus innerer Freude, wie man zuweilen beim unverhofften Anblick von etwas recht Schönem thut — und das fühlte ganz verſtohlen Catherinens Herz.

Sie fuhren gegen Abend in die Kirche, wo ein Meiſterwerk des Rubens, Petri Kreuzigung, zu bewundern iſt, ein Bild von ſchaudervoller, quälender Wahrheit. Und um dieſen Eindruck noch zu verſtärken, und zugleich die außerordentliche Richtigkeit der Zeichnung ins gehörige Licht zu ſtellen — denn der

Heilige wird den Kopf nach unten ans Kreuz genagelt — iſt eine Vorrichtung getroffen wie ein kleiner Galgen, unter dem man knieend, den Kopf empor gekehrt, Gelegenheit hat, die Verkürzungen und anatomiſchen Schönheiten des Gemäldes zu bewundern. Die Stellung iſt aber höchſt unbequem. Das fand auch Catherine. Sie ſtand bald auf und rief munter:

„Himmel, wenn es immer ſo läſtig iſt vor der Schönheit auf den Knieen zu liegen, ſo bedaure ich die Männer von Grund der Seele.“

Dabei rückte ſie ihren Hut zurecht, ſchüttelte den Staub von ihrem weißen Kleide und wehte ihn mit dem Taſchentuch von ihren Schuhen — aber ſo graziös, ſo kindlich heiter, daß Desmond unwillkürlich auf engliſch ſagte:

„Liebliches Kind!“ — Die Unterhaltung war beſtändig franzöſiſch geführt worden, doch Catherinens Erröthen zeigte, daß ſie ihn verſtanden. Er beſchwor ſie engliſch mit ihm zu reden.

„Nicht eher als bis ich in England geweſen bin“ — erwiederte ſie.

„Alſo beabſichtigen Sie dahin zu gehen? und wann?“

„O das weiß ich nicht — mit der Zeit! erſt kommt Italien.“

„Nein, nein! erſt mein liebes Vaterland!“

„Lieben Sie es plötzlich?“ fragte Catherine und lachte.

„Dann könnte ich es lieben.“

„Nur keine Fadaiſen!“ rief ſie und lachte noch mehr.

„Ja, zur Strafe, weil Sie mich auslachen.“

„Nicht doch, ſagte ſie ernſthaft, ich bin nur guter Laune! ſolche Veranſtaltungen, um irgend eine Schönheit recht gründlich zu genießen, beluſtigen mich. Ich meine, es iſt nicht die rechte Schönheit. Eine Luft giebt's, mit keiner andern zu verwechſeln noch zu vergleichen — die friſche, erquickende, wunderſam duftende Meerluft. So, unbezweifelbar und unvergleichlich, müſſen wir von der Schönheit berührt werden. Nicht?“

„Gewiß; aber warum werden wir es ſo ſelten von der des Menſchen?“

„Weil ſie überhaupt ſelten iſt, oder weil wir, von tauſend Vorurtheilen befangen, kaum wagen zu bewundern, oder weil“ .... — — Sie ſtockte; ſie wollte ſagen: weil ſich oft ſchmerzliche Wünſche daran knüpfen — aber ſie ſchwieg.

„Und wenn wir tief und mächtig von ihr berührt werden, fragte er weiter, was können, was dürfen wir dann thun?“

„In den Staub ſinken und anbeten“ — antwortete ſie gelaſſen, denn ſie bezog die Frage nicht auf ſich; und Desmond kniete nieder. Er mußte doch ebenfalls die Correktheit der Kreuzigung Petri veriſiziren.

Catherine ſtand Abends in ihrem Fenſter und blickte hinüber über den großen, ſtolzen Rhein, in welchem

ſich die Lichter und die Sterne ſpiegelten. Auf der Brücke zogen fröhliche Geſellen daher und ſangen: Freuet euch des Lebens. Ueber das Waſſer getragen klingt jede Muſik lieblich und Catherine lauſchte tief. Ein leiſes Klopfen an ihrer Thür bemerkte ſie nicht, denn ſie erſchrack ſichtlich, als Desmond an ihrer Seite ſtand. Die Lichter brannten trüb am andern Ende des großen Zimmers; die Luft wehete kühl über den Rhein — ſie ſchauerte in ſich zuſammen; vielleicht ging eine unheimliche Ahnung durch ihre Seele. Er ſagte:

„Ich liebe Sie.“

Sie nickte mit dem Kopf, als wiſſe ſie das lange und ſetzte nur hinzu:

„Und warum denn?“

„Weiß ich es? Oft hab' ichs gewußt bei andern Frauen, oft geliebt um ein Paar Augen, um eines Lächelns, um eines zarten Fußes willen, um tauſend Dinge, die nach drei Tagen ohne Reiz ſind.“

„Sie kennen mich erſt zwei Tage — warten Sie den dritten ab,“ ſprach ſie launig.

„Jetzt keinen Spott — ſagte er beſtimmt — meine Zukunft, die Wendung meines Schickſals ſteht bei Ihnen; geben Sie mir Ihre Hand! Ob Sie das Glück bei mir finden werden, muß Ihnen Ihr eigenes Herz verheißen; glänzende Verhältniſſe kann ich Ihnen bieten; fragen Sie den Admiral, er wird es beſtätigen — aber morgen müſſen Sie die Meine ſein.“

„Morgen!“ rief ſie ängſtlich.

„Warum nicht morgen, wenn Sie es doch in drei Wochen oder drei Monaten werden wollen? oder wollen Sie nicht?“

Sie ſchwieg, ſenkte das Haupt und faltete die Hände vor der Bruſt.

„Wie heißt Du?“ fragte er.

„Catherine,“ ſagte ſie faſt unhörbar.

„Oder wollteſt Du nicht, Cathi?“ fragte er, und hob ihren Kopf ſanft zwiſchen ſeinen Händen zu ſich empor.

„So nannte mich mein Vater!“ rief ſie und brach in Thränen aus.

Weinend Aug hat ſüßen Mund — ſteht ſchon im Parcival geſchrieben. Desmond drückte einen tiefen Kuß auf ihre Lippen und bat:

„Nun, ſo ſprich Dein Ja.“

„Wozu? entgegnete ſie blöde, ich küßte Dich.“

„O Du biſt ein holdſeliges Kind!“ rief er und ſchloß ſie innig an ſeine Bruſt.

„Aber morgen nicht“ — ſagte ſie plötzlich und machte ſich los.

„Ich verlaſſe nicht den Continent ohne Dich,“ ſprach er entſchieden.

„Nein; aber Cöln. Morgen muß ich dem Admiral erzählen, was er angerichtet hat mit ſeinen Lehren vom muthigen Erfaſſen des Glücks, und dann werden Sie Ihre Reiſeroute ändern, Sir Richard, mit uns den Rhein hinab und nach dem Haag gehen. Dort haben wir beide Geſandſchaften, folglich Lands-

leute, und dann — werden Sie künftig allein zu bestimmen haben."

So geschah es. Nach acht Tagen war Catherine wie durch eine Bezauberung an die Südküste von England auf den lieblichen Landsitz ihres Gemahls versetzt. Alles war ihr neu und interessant: Land und Volk, Sitte und Sprache, sogar der Gatte. Sie hatte viel zu thun sich mit all der Fremdheit bekannt zu machen; das beschäftigte sie angenehm. Desmond aber blieb ihr am fremdesten. Sie verstand nicht diese träumerische Existenz. Sie wollte Handlung von einem Manne, persönliches Eingreifen und Mitwirken in den Verhältnissen des Landes, der Zeit, kurz: eine Laufbahn. Und Desmond nahm des Morgens nach dem Frühstück die kleine Stephanie bei der Hand und trieb sich mit ihr den ganzen Tag im Park umher, der ihm außerordentlich gefiel, und wo er zwei Lieblingsplätze hatte, die ihn stundenlang festhielten: der eine auf einem Hügel unter prächtigen Catalpas, die ihre saftgrünen Blätter wie einen frischen Sonnenschirm über ihn hielten, mit der freien Aussicht auf die liebliche, bebaute, gartenmäßig gepflegte Landschaft, begrenzt durch das blaue Meer, auf dem die stolzen Schiffe mit weißen Segeln, wie kolossale Möven zogen; Alles hinweisend auf die Ferne, die Unermeßlichkeit, das Unerreichbare. Und der andere in einem Eichenwäldchen, durch das ein klarer, tiefer Bach strömte, dessen Ufer mit üppigen Gesträuchen bewachsen waren. Einer der alten Bäume streckte breite moos-

bewachsene Aeste über den Bach, und auf diesen Aesten lag Desmond wie in einer Hangematte. Ueber ihm rauschten die Zweige, unter ihm murmelte das Wasser, neben ihm flüsterten die Gesträuche: Alles geheimnißvoll, abgeschieden, eng beschränkt, nichts zu sehen als der blaue Himmel, der durch die grünen Blätter lauschte. Dies liebte Desmond.

Aber er liebte auch Catherine und Stephanie; er that Alles, was beide wünschten, und immer gütig, immer freundlich, allein so, daß nur das unbefangene Kind sich seiner Güte freute. Catherine sah, ihm war Alles gleichgültig, er hatte keine Wünsche; weshalb sollte er nicht fremde erfüllen? — Sie gab sich unsägliche Mühe ihn aus seiner Apathie aufzurütteln, ihn für irgend einen Lebenszweck zu gewinnen. Doch er verachtete den Ehrgeiz, und um Ruhm zu erringen, fühlte er sich zu schwach.

Aber sie liebte ihn. Darum — und weil sie sah, wie er an Stephanie hing, wünschte sie heiß, glühend, Mutter seiner Kinder zu werden. Sie dachte, die Liebe zu einem Sohn könne ihm doch vielleicht eine andere Seele einhauchen. Es grämte sie unsäglich, daß er umsonst gehofft hatte, an ihrer Hand ein kräftiges Dasein zu beginnen, daß er sich in ihr getäuscht hatte, daß sie ihm nichts sein konnte. Sie fühlte sich sehr unglücklich. Desmond sah es und mit Trauer. An meinem Herzen verwelkt auch diese prächtige Natur — sprach er zu sich selbst, und versank, statt sich

aufzurichten zur Rettung, zur Hülfe, nur noch tiefer in Melancholie. Es war ein ſchmerzliches Verhältniß.

Dabei lebten ſie in und mit der Welt, ſahen viele Menſchen bei ſich; Desmond war ein vollkommen liebenswürdiger Wirth, denn er ſtellte ſein Haus zur Verfügung ſeiner Gäſte und kümmerte ſich um niemand und um nichts. Er hielt Jagden, er ließ ſeine Pferde wettrennen, aber es war ihm gleichgültig, ob viele Füchſe erjagt wurden und ob ſeine Pferde ſiegten. Die Frauen fanden ihn höchſt intereſſant, die Männer nannten ihn einen guten Jungen; er zuckte über beides die Achſeln.

Wenn die Geſellſchaft Abends aus einander ging und Catherine ſich in ihr Zimmer zurückzog, war er immer da, ſie erwartend. Dann plauderten ſie. Es war die einzige Zeit, wo ſie ſich ungeſtört ſahen. Am Tage kam er wenig zum Vorſchein, kaum zu den Speiſeſtunden. Dieſe Momente waren ſtets ſüß und traulich.

Er ſaß einſt in einem tiefen Lehnſtuhl am geöffneten Fenſter, als Catherine eintrat und ſich erſchöpft in die friſche Nachtluft hinauslehnte.

„Gott, wie ermüdet bin ich! ſagte ſie; die Menſchen reden mich zu Tode.“

Er nahm ſie auf den Schooß und fragte: „Haſt Du Dich heute nicht amüſirt, mein armer Engel?“

„Ach, Richard, ich amüſire mich ſelten“ — ſprach ſie, ſeinen Hals umſchlingend und ihre heiße Wange an ſeine kühle Stirn legend.

„Also Du auch nicht? — Ja, ja, es hält schwer sich länger als ein Paar Jahr im Leben zu unterhalten! Aber, mein Herz, Du bist doch noch so jung, Dir müßte gar Vieles noch Spaß machen.“

„Bist Du denn alt, Richard?“

„O, ich! sagte er den Kopf wiegend, als könne von ihm gar keine Rede sein — ich bin zwar nicht alt, denn das wird man durch die Jahre, aber gealtert.“

„Mein Richard, sagte Catherine mit inniger Zärtlichkeit und glitt von seinem Schooß ihm zu Füßen; wenn ich Dir nur aussprechen könnte, wie unglücklich mich das macht.“ Sie legte den Kopf auf seine Knie und weinte bitterlich. Er streichelte ihre Wangen und sagte:

„Warum, Herz? es ist ja nicht Deine Schuld. Du bist mein Liebstes.“

„Aber Du hast doch mehr von mir erwartet, als ich leiste.“

„Meine Thorheit, Engel! Du hast Nachsicht und Geduld mit mir — kann ich mehr begehren?“

„Nein; aber wünschen. Hätte ich wenigstens Kinder!“

„Du hast mir ein liebliches gleich mitgebracht. Ich könnte ein eigenes Kind nicht mehr lieben.“

„O Richard“ — sprach sie mit sanftem Vorwurf in Blick und Ton und stand auf.

„Anders vielleicht!“ sagte er wie zum Trost, und bedeckte sie mit Küssen und Liebkosungen. — Aber er

hatte ihr doch unheilbar weh gethan, unwillkürlich, in aller Güte. Dieſes Mondlicht der Gefühle, ohne Wärme und ohne Glanz, ängſtigte ſie, kam ihr geſpenſtiſch vor, nachtwandleriſch. Zuweilen graute ihr, und dann wieder hatte ſie Mitleid mit ihm — und auch mit ſich ſelbſt.

Einſt erwachte ſie aus qualvollem Traum, der ihr Desmond einſam im Boot auf dem ſtürmiſchen Meer gezeigt hatte. Sie ſchöpfte erleichtert Athem, als ſie ihn in ruhigem Schlaf gewahrte. Aber wie blaß war er! Sie richtete ſich auf, um ſich zu überzeugen, daß nur die Nachtlampe und die grünen Vorhänge ſeinem zwar immer farbloſen, doch nie krankhaften Antlitz dies bleiche Ausſehen verliehen, und den Kopf in die Hand geſtützt blieb ſie ſitzen, verloren in ſeine Betrachtung. O, dachte ſie, Männer müſſen nicht ſo ſchön ſein! wo die Natur in dieſem Grade verſchwenderiſch mit äußern Gaben geweſen iſt, da ſpart ſie die geiſtigen, wenigſtens hält ſie diejenigen zurück, die ſonſt den Schmuck des Mannes ausmachen, damit er auf die Weiſe innerhalb der Schranken mit ſeines Gleichen bleibe. Dieſer Menſch müßte eine Statue ſein, ſo würde die ganze Welt ihn anbeten, und jetzt? .... Eine Erſcheinung von ſolchem Glanz, daß jedes Weib, auf das nur ein Strahl fällt, geblendet in den Staub ſinkt — erzwingt kaum Achtung von dem geringſten dieſer Weiber! — Die reiche Welt iſt ihm todt! Er betrachtet ſie als ein Gemälde, das die Augen ergötzt, den Sinn zerſtreut oder — langweilt;

und wenn er todt wäre, ob ſein Herz wol matter ſchlagen könnte als jetzt?

Seine Rechte lag auf ſeiner Bruſt; Catherine konnte nicht wahrnehmen, ob die Hand ſich hebe. Sie lauſchte und hörte keinen Athemzug. Es lag ein unbeſchreiblicher Friede auf Desmonds Zügen; der Schlaf hatte, als ſei er die Liebe, jede Spur von Schmerz hinweggeküßt.

Wenn er todt wäre! — der Gedanke durchblitzte Catherine. Sie ſagte ſo leiſe: „Richard!“ — daß er unmöglich davon erwachen konnte, und dann ſchrie ſie faſt: „Wach auf, Richard!“ und faßte ſeine Hand.

„Was willſt Du, Cathi?“ fragte er, und that die herrlichen Augen groß auf.

„O, nur Deine Augen ſehen, Lieber! verzeih mir und ſchlafe wieder.“

„Biſt Du krank? Du ſiehſt ganz verſtört aus?“

„Ein böſer Traum marterte mich.“

„Iſt Deine Macht nicht ſtärker, als die der Königin Mab, meine Fee?“ fragte er liebreich.

Catherine antwortete nicht und legte ſtumm den Kopf auf ſeine Schulter, wie zum Schlaf. Aber ſie durchwachte die ganze Nacht. Ihr Herz drohte zu brechen. Er war ſo mild, ſo gut; er liebte ſie — und ſie war doch unglücklich. Frauen von lebhaftem, ſtarkem Gefühl, wollen kein andres Glück, als das Spiegelbild des eigenen aus dem liebſten Auge wiederſtrahlen zu ſehen.

Zwei Jahre waren vergangen, in denen Catherine

ihre Danaidenarbeit getrieben hatte, einen Lebensquell in Desmonds Bruſt zu leiten, einen Lebenstrieb ihm einzuimpfen. Da, auf einmal, ermüdete ſie; es war, als ob ihr plötzlich die Arme gelähmt worden — ſie war hoffnungslos. Sie hatte jetzt kein Mitleid mehr für ihn, ſondern bloß — keine Achtung. Mitleid iſt gleich dem Schnee, blendend weiß vom Himmel fallend, aber grau und ſchmutzig auf der Erde liegen bleibend. — Nun wollte ſie ſich zerſtreuen, einerlei wie! ſie bat Desmond die season mit ihr in London zuzubringen.

„Lieber Engel, ſagte er, ich finde Deinen Wunſch höchſt natürlich, und Du ſollſt auch nach London — nur nicht mit mir! Sieh, jetzt gerade, im erwachenden Frühling, iſt's lieblich auf dem Lande, und die routs bringen mich um. Ich bleibe hier. Unter dem Schutze des Onkels biſt Du ſo glänzend wie möglich in die Welt eingeführt. Ich werde ihm noch heute ſchreiben."

Catherine war verletzt, daß Desmond ſich ſo leicht zu einer Trennung von drei Monaten entſchloß. Ihrem Herzensgefühle nach hätte ſie vielleicht dieſen Vorſchlag abgewieſen; aus beleidigtem Stolz nahm ſie ihn an. Wenn er ohne mich leben kann, dachte ſie, werd' ich's doch wohl ohne ihn können. Später fiel ihr ein, daß er vielleicht Sehnſucht nach ihr empfinden und ſie zurückholen oder rufen möge. Es war doch des Verſuchs werth! —

Sie ging nach London, ward von Desmonds Onkel mit großer Güte empfangen und binnen acht Tagen

die fashionableſte Frau der Geſellſchaft. Oft aber, mitten in den bunteſten Kreiſen, gedachte ſie des einſamen, melancholiſchen, ſchönen Gemahls, und wendete dann plötzlich den Kopf ab, wie von einem bittern Getränk. Oder ſie fuhr auf im Schlaf, erſchrokken, weil ſein Arm nicht unter ihrem Haupt lag, wie ſie es gewohnt war. Einmal kam abſichtslos das Geſpräch mit dem Onkel auf Desmonds troſtloſe Charakterſchwäche.

„Unſere Geſellſchaft, ſprach er, hat ihn auf ihrem Gewiſſen; ſie beugte das Knie vor ihm, als er faſt noch Knabe war, Schönheit und Reichthum ſind ihr willkommne Beute. Er war eigentlich ſchon blaſirt, als er ins Ausland ging. Er iſt ein ruinirter Menſch — das bleibt gewiß, obſchon man nicht im Stande iſt zu entſcheiden, ob er ſich nicht aufraffen will, oder nicht kann — ob die durch Gewohnheit des Gelingens erzeugte Nachläſſigkeit ihm dieſe Schlaffheit giebt, oder ob es Mangel an Intereſſe iſt, der aus Mangel an Energie hervorgeht, denn der kräftige Menſch berührt durch tauſend Fühlfäden die Welt, und fühlt ſich durch tauſend Mahnungen aufgerufen, in ihr ein Wort zu reden, eine That zu thun. Als Desmond mit Ihnen vom Continent kam, war der Augenblick da, um eine glänzende Carriere zu machen; weder Ihre Liebe, noch meine Rathſchläge waren ihm damals ein Sporn — jetzt iſt der Moment verfehlt! Ich halte meinen Neffen für unheilbar.“ — Catherine ſeufzte ſchwer.

Unter den Männern, welche Catherinens Hof bil-

deten, war Lord George der gefährlichſte. Wenn eine Frau ihm gefiel, ſo fing er damit an, womit Andere aufhören — theils unwillkürlich, wenn ein Verhältniß ſich gebildet hat, theils abſichtlich, wenn es verſchmäht ward —: er untergrub ihren Ruf, um ſie zu iſoliren, um ſie trotzig zu machen, um ſie ſchwermüthig zu ſtimmen über die Verkennung — kurz, es war ſein Mittel zum Zweck, und er erreichte ihn faſt immer. Die Meinung der Welt hat einen ſo ungeheuern Einfluß auf die Menſchen, daß ſie das werden, wofür man ſie hält, und nur ein eben ſo mächtiges Bewußtſein des eigenen Selbſt vermag dieſen Einfluß zu neutraliſiren. — Uebrigens war Lord George liebenswürdig, ſo weit wie ein Mann sans foi ni loi es ſein kann, ſchillernd in allen Farben wie eine Schlange, ſpielend mit allen Masken, wie ein Schauſpieler, beiſſend genug um für geiſtreich, und impertinent genug um für unwiderſtehlich zu gelten — mit zwei Worten: er war die Blüthe und das Kleinod der Geſellſchaft, und lag jetzt zu Catherinens Füßen. Sie ließ ihn ſehr ruhig liegen.

Sie glich nicht den Frauen, welche überzeugt ſind, eine gewaltige Leidenſchaft eingeflößt zu haben, wenn ein Mann fünf Minuten mit ihnen geredet, und dreimal ihr Haus beſucht hat. Sie wußte überhaupt nichts von der Leidenſchaft, denn ſie hatte keine empfunden, und ſie will empfunden, um ganz verſtanden zu ſein. Aber, daß ein Mann, den ſie nicht liebe,

nimmer wagen werde eine Neigung für sie zu fassen — das hatte sie sich von dem Moment an eingeprägt, wo sie den Schwur der Treue abgelegt, und mit dieser Zuversicht durch die Welt gehend hörte sie auf die Sprache der Bewunderer, wie sie ihr Ballkleid anzog, wie sie Champagner trank, wie sie den Fächer zur Hand nahm —: es gehörte mit zur Gesellschaft. Ob nun Lord George oder ein Anderer hinter ihrem Stuhl stand, oder sie zu Tisch führte, oder neben ihr im Hyde-Park ritt — war ihr höchst gleichgültig; nur fand sie jenen amüsanter als die Uebrigen, weil er alle Leute und Verhältnisse und Begebenheiten kannte, und sich über Alles lustig machte; was in der That sehr amüsant anzuhören ist, sobald man außer der Kategorie steht.

Natürlich war Lord George keineswegs gesonnen, eine lange season hindurch umsonst seine Huldigung einer so schönen Frau zu widmen. Ins Blaue hinein war es unmöglich irgend etwas gegen sie zu sagen. Eine Thatsache mußte von Mund zu Mund gehen und festen Fuß in der Meinung fassen. Er traf seine Anstalten.

An einem bestimmten Tag und Ort arrangirte er ein großes Pistolenschießen, Morgens um acht Uhr; dies war die ausdrückliche Bedingung. Er verwettete enorme Summen, seine Freunde würden in so früher Stunde, nach einer durchschwärmten Nacht, trüben Blick und unsichre Hand haben. Sie wetteten dagegen, in drei Stunden den stärksten Rausch verschla-

ſen zu können, Lord George verhieß ein deliciöſes Frühſtück — und der feſtgeſetzte Tag kam.

Zwei dieſer Freunde wohnten Catherinen gerade gegenüber. Als ſie früh um halb acht Uhr ihre Pferde beſtiegen, um am ſchönen Frühlingsmorgen zum Rendezvous zu reiten, gewahrten ſie überraſcht Wagen und Leute des Lord George vor Catherinens Thür halten — Letztere in voller Livree.

„Welch eine Fanfaronnade! rief der Eine; ich wette meinen Lightfoot gegen den miſerabelſten Poney: es iſt nicht wahr!“

„Warum denn nicht? entgegnete der Andre, George hat verdammtes Glück.“

Er fragte den Kutſcher, was er da mache, und der antwortete verdrießlich, daß er hier auf Befehl ſeines Herrn halte. Die Freunde ſprengten lachend von dannen. Beim Rendezvous fanden ſie einige luſtige Kumpane bereits vor, denen ſie jubelnd dies Abenteuer mittheilten. Man ſprach dafür, dagegen — nicht als ob Einer Catherine vertheidigt hätte, aber Manche widerſprachen aus Neid — die Uebrigen kamen allmälig herzu, man ſtritt, man erhitzte ſich, und um acht Uhr waren Alle ſteif und feſt überzeugt, daß der Wagen des Lord George nur vor dem Hauſe gehalten, weil er ſelbſt darin geweſen. Dann wurde geſchoſſen und die Summe berechnet, welche er durch ſein Ausbleiben verliere.

Er ſchlief während dieſer Vorfälle ganz ungeſtört.

Als ſein Kammerdiener ihn um neun Uhr weckte fragte er:

„Wann iſt Ned zurückgekommen?“

„Um dreiviertel auf acht Uhr, Ew. Herrlichkeit.“

„Und haben die Herren ihn gewiß bemerkt?“

„Ganz gewiß, denn Maſter Clarendon hat mit ihm geſprochen.“

„Bravo!“ rief George und machte ſich vergnügt an die Toilette, auf die er eine volle Stunde verwendete, um ihr einen Anſtrich von Nachläſſigkeit und höchſter Eile zu geben.

Endlich trat er unter ſeine Freunde, als dieſe ſich eben zum Frühſtück geſetzt.

„Nimm nicht übel, rief ihm der Marquis von Waterford zu — aber wir ſind ſeit drei Stunden auf den Beinen, folglich verdammt hungrig, und Du“ —

„Es iſt mir lieb, daß Ihr Euch nicht genirt habt, ſagte George zerſtreut, ich hatte das ganze Rendezvous vergeſſen — ich war beſchäftigt“ ... —

„Ach, Du warſt beſchäftigt! — So früh? — Mirakel!“ hieß es rund umher.

„Ja, Briefe! ... was weiß ich“ ... —

Clarendon lehnte ſich vorüber, um ihm ins Geſicht zu ſehen und lachte, daß der Tiſch bebte, und ein Paar Andere ſtimmten in dieſen Ausbruch von Hilarität ein.

„Meine Herren, ſagte George ſehr ernſt, ich pflege ein Gelächter mit einem Piſtolenſchuß zu beantworten.“

„Still, Clarendon! — Friede da! — Was kümmern

uns ſeine Briefe, wenn ſeine Auſtern gut ſind!“ — riefen andre Stimmen.

Das Frühſtück war äuſſerſt munter, nur George blieb ſtill, verſunken in ſein Glück, d. h. in ſeine Rolle. — Dann zerſtreute ſich die Geſellſchaft. Auf dem Rückwege ſtürzte Clarendon mit dem Pferd und verſtauchte ſich die Hand.

Die Männer ſpotten über Weiberzungen! O, wenn doch die Weiber den Männerzungen die ganze Verachtung zeigen wollten, welche ſie verdienen!

Binnen zwölf Stunden war der Vorfall bekannt. Auf dem Diner der Herzogin von N. flüſterten ſich alle Frauen hinter ihrem Fächer die ſcandalöſe Geſchichte zu. Keine bezweifelte ihre Wahrheit, Einige empörten ſich über die Frechheit von Lord George, Andre vertheidigten ihn, erzählend, er habe ſich ſehr gut benommen, ein Duell mit Clarendon gehabt, der die Sache ruchbar gemacht, und ihn durch den Arm geſchoſſen.

Catherine hatte Kopfweh und war nicht gegenwärtig. Als ihr Onkel deßhalb der Herzogin eine Entſchuldigung machte, ſchwieg dieſe kalt. Gegen Lord George, der glänzender und fröhlicher denn je, auftrat — war ſie freundlich wie gewöhnlich. Der Codex der Geſellſchaft iſt ein Muſter von Gerechtigkeit.

Catherine ſaß ahnungslos in ihrem behaglichen Zimmer am Kamin und langweilte ſich ein wenig bei dem neuſten Roman von Marryat. In nachläſſiger Haltung, im einfachen Hauskleide, mit ſchlicht geſchei-

teltem Haar, sah sie so schön und edel aus, daß die Verleumdung sich hätte entsetzen müssen, ihren Geifer auf diese reine Gestalt zu spritzen. Diesen Gedanken hatte auch ihr Onkel, als er nach dem Diner zu ihr kam; denn er hatte Alles erfahren, bevor er den Salon der Herzogin verließ. Er fragte Catherine nach ihrem Befinden. Sie sagte:

„Es hat sich gebessert und wird morgen ganz gut sein, wenn ich nur die übergroße Hitze und Ermüdung der gestrigen Ballnacht gehörig ausgeschlafen. Wir kamen ja erst um halb fünf zu Haus, lieber Onkel!"

„Und später sind Sie wol gestört worden?"

„Keineswegs! wodurch?"

„Durch Wagen und Pferde des Lord George, die fast drei Stunden hier gehalten."

„Ein wunderlicher Einfall! Und weßhalb vor Ihrer Thür, lieber Onkel?"

„Meine Thür ist die Ihre" sprach er lächelnd.

„Was wissen die trunkenen Dienstboten des Lord George von meiner Thür?" fragte sie, unsäglich stolz sich aufrichtend.

„Nichts; aber der Herr desto mehr."

„Mein lieber Onkel, sprach sie kalt, ich verstehe Sie nicht."

„Das glaub' ich gern" — entgegnete er und erzählte ihr die Tagesgeschichte.

„Diese Lüge, gemeiner als die Lakaien im Vorzimmer erfinden könnten, glaubt niemand" — sagte sie darauf.

„Doch, mein gutes Kind! zwei Drittheile der Gesellschaft wenigstens.“

„Nun denn! mit Menschen, die das von mir glauben, kann ich nicht umgehen; ich fahre morgen nach Desmondpark zurück.“

„Unmöglich, mein Kind! das wäre eine groſse Unvorsichtigkeit, die Ihnen mehr schaden würde, als dies Geschwätz. Man kann dagegen etwas thun, aussprengen, daß der Kutscher betrunken gewesen oder bestochen. Gott! es arrangirt sich viel dergleichen Scandal! Gingen Sie aber, so würde es heiſsen, Sie wagten nicht in der Gesellschaft zu erscheinen. Nein, ruhig wie sonst müssen Sie auftreten und Sie werden triumphiren.“

„Der Feind ist nicht des Triumphes werth! — und ruhig würd' ich nimmermehr diesem Lord George gegenüber stehen, ich liefe Gefahr, ihm ins Gesicht zu speien, und solch Benehmen schickt sich nicht in unsrer feinen, gesitteten Welt.“

„Sie sind eine liebe, heftige Frau! besinnen Sie sich bis morgen.“

Als Beide sich beim Frühstück sahen, sagte Catherine:

„Zürnen Sie nicht, mein Wagen wird gepackt, bester Onkel. Ich bitte um die Erlaubniß, heute noch die Wirthin bei dem kleinen Diner Ihrer Freunde machen, und gegen Mitternacht abreisen zu dürfen.“

„Ich darf es nicht hindern, und wünsche nur, daß Sie es nicht bereuen mögen.“

Ein kleiner Cirkel, die Elite der fashionablen Welt, war am Abend dieses Tages bei der Lady Ashton versammelt. Aber man plauderte nicht ruhig, nicht behaglich, man rückte nicht zusammen; es herrschte eine unruhige Spannung; man wartete auf jemand — auf Catherine. Da ward der Lady ein Billet überbracht. Sie las es und die Hände sanken ihr herab.

„Sie kommt nicht! rief Lady Ashton; sie reist noch in dieser Nacht und zeigt es mir lakonisch an, ohne Grund anzugeben oder Entschuldigung zu machen. Was wird Lord George dazu sagen?"

„Wozu?" fragte dieser, eben eintretend.

Sie reichte ihm schweigend das Billet. Er las und stand versteinert vor Ueberraschung, vor Aerger. Dann verließ er den Saal und fuhr nach Hause. „Das habe ich dumm gemacht! rief er, sich vor die Stirn schlagend; das pompöse Geschöpf geht mir verloren. O Jammer, welche Dummheit! ... und daß nur niemand sie erfährt!"

Nach einer Stunde erschien er wieder im Salon der Lady Ashton, aber mit strahlendem Gesichte.

„Wo waren Sie?" fragte die schöne Frau etwas beleidigt, weil er sie so ohne Umstände verlassen.

„Ich war der glücklichste unter den Sternen!" rief er, warf sich in einen Lehnstuhl, drückte beide Hände vors Gesicht und redete den ganzen Abend kein Wort mehr. Acht ganze Tage dachte er, stets zwischen Leid und Groll schwankend, an die schöne Catherine Desmond.

Desmond war ganz überraſcht, ſeine Frau drei Wochen vor der feſtgeſetzten Zeit wiederkehren zu ſehen. Sie ſagte ihm den Grund, heftig aufgeregt.

„Laß die Thoren ſchwatzen“, war ſeine gleichmüthige Antwort.

„Ich habe nie eine hohe Meinung von den Männern gehabt, rief ſie, aber Ihr ſeid doch wirklich allzu erbärmlich!“

„Je länger man lebt, deſto deutlicher wird man's gewahr.“

„Aber Lüge, aber Verleumdung — das iſt ja der Verachtung werth und findet allgemein offnes Ohr! Haſt Du das denn auch den Frauen gegenüber angewendet?“

„Nein — ich hatte es nicht nöthig“ — ſprach er lächelnd.

Drei Blüthen erwuchſen der armen Catherine aus ihrem Aufenthalt in London: ein befleckter Name; die Gewißheit, daß Desmond ohne Mühe ihre Geſellſchaft entbehre, und die traurige Ueberzeugung, daß auch ſie leicht ohne ihn leben könne. Sie ſchwamm, wie eine Schiffbrüchige, auf dem Meer des Lebens, wußte keinen Rath, und fühlte ſich doch zu ſtark, um ſich in ihren Untergang zu ergeben.

Es fehlt uns nie an guten Freunden, die ſich verpflichtet halten uns alles Nachtheilige beizubringen, was über uns geredet wird: ein Freundſchaftsdienſt, von dem man meinen könnte, daß er ins Bereich der Feindſchaft gehöre. — Catherine erfuhr alsbald, zu

welchen übeln Gerüchten ihre plötzliche Abreise Anlaß gegeben wie man darin Bestätigung ihres Verhältnisses zu Lord George erblicke; wie Dieser behaupte, sie habe nach dem Scandal nicht mehr öffentlich erscheinen mögen; und Jener, sie habe gehofft durch ihr Verschwinden die Blicke von sich abzulenken; und noch ein Andrer, Desmond sei heimlich gekommen, sie mit Gewalt wegzuführen.

„O Himmel! rief sie in Verzweiflung, auch noch Schmach muß ich über ihn bringen!“ — In der Ruhe, womit er diese Geschwätze abfertigte, wie man ein Buch oder eine Zeitung gelangweilt bei Seite legt, wenn man sie zufällig immer wieder unter der Hand findet, sah sie nur Gleichgültigkeit gegen sich. Sie fühlte sich so unglücklich, daß sie thöricht wähnte die tiefste Sprosse erreicht zu haben; und wie ein Gefolterter, trotz seiner zerschmetterten Glieder, versuchen mag sich von der Marterbank zu erheben, um nur in eine andere Stellung zu kommen — so that auch sie einen Schritt, um ihre Lage zu ändern. Sie bat Desmond um Erlaubniß nach Deutschland gehen zu dürfen — auf unbestimmte Zeit. Er verweigerte sie nicht. Nur:

„Wirst Du wiederkehren?“ fügte er hinzu.

„Wann Du befiehlst.“

„Das ist so gut wie eine Verneinung. Du weißt, ich befehle nie.“

„Nun denn: sobald Du mir schreibst, nicht mehr ohne mich leben zu können.“

„Und wenn ich es nie ſchreibe?“

„So komm' ich nie wieder! überflüſſig in der Welt zu ſein iſt traurig, überflüſſig an des Gatten Seite zu ſein, in jeder Stunde, in jeder Minute es wahrnehmen — iſt ſchleichendes Gift. Und ich bin Dir vollkommen überflüſſig! unter Deinen Catalpas liegend wirſt Du mich nicht vermiſſen.“

Desmond ſeufzte tief; er wußte, wie Recht ſie hatte. Er küßte ihre Stirn:

„Arme Cathi, ſprach er, Du haſt ein beſſeres Schickſal verdient.“

„Wenn ich es verdient, ſagte ſie bitter, würd' es mir geworden ſein.“

Bald darauf führte das Dampfboot Catherine und Stephanie nach Rotterdam. Sie verließ England mit bittern Schmerzen, nicht wegen ihrer Trennung von Desmond, ſondern — weil dieſe möglich geworden war. Und als ſie ſo langſam und träge den Rhein hinauf fuhr, den ſie vor drei Jahren ſo ſchnell, freudig und muthig herab geflogen, da brach faſt vor Weh ihr Herz, ſie verließ das Dampfboot in Düſſeldorf, und reiſte, ohne Cöln zu berühren, über Frankfurt, nach der Schweiz, an den Leman. Dort hielt ſie an, miethete eine kleine Campagne bei Lauſanne und ſchöpfte Athem. Die ſchöne, reiche Natur legte ſich beruhigend an ihr Herz. Hier wollte ſie bleiben und ihre Tochter erziehen. In einer ruſſiſchen Familie, die zu gleichem Zweck ganz in ihrer Nähe ſich angeſiedelt, fand ſie entſprechenden Umgang und

einige Monate vergingen ſo angenehm, wie ſie es nicht für möglich gehalten. Nur wenn ſie unter einer Catalpa ſaß, die hart am See ihr Gezweig in den blauen Wellen ſpiegelte, gedachte ſie Desmonds, und daß ſie zu ihm zurückgehen müſſe, ſollte ihn ja die Laune anwandeln es zu wünſchen; denn ſie war doch ſeine Frau! und dann fühlte ſie, welche Kette ſie mit ſich herumſchleppe. „Aber er wird mir völlig Freiheit geben, ſprach ſie zu ſich ſelbſt; beſſer, keine Ehe, als dieſe geſpenſtiſche Scheinehe, wo nur die Körper von einander wiſſen und die Seelen nichts! und jetzt, auch jene nichts mehr! Ich kann nicht von einem Mann abhängig ſein, den ich nicht achte, und ich bin es, ſo lange ich für ſeine Frau gelte, und wenn wir uns auch nimmer begegnen.“

Dies ſchrieb ſie an Desmond. Er war ihrer Meinung. Da Beide aber gar keine Gründe zur Scheidung hatten, als ſolche, welche nicht ſcheiden: ſo erfolgte ſie erſt nach unglaublichen Schwierigkeiten, und als dies endlich gelungen, empfing Catherine aus ihrer Heimath eine Nachricht, welche ſie veranlaßte, den geliebten Genfer-See ſogleich zu verlaſſen und nach Deutſchland zu gehen. Ein Vetter im neun- und neunzigſten Grade, von deſſen Exiſtenz ſie nichts geahnt, war plötzlich aus dem Grunde von Galizien aufgetaucht, um Lehnsanſprüche an die herrliche Beſitzung in Schleſien zu machen, die Catherine von ihrem Vater geerbt, und die den größten Theil ihres Vermögens ausmachte. Bei ihres Vaters Tode war

dieſer Vetter noch nicht mündig, ſpäter auf Reiſen geweſen; jetzt trat er mit, wie es ſchien, höchſt gegründeten Rechten auf. Ihr Geſchäftsführer wünſchte ſehr ſich bequemer mit ihr zu beſprechen, als es in Briefen und in der Entfernung von hundert und funfzig Meilen möglich war, und da die Sache von höchſter Wichtigkeit für ſie und ihr Kind, ſo vertauſchte ſie die Alpen gegen das Rieſengebirg, und für den Winter mit Breslau, wo wir ſie im Salon der Frau von Roſen zuerſt gefunden haben.

* * *

So ungefähr, nur etwas beſſer, d. h. kürzer, hatte dieſe dem lauſchenden Kreiſe Catherinens Schickſale mitgetheilt, und namentlich die Wendung derſelben nach ihrer Scheidung von Desmond nicht berührt, weil ſie allgemein bekannt waren, und weil, zum Ueberfluß, — Gaſton dieſer Vetter war.

Nach der Pauſe, welche einem Vortrag zu folgen pflegt, hub eine Frau an:

„Sie hat ſich alſo recht eigentlich von Anfang bis zu Ende unverſtändig benommen, Ihre junge Freundin, meine liebe Roſen, und ſich als ein ächtes, verzogenes Kind dargeſtellt: heftig, eigenſinnig, unzufrieden, exigeant, und wenn man ihr auch die Scheidung von Meerheim verzeihen könnte — die von Desmond iſt unverzeihlich. Einen ſchönen, liebenswürdigen, reichen Mann zu verlaſſen, der ſie herzlich liebt und die größte Nachſicht mit ihren Launen hat — das iſt kindiſch oder ſündlich.“

„Aber ſie machte ihn nicht glücklich“ — wandte der Baron Oberg ein.

„Ei was! er war es ja, wenn er am Waſſer oder unter den Bäumen lag! Weßhalb theilte ſie nicht ſeinen arkadiſchen Sinn? Gott, ein ſo unſchuldiges Glück würde jede Frau mit Freuden dem Gatten gönnen.“

„O ja, wenn es nur nicht aus einem Zuſtand hervorginge, der weniger unſchuldsvoll geweſen!“

„Guter Baron Oberg, wollten wir uns um die Vergangenheit eines Mannes kümmern, ſo wäre jede Frau eine Thörin, die vor den Altar tritt. Seine Gegenwart gehört uns und ſeine Zukunft, ſobald wir verſtändig ſind, und da muß man denn Nachſicht haben“ .... —

„Weil man der Nachſicht bedarf, unterbrach Frau von Roſen. Aber, Beſte, mußte ſich nicht die edle, reine, pflichtgetreue Catherine aufs Aeußerſte verletzt fühlen durch Meerheims Betragen?“

„Es iſt uns gar Manches nicht an unſrer Wiege geſungen worden, und wir verſchmerzen es doch. Meerheim hatte nur vorübergehende Liaisons“ ... —

„Höchſt amüſant muß es in der That für eine Frau ſein, warf Ohlen hin, ſolche verfliegende Guckkaſtenbilder zu beobachten.“

„Ja, es kann amüſant ſein, Herr von Ohlen, erwiederte gereizt die Dame — den Mann in ſeiner ganzen Kleinlichkeit zu ſehen.“

„Das iſt ja eben der ſtreitige Punkt, gnädige

Frau, rief er, Lady Desmond iſt nicht dieſer Meinung. Sie läßt Alles fahren, ſie wirft Alles weg, um nur nicht dies Amuſement zu haben. Wie die Damen über ſie urtheilen mögen, bleibe dahingeſtellt! wir aber ſollten ihr auf den Knieen danken für die hohe Meinung, die ſie von uns hegt."

„Gott erbarm' ſich! rief der Major Soltau, hohe Meinung; ſie traktirt ja die Männer wie Lakaien, die man fortjagt, wenn ſie nicht ihre Schuldigkeit thun."

„Ich will nicht loben, verſetzte Ohlen, daß ſie ohne Nachſicht und Schonung verfuhr; aber geſtehen Sie dagegen, die Männer thaten auch wirklich nicht ihre Schuldigkeit: der eine eigenſinnig, der andre ſchwach — welche Stütze, welchen Schutz hat dann die Frau? und daß dieſes ſtolze Weſen Beides bedarf und ſucht, und von einem Manne die Kraft und Sicherheit fordert, welche Beides gewähren — das freut mich und dafür bin ich ihr dankbar im Namen meines Geſchlechts."

„Den Männern gefällt immer, wenn die Frauen ſich ſo tief wie möglich vor ihnen beugen und ihre Ueberlegenheit anerkennen — ſollte es auch auf abſurde Weiſe geſchehen, nahm Frau von Reich wieder das Wort, und Lady Desmond mag ſich in Acht nehmen, daß ſie nicht über kurz oder lang an einen Tyrannen gerathe, der ſie empfinden laſſen wird, wie ſchwer die Oberhoheit eines Mannes zu drücken vermag. Aber glauben Sie Alle mir: nie und nimmer wird ſie zufrieden zu ſtellen ſein! das verzogene Kind

wirft ſtets das Spielzeug fort, das man ihm ſchenkt, und greift nach dem Monde. Sie will Chimären von, weiß Gott was für, Idealen realiſiren, weil ihr das Glück in der Wirklichkeit zu leicht entgegengekommen iſt."

„Sie ſind ſehr ſtreng gegen meine arme Catherine" — ſagte Frau von Roſen.

„Nein, ich bin nicht ſtreng, aber ich durchſchaue die Menſchen und darum kann ich ſie beurtheilen."

„Ich glaube, ſagte Ohlen, daß man bei Beurtheilung einer fremden Individualität häufig klarer die eigene offenbart, als jene erfaßt."

„Scheint es Ihnen ſo ſchwierig, eine Perſon nach ihren Handlungen zu beurtheilen?"

„Ja, denn wir kennen nicht ihre Beweggründe."

„Aber jene geben die Richtſchnur für uns."

„Und dieſe — für ſie."

„Sie ſind nun einmal entſchloſſen, für Lady Desmond eine Lanze zu brechen, und es freut mich außerordentlich, dieſen ritterlichen Sinn bei Ihnen zu finden; nur wünſch' ich Ihnen, daß der Dank der Dame ihrem Kämpfer nicht ausbleiben möge" — ſagte Frau von Reich und verließ die Geſellſchaft.

„Gottlob, daß ſie fort iſt, rief Ohlen tief Athem ſchöpfend — die Frau iſt mir in der Seele zuwider."

„Still! ſtill!" rief Frau von Roſen.

„Das merkt man," ſagte Major Soltau.

„Dieſer Haß gegen jedes ſchöne Geſicht — fuhr Ohlen fort, ohne ſich ſtören zu laſſen — iſt wirklich empörend! Ja, wenn ſie ſelbſt häßlich wäre, ſo könnte

man ihr eher verzeihen, denn es mag Bitterkeit erzeugen, ſich ſtets zurückgeſetzt zu ſehen. Allein ſie iſt hübſch, ſehr hübſch, und kann dennoch kein ſchönes Weſen neben ſich dulden."

„Wie können Sie Sich darüber wundern? fragte Frau von Roſen lachend, welche Frau auf der Welt liebt Nebenbuhlerinnen? es liegt nun einmal in unſerm Character, ſie zerſchmettern zu wollen, um die Einzige zu ſein."

„Für Einen! o das begreif' ich! Aber Sie ſind ſehr gnädig, ſogar Frau von Reich in Schutz zu nehmen und auf eine Linie mit Sich Selbſt zu ſtellen."

„Das ſollten wir immer thun den Herren gegenüber, und Eine für Alle ſtehen."

„Dieſe Solidarität dürfte Ihnen eben nicht wünſchenswerth ſcheinen."

„Warum nicht? ſagte Major Soltau; die Tüchtigen wetzen gern die Scharten für die Schwachen aus."

So wurde noch lange geplaudert und Catherinens nicht mehr erwähnt. Doch trat ſie auch für alle Uebrigen in den Hintergrund — Gaſton blieb nur mit ihr und ihrem Schickſal beſchäftigt. „Sie hat kein Herz" — ſo lautete das Endreſultat der langen Gedankenreihe, die er bequem ausſpann während des lauten Geſchwätzes, wie der Faden ſich leicht aus dem Spinnrocken zieht beim Geſchnurr der Räder. Und Gaſton hätte jede Schwäche überſehen, jeden Fehler verziehen, für jede Schuld eine Entſchuldigung gehabt, jeden Mangel zugedeckt — aber er bebte vor

einer herzloſen Frau, denn er hatte unſäglich durch eine ſolche gelitten — durch ſeine Mutter zuerſt!

Sie war eine der ſchönſten Frauen ihrer Zeit geweſen und hatte ſeinen Vater dermaßen durch ihre Schönheit beſtrickt, daß er blindlings ihre tauſend Thorheiten gut hieß und ſein Vermögen durch ſie verſchwenden ließ. Zu glänzen durch ihre Geſtalt, durch ihr Vermögen, durch Mann und Kinder, durch Alles, was ihr angehörte — war der einzige Wunſch und das einzige Streben der Gräfin Laßperg. Es war, als beſitze ſie nur um Anderer willen — ſo gleichgültig blieb ſie für das, was von Andern weder beneidet, noch bewundert ward. Sie hatte zwei Kinder, Blanche und Gaſton; jene, ſchön wie der Tag, anmuthig, heiter, ſchmeichelnd, gelehrig, bildete einen ſchreienden Gegenſatz zu dem häßlichen, blöden, ungeſchickten Bruder, und machte die ganze Freude aus, welche Gräfin Laßperg an ihren Kindern haben mochte. Gaſton war ihr unerträglich, ſeine Häßlichkeit verletzte ſie, als ob ihr die Natur dadurch einen Vorwurf mache, daß ſie nicht beſſer für ſeine Schönheit geſorgt, und Vorwürfe ertrug ihr ſtolzer Sinn nicht. Niemals hatte ſie den armen Knaben freundlich angeſehen. Wenn Blanche und Gaſton den Eltern den Guten Morgen-Gruß brachten, waren alle Liebkoſungen, Küſſe und Schmeichelworte für Blanche. Sie ſetzte ſich zwiſchen ihnen auf den Divan, ſie naſchte bei dem Einen etwas Zucker und erhielt vom Andern Kuchen und Backwerk, ſie ſchwatzte von ihren kleinen Tagesbegebenhei-

ten in der Kinderſtube, von der verdrießlichen Gouvernante, von den zerbrochenen Puppen, vom Lobe, das ihr die Lehrer ertheilt; — und auf all dies Geplauder horchten die Eltern mit einer Andacht, die rührend geweſen wäre, wenn nicht Gaſton, verwaiſt und unbeachtet, auf der andern Seite des Tiſches, oder zurückgezogen im Fenſter oder am Ofen geſtanden. Er küßte den Eltern demüthig die Hand, ſtatt daß Blanche ihnen um den Hals fiel; er antwortete, wenn der Vater ihn um etwas fragte, was ſelten genug geſchah; ſonſt ſchwieg er, aber nicht trotzig — nur reſignirt.

Gräfin Laſperg nannte das Mangel an geiſtiger Lebendigkeit, und behauptete, er würde gewiß plaudern, wenn er die innere Regſamkeit ſeiner Schweſter hätte. Wollte er aber einmal etwas erzählen, ſo hörte ſie nicht hin oder gebot ihm Schweigen, hinzufügend:

„Blanche erzählt weit beſſer als Du.“

Sein ſtilles, zurückgezogenes Weſen nannte ſie Kälte und Störrigkeit. Sie vergaß, daß das reizbare, leichtberührte und bewegte Kindergemüth empfindlich iſt wie die Mimoſe, und vor einem kalten, gleichgültigen Blick nicht ſeine kleinen Puppen-Herrlichkeiten ausbreiten mag; daß man mit einem ſpöttiſchen Lächeln, mit einer abwehrenden Handbewegung für immer eine Kinderſeele von ſich entfernen oder verſchließen kann.

Gaſton war ſehr empfindlich. Wie oft auch ſein Gefühl gekränkt ſein mochte, dennoch ſchmerzte ihn jeder ungerechte Vorwurf, jedes Zeichen von Miß-

billigung. Aber im Voraus überzeugt, daß Alles, was er beginnen möge, dem Tadel verfallen ſei, verhielt er ſich paſſiv, und ſeine Mutter nannte ihn phlegmatiſch.

Blanche lernte raſch und leicht, wußte ihre Lection in fünf Minuten und vergaß ſie in zehn. Sie fragte die Mutter:

„Willſt Du mir meine Lection überhören, Mama? ich weiß ſie ſchon; aber Herr Walter kommt erſt um elf Uhr.“

„Du biſt mein liebes, fleißiges Kind“ — ſagte Gräfin Laßperg, wenn die Lection fehlerlos hergeſagt war.

Gaſton faßte langſam auf und lernte ſchwer; allein er behielt, was er einmal gelernt; und hätte Gräfin Laßperg den Lehrſtunden ihrer Kinder beigewohnt, ſo würde ſie erlebt haben, daß Blanche ſelten und Gaſton immer die Lehrer zufrieden ſtellte. Wahrſcheinlich hätte ſie aber eine Ungerechtigkeit der Lehrer darin geſehen; denn eine blinde Vorliebe bringt um das geſunde Urtheil.

Graf Laßperg, nur mit den Augen ſeiner Frau ſehend, theilte ihre Anſicht von beiden Kindern und fand überdies mehr oberflächliches Wohlgefallen an der lieblichen Tochter, ſo daß dem armen Gaſton von dem übrigens gutmüthigen Vater kein Erſatz ward. Und doch wollte ſein kleines Herz ſich an irgend ein Weſen zärtlich ſchmiegen! Er wählte ſich Blanche dazu aus. Das zurückgeſtoßene Kind ſchloß ſich an den vorge-

zogenen Liebling, wie der Menſch an ſeinen Schutzengel — um der Gottheit näher zu kommen, und Blanche war für Gaſton ein Engel, deſſen Troſt ihm nimmer fehlte, lächelnd, wenn er niedergedrückt — liebreich, wenn er entmuthigt war.

Sie war ſchlau, wie die Frauen von der Wiege an ſind, und es doppelt ſind, ſobald es gilt, einem geliebten Weſen Hülfe oder Erleichterung dadurch zu verſchaffen. Sie erkannte früh die Schwäche der Eltern und ſchonte ſie auf jede Weiſe. Daher nahm ſie Gaſton nicht öffentlich in ihren Schutz; ſie wußte zu gut, daß es doch nur geheißen haben würde:

„Welch ein Engel iſt doch die Blanche, der ſtörrige Gaſton verdient es gar nicht, daß ſie ſich ſo freundlich mit ihm abgiebt!“

Auch fühlte ſie, ebenfalls mit jener angebornen Zartheit der Frauen, daß es demüthigend für ihn ſein könne, nicht nur von den Eltern vernachläſſigt, ſondern auch von der Schweſter beſchützt zu werden. Darum mühete ſie ſich nicht in vergeblichen Verſuchen ab, das äußere Verhältniß zu ändern, und nur wenn ihm auffallend Unrecht geſchah und wenn falſche Beſchuldigung ihn traf, ſo nahm ſie beſtimmt, aber freundlich ſchonend gegen die Eltern, ſeiner Rechte wahr. Nur im Stillen offenbarten ſich die Geſchwiſter ihre volle Zärtlichkeit. Wenn ſie im Garten zuſammen auf einem Bänkchen ſaßen, Hand in Hand, traulich plaudernd, von der Zukunft phantaſirend, wie ſie es da halten wollten — nach Kinderart; ſo war Gaſton

beinah hübſch, weil ſich über ſeine unſchönen Züge Heiterkeit und Zufriedenheit ausbreiteten, und hätte die Mutter ihn ſo geſehen, würde ſie ſich vielleicht mit ihm verſöhnt haben; aber ihre Stimme, ihr Schritt — und er fuhr zuſammen, ſtand da ſcheu und blöde, daß ſie oft verdrießlich rief:

„Aber der Gaſton hat wahrlich ein böſes Gewiſſen, ſieht immer aus, als erwarte er wohlverdiente Strafe.“

„Du biſt ihm ſo ſtreng, gute Mama — hatte einſt Blanche erwiedert — da fürchtet er ſich vor Dir, der arme, liebe Gaſton.“

„Fürchteſt Du mich auch, Blanche, und bin ich Dir auch ſtreng?“

„O gar nicht, gute Mama!“

„Siehſt Du alſo? wäre Gaſton freundlich und fleißig wie Du, ſo würd' er ſich nicht vor mir fürchten. Die Eltern ſind immer ſo, wie die Kinder es verdienen.“

„Es hilft nichts, meine Blanche, ſagte Gaſton, als ſie wieder allein waren; laß es nur nach alter Weiſe gehen, und behalte Du mich wenigſtens lieb. Die Eltern verbrauchen nun einmal alle Liebe, deren ſie fähig ſind, für Dich, und haben ganz Recht, denn Du biſt liebenswürdig und ich bin es nicht. Ich fühle das ſelbſt. Aber ich weiß nicht, wie es zugeht — ſobald ich in ihre Nähe komme, iſt mir ſo peinlich, ſo unbehaglich zu Muth, daß ich Deine ſorgloſe Unbefangenheit als ein Wunder von Keckheit anſtaune. Ich bin

nicht im Stande mich ſo darzuſtellen; da iſt's ganz natürlich, wenn ich neben Dir mißfalle."

„O Gaſton, ſprach Blanche und ſtreichelte ſeine Wangen, Du biſt doch weit beſſer als ich, zeige das, verſteck Dich nicht, ſei nicht ſcheu." ... —

„Du haſt gut reden, unterbrach er ſie; wenn Alles gut geheißen wird, dem ſcheint nichts leichter als ohne Scheu zu ſein! Das iſt's ja eben: ich kann ſie nicht überwinden, weil niemand mir entgegen kommt."

„Niemand? rief ſie, und ſchlang die Arme um ſeinen Hals, bin ich niemand?"

„Du biſt mein Liebesengel, Blanche! wenn ich Dich nicht hätte, möchte ich nicht leben. Dir muß es noch einmal recht wohl in der Welt gehen, dafür daß Du ſo himmliſch gut gegen mich biſt."

Aber kein anderes Wohl war der holden Blanche auf Erden beſtimmt, als ein früher Tod. Sie ſtarb in ihrem funfzehnten Jahre am Nervenfieber, welches acht Tage ſpäter auch den Graf Laßperg dahinraffte, und die verzweifelnde Gräfin behielt nichts übrig, als den ungeliebten Sohn. Bisweilen führt ein gemeinſamer Schmerz getrennte Gemüther zuſammen und in den Thränen um einen und denſelben Gegenſtand ſchmilzt die Rinde, welche zwei Herzen gegen einander erkältet. Doch die Gleichgültigkeit der Gräfin Laßperg gegen ihren Sohn ging nach dem Tode der Tochter in entſchiedenen Widerwillen über. Sie mochte ihn nicht ſehen, nicht an ihn erinnert werden, ſie nannte ſich kinderlos, ſie jammerte über die ungeheure Grau-

samkeit des Schicksals, welche ihr ein frommes, schönes, hoffnungsvolles Kind raubte, und ein ungerathenes ihr ließ. Da sie alleinige Erbin des Vermögens ihres verstorbenen Gemahls war, so verschwendete sie es rücksichtlos, aus Gewohnheit, aus Prunkliebe, aus Sucht sich zu zerstreuen. Für Gaston geschah kaum das Nothwendige, bis die Vormünder darauf drangen seine Erziehung in einem Institut vollenden zu lassen.

Ihm war, seit dem Tode der Schwester, keine gute Stunde mehr im Vaterhause zu Theil geworden. Ihm schien, als sei mit Blanche sein Herz und die Welt begraben, so einsam und verstoßen kam er sich vor. Seine einzige Freude bestand darin, mit den Blumen heimliche Gespräche zu führen, die in ihrem Gärtchen standen und die sie stets sorgsam gepflegt. Er bildete sich ein, ihre Seele schwebe noch um die Blumen, ruhe sich vielleicht auf ihnen aus, und höre ihm dann freundlich zu — wie im Leben. Als er drei Monat später in die Erziehungsanstalt kam, und von seiner Mutter keinen andern Abschied nahm, als daß er ihr schweigend die Hand küßte, war die Trennung von den Blumen der geliebten Schwester fast ein eben so tiefer Schmerz, als die Trennung von ihrer Leiche.

Im Institut, in beständiger Knabengesellschaft, die ihm bis dahin fremd geblieben, fühlte er sich weniger verwaist. Wenn auch dort kleine Parteilichkeiten statt fanden, und der eine Lehrer diesen, der andere jenen Liebling hatte, so konnte sich Gaston doch durch Fleiß und Tüchtigkeit bei den Lehrern — und durch einen

festen, unerschütterlichen Muth bei den Kameraden Anerkennung verschaffen. Dann beschloß er seine Scheu und Blödigkeit zu überwinden, weniger in sich gekehrt, mittheilsamer zu sein. „Wenn man weiß, wie gut ichs meine, dachte er, wird man mir auch wieder gut sein! Bis jetzt hat es niemand gewußt, als Blanche, darum hat auch sie allein mich lieb gehabt. Aber wer Freunde gewinnen will, muß ihnen auch zeigen, was sie zu erwarten haben.“ Es kostete ihm viel Ueberwindung die Austerschale zu öffnen, in die er sich zurückgezogen, um nicht immer verwundet zu werden. Indessen machten doch die leichtherzigen, kecken Kameraden ihm diese Ueberwindung leichter, als er es bisher, der schneidenden Kälte gegenüber, für möglich gehalten. Seine strenge Gerechtigkeitsliebe erwarb ihm allgemeinen Respect. Bei schwebenden Streitfragen wurde er zum Schiedsrichter erwählt und seinem Ausspruch gehorcht; er vertheidigte die Unterdrückten und beschützte die Schwachen. Ihm war, als müsse er gut machen, was gegen ihn gefehlt worden sei.

So kam er zu einem ruhigen Selbstbewußtsein; er fühlte, daß es in seiner Macht war, sich Achtung zu verschaffen. Und Liebe? — Alle Gluth, alle Sehnsucht, aller Durst nach grenzenloser Hingebung, Alles, was in früher Jugend oft so starke Freundschaften schließen macht, vereinte sich in ein unaussprechlich süßes Liebesgefühl für die todte Blanche. Zwischen den muthwilligen Gefährten, bei wilden Spielen, bei dürren Studien, bei ehrgeizigem Streben der erste in

der Klasse oder der beste Schlittschuhläufer zu sein, kurz, in die ganze hoffnungsreiche, thatbegierige, zukunftsfrohe Welt des Knaben strahlte Blanche als der Engel hinein, der seine Kindheit beschützt hatte. Aeußerlich ernst, gesetzt, beinah kalt, war in seinem Innern eine wogende Liebesfluth, die er vor niemand enthüllen konnte, als vor dem einzigen Wesen, das sich ihm ja mit tiefer Innigkeit angeschlossen — gleichviel, ob es auf oder über der Erde war. Gaston glich einem verschütteten Quell; es wächst Rasen darauf, der Fuß der Menschen geht sorglos darüber hin; aber wenn der Frühling kommen und den Schnee oben im Gebirg schmelzen und die Eisdecke abstreifen wird, wenn die Fluthen sich treiben, drängen und stürzen, dann bricht der Quell aus seiner Haft und macht sich Bahn, um die gewaltigen, lange verschlossenen Kräfte auszutoben, auszubrausen — und wohl ihm, wenn er die rechte Bahn findet, ein mächtiger Strom oder ein heller Bach wird, und kein Sumpf — wie das oft geschieht!

Von seiner Mutter ward ihm in dieser ganzen Zeit kein Zeichen von Zufriedenheit, geschweige von Aufmunterung. Er schickte ihr die Zeugnisse der Lehrer, seines Lobes voll; doch nur durch seinen Vormund erfuhr er, daß die Mutter sie erhalten habe. Nie ließ sie ihn in den Ferien zu sich kommen; nie schickte sie ihm zum Weihnachtsfest, zum Geburtstag irgend ein Geschenk, wie doch alle Mütter mit so inniger Freudigkeit zu thun pflegen, da das Geben nach allen

Seiten, in allen Richtungen hin, vom ſelbſtgewählten Spielzeug und ſelbſtgenähten Tuche an bis zu den unermeßlichſten Opfern — ganz im Character der Frauen, und zugleich ihre Glorie und ihr Scheiterhaufen iſt. Wo ſie am meiſten geben können, lieben ſie am meiſten. Daher verſchwenden ſie ſo oft ihre Liebe an Unwürdige; ſie möchten mit dieſem Königsmantel ſeine Blöße decken. Gräfin Laßperg aber hatte Gemahl und Tochter geliebt, wie ſie den prächtigen türkiſchen Shawl liebte, der ihre ſchöne Figur vortheilhaft drapirte. Für den häßlichen Sohn, der wahrſcheinlich ein langweiliger Gelehrter werden würde, ohne Wunſch und Mittel in der Welt eine glanzvolle Rolle zu ſpielen, hatte ſie nun einmal keine Sympathie. Sie ruinirte ſein Vermögen und hielt ihn ſelbſt ſo knapp mit Geld, daß er ſich manche Vergnügungen ſeines Alters und Standes verſagen mußte. Er konnte keine weiteren Reiſen machen, als ſeine Füße ihn trugen, und wenn er auch ein tüchtiger Fußgänger war, ſo ging doch bei dieſer Art zu reiſen zu viel Zeit darauf, um in den flüchtigen Ferien ferne Ziele zu erreichen. Und die Ferne iſt ſo lockend! Gaſton mußte ſeine Sehnſucht unterdrücken und ſie als eine Rechnung bei Seite legen, welche die Zukunft bezahlen müſſe.

So ward er achtzehn Jahr alt und die Schulzeit beendet. Nun ſollte er, nach vier Jahren, die Mutter wiederſehen, und ſich mit ihr über die Wahl ſeiner Laufbahn beſprechen. Sie lebte in Prag. Er reiſte

zu ihr. Das Herz ſchlug ihm gewaltig. Konnte ſich nicht das ihre ganz heimlich, in der langen Trennung ohne andern geliebten Gegenſtand, ihm zugewendet haben? Konnte ſie ihn nicht mit voller Inbrunſt in die Arme ſchließen, ihren geliebten Sohn, ihr einziges Kind ihn nennen? Ach, und wenn das war — welche Fülle von Glückſeligkeit würde ſeine Bruſt durchſtrömen! — — Sie muß mich lieben, dachte er.

Als er ihr Vorzimmer betrat, befiel ihn die alte Aengſtlichkeit, unwillkürliche, athemraubende Verlegenheit. Ich bin nicht gut genug für ſie! ſprach er heimlich. Zum Ueberfluß fiel ſein Blick in einen hohen Spiegel, der ihm ſeine ganze Geſtalt zeigte, und das ermuthigte ihn nicht. Zwiſchen ſeinen Schulkameraden hatte er wol den einen ſchöner als den andern gefunden; aber wo keine Frauen ſind, da gilt die bloße Schönheit des Mannes wenig. Wer am beſten zu Pferd ſitzt, am beſten ſchwimmt, am leichteſten ſpringt, wer den ſtärkſten Arm, den ſchärfſten Blick, den gewandteſten Körper hat, der gilt! — und hatte Gaſton nicht in all dieſen Dingen den Beſten gleich geſtanden? Aber nun, als ſein Blick in den Spiegel fiel, als er an die wunderſchöne Mutter in ihrer Kälte, in ihrer Herrlichkeit dachte, da flüſterte er leiſe:

„O weshalb bin ich ſo häßlich?“

Und er war leider außerordentlich häßlich! Die unfeinen, nach verſchiedenen Proportionen gebildeten Züge würden weniger aufgefallen ſein, wenn ein lebhaftes Mienenſpiel, eine ausdrucksvolle Phyſiognomie

ſie durchgeiſtet hätte; aber ſie blieben unbewegt, gleichſam ohne Intereſſe für das, was er ſprach, und wenn ihm auch das Herz glühte, ſo lieh es doch dem Antlitz nicht jenen Wiederſchein der Seele, welche die bezaubernde Schönheit ausmacht, während die Feinheit und Anmuth der Züge nur die bewunderte iſt. In ſein Auge ſtieg wol ein Funke hinein; aber dies kleine, von ſchweren Augenliedern verdunkelte und halb zugedrückte Auge ſchien nicht Raum zu haben, um den Funken als Flamme auflodern zu laſſen. Das Lächeln, welches in ernſten Männergeſichtern voll unſäglicher Grazie ſein kann, wenn es ſich wie ein Regenbogen über den dunkeln Himmel legt, war ihm ganz verſagt. Gaſton lächelte nie. Blanche hatte er angelächelt, ſeitdem nicht mehr, ſeitdem war ſeine Seele nicht ſo lieblich berührt worden, um ein Lächeln auf ſeine Lippen zu locken. Er lachte, wenn es einen Spaß gab; aber Lachen entſtellt das ſchönſte Geſicht, wie viel mehr ein häßliches! — Und dazu die lange, dünn aufgeſchoſſene Geſtalt, mit ſchmalen Schultern und eingeſunkener Bruſt, mit der unbeholfenen Haltung, welche ihr in dem Alter faſt immer eigen iſt. — Zum erſten Mal ſeit ſeiner Kindheit fühlte Gaſton ſeine Häßlichkeit wie ein großes Weh.

Die Thür ging auf, er ſtand vor ſeiner Mutter. Als ſie ihn gewahrte, drückte ſie die feinen, ſchneeweißen Hände vor die Augen. Halb aus Verzweiflung, um dieſe kränkende Bewegung nicht wahrzunehmen, halb vom Gefühl überwältigt, daß dies auf der

weiten Welt das einzige Geschöpf sei, von dem er Liebe fordern könne, dürfe — sank Gaston vor ihr auf die Kniee, preßte sein Gesicht in ihre Kleider, und flehte mit gebrochener Stimme:

„O Mutter, meine theure Mutter, liebe mich.“

„Steh auf, Gaston, sagte sie kühl und entfernte seinen Kopf von ihrem Schooß, setze Dich und sage mir, welche Carriere Du ergreifen willst. Dein Vormund, Deine Lehrer, geben Dir das Lob des Fleißes und der Tüchtigkeit — auf welche Weise willst Du das Gelernte anwenden?“

Gaston trat sogleich in die ihm angewiesenen Schranken, und antwortete ehrerbietig, er wünsche vor der Hand nur, auf einer norddeutschen Universität, in Bonn etwa, zu studiren.

„Aber Du hast ja studirt, Du bist im neunzehnten Jahr, siehst viel älter aus — soll denn das Lernen ewig dauern? ich wünschte, Du gingest nach Wien, übtest Dich in den neuern Sprachen vielleicht ein Jahr, und tratest dann in die diplomatische Laufbahn, wo Dir Dein Name und mein Einfluß den Weg ebnen würden. Etwas bessere Manieren dürftest Du Dir freilich auch aneignen; die Deinen schmecken etwas stark nach der Schulbank.“

„Ich hoffe, meine gütige Mutter entschuldigt diesen Fehler damit, daß ich in vier Jahren nicht Gelegenheit hatte, mich von der Schulbank zu entfernen — entgegnete Gaston ruhig. Was die diplomatische Laufbahn betrifft, so habe ich keine Abneigung gegen

dieſelbe; nur muß ich vorher einen tüchtigen Grundſtein des Wiſſens in mich legen, und die Geſchichte der Staaten und Völker, ihre Rechte, ihre Geſetzgebung — ferner noch manches Andere ſtudiren, was in der Schule nur mit flüchtigen Umriſſen angedeutet worden iſt und was ich zu einer beſtimmten Form herausbilden möchte. Und weil dies Streben freier, zwangloſer, munterer auf fremden Univerſitäten herrſcht, ſo würd' ich gern auf einer ſolchen den dumpfen Schulſtaub abſchütteln."

„Du ſprichſt wie ein Profeſſor, antwortete Gräfin Laſperg gelangweilt; dieſen dozirenden Ton mußt Du Dir abgewöhnen — er ſchläfert ein. — (Sie gähnte). — Uebrigens gebe ich Dir zu bedenken, daß Du wenig Vermögen haſt, daß meine Mittel Dich zu unterſtützen nur gering ſind, daß bei einem ſolchen muntern, zwangloſen Univerſitätsleben viel Geld und Zeit verſchleudert wird, und daß es am zweckmäßigſten ſein würde, wenn Du Dir Dein Fortkommen in der Welt ſobald wie möglich ſicherteſt."

„Nur auf dieſe Weiſe darf ich hoffen es zu begründen," erwiederte Gaſton beſtimmt, und ſeine Mutter ſprach ſpöttiſch:

„Ich nehme mit Freude wahr, daß der Jüngling den Trotzkopf des Knaben behalten hat. Man kann Dir Vorſtellungen machen, wie man wolle, Du beachteſt ſie nicht und bleibſt bei Deiner Anſicht."

„Ich wollte Dich nicht langweilen, theure Mutter!

Aber die Verſicherung brauch' ich Dir doch wol nicht zu geben, daß ich meine Zeit möglichſt gut anwenden und ebenfalls möglichſt mich einſchränken werde, um Deine Güte nicht zu mißbrauchen."

„Wie Du willſt! entgegnete ſie, die Achſeln zuckend; Eltern dürfen ſich nicht des Glückes ſchmeicheln, ihrer Kinder Freunde und Rathgeber zu ſein."

Gaſton machte eine Bewegung, als wolle er ihr wieder zu Füßen ſinken, ſein Herz war übervoll, überſchwer; denn es war verwundet und ſchlug ſo heftig, daß alles Blut ihm in die Wunde ſtürzte. Allein die Mutter winkte ihm mit der Hand zu, ſich ruhig zu verhalten und ſagte dann:

„Laß Dich auf Dein Zimmer führen, kleide Dich um. Zum Thee komm' wieder."

Wie der Empfang war, ſo blieb das Verhältniß, öde, drückend. Gaſton ſchweigſam, vielleicht von Natur, gewiß aus Gewohnheit, verſank der Mutter gegenüber und aus Furcht ſie zu langweilen in ſchauerliche Einſilbigkeit, die ihr auch wiederum unbehaglich ward. Sie nickte ihrem Kammerdiener freundlicher für ſeinen Morgengruß Dank, als ihrem Sohn. Sie empfing den gleichgültigſten Beſuch mit einem ſo huldvollen Lächeln, wie ſie nie ihrem Sohn gegönnt. Sie hatte für Perſonen ihrer Geſellſchaft Aufmerkſamkeiten, von denen der hundertſte Theil ihren Sohn beſeligt haben würde. Er blieb ihr fremder, als ein Fremdling; denn da ihr Herz durchaus die natürliche Stellung zu ihm verloren hatte, ſo konnte ſie ihn nicht

einmal mit dem ruhigen Blick betrachten und prüfen, den man auf einen Fremden wirft.

Wie gern hätte Gaston nach acht Tagen Prag verlassen! Aber er hatte kein Geld, und wagte nicht die Mutter darum anzusprechen — wenigstens nicht zu einer Vergnügungsreise! Im Herbst, zu seinen Studien, da hatte er schon mehr Muth. Jetzt aber war man erst mitten im Sommer. Diese Existenz drückte ihn zu Boden. Mißmuth beschlich ihn, Unlust, Ueberdruß an einem Leben, dessen Schale so rauh und dessen Kern ihm noch unbekannt war. Finster durchstrich er das wunderschöne Prag, das mit seinen Kirchen, mit seinen Palästen, mit seinen Monumenten voll historischer Bedeutung, mit seinen Hügeln, mit seinen Wüsten, mit seiner gelben Moldau — ein Rom des Nordens ist. Wie eine Königin, die alle Lust, allen Ernst, allen Glanz des Lebens genossen und gegeben, und dann, entthront, auch dessen Wechsel empfunden hat: so ist Prag anzuschauen in seiner unvergleichlichen Pracht und seiner stummen Schwermuth. Prag ist ein Geschichtsbuch im Lapidarstyl geschrieben. Graue, fabelhafte, heidnische Zeiten mit ihren Sagen, gläubig christliche mit ihren Legenden, lichtbegierige und wahrheitsdurstige mit ihrer wilden Begeisterung und ihrem wissenschaftlichen Streben — alle kann man hier in großartigen Formen, in kräftigen Bildern ausgeprägt nachblättern; und wenn die neuere Zeit keine Monumente dieser Art vorzuweisen hat, so mag

es wol daher kommen, daß der Lapidarstyl zu schwerfällig und unbehelfen für die Zeit der Feuilletons ist.

Gaston irrte umher, vom Wisserad zum Hradschin, vom Waldsteinischen Garten zum Laurentiusberge, ohne sich um Sagen und Legenden und Historie zu kümmern. Er wußte ja Alles, was hier geschehen war; und nur das, was er noch nicht wußte, wollte er wissen und damit sein tiefstes Leben erfüllen, um stärker zu werden als dieser Bleimantel der Unlust, der ihm, wie Dantes Verdammten, auf den Schultern lag, und den er nur abschütteln konnte, wenn sein Busen glückgeschwellt sich wölbte, und seine Stirn froh und kühn sich hob. Er dachte nicht mehr so viel wie sonst an Blanche, nicht mehr an die Todte — ach, es war ja Alles todt genug rings um ihn her. Er wollte ein Leben. Aber im Grunde wußte er nicht recht, was er wollte — und das warf er sich oft selbst verdrießlich vor, und meinte, aus dieser schwankenden Unzufriedenheit mit seinem Schicksal gehe sein Mißbehagen hervor.

An einem schwülen Sommerabend stieg er zum Laurentiusberg hinauf. Die Luft war schwer, der Himmel trübe; seine Brust beklemmt, und sein Kopf so unklar und verwirrt, daß er vor sich selbst erschrak. „Welcher schreiende Jammer, welche jubelnde Lust — so dachte er — liegen unter dem nebligen Dunst verborgen, der stets auf einer großen Stadt schwebt! steigt er auf aus der Atmosphäre der Körper, oder aus dem Angstgestöhn, den Thränenfluthen, den Liebes-

ſeufzern und Küſſen von ſo vielen tauſend Geſchöpfen? Und warum fühl' ich keine Sympathie mit dem Jammer und ſo groſſe, unwiderſtehlich mächtige mit dem Glück, daß ich, wo ich einem Glücklichen begegne, ihm die Hand drücken, ihn an die Bruſt ſchießen, ihn bitten möchte, immer bei mir zu bleiben, um mich zu belehren, wie auch ich glücklich werden könne; denn nach Glück ſei ich durſtig wie ein Raſender — oder wie ein Kind, die Beide oft das Unmögliche für möglich halten, und es herbeitoben oder herbeiweinen wollen; — denn nach Glück ſei ich begierig wie der Jäger in der Wüſte, der nach der ſchlanken, flüchtigen Gazelle das Sandmeer durchſtreift, und nur von ihrem Daſein weiß, ohne ſie finden zu können. Seine Gluth, ſeine Ermattung brennen mir wechſelsweiſe in Bruſt und Hirn — o, käme doch ein Gewitter mit Blitz und Sturm! vernichtete es auch Gärten und Felder, und die Hütten der Menſchen, ſo würde doch der Himmel wieder blau, die Luft rein“.... — Er wußte nicht recht, ob er den Sommerabend oder ſeinen Buſen vom Gewitter durchzogen und geklärt wünſchte.

Da hörte er hinter ſich helle Worte, muntres Gelächter, und als er ſich umkehrte, ſah er eine junge Perſon behende den Berg hinanlaufen. Ein junger Mann folgte ihr, aber weniger raſch, und ermahnte ſie, hübſch vernünftig zu ſein. Darüber lachte ſie ihn aus, mit goldner Stimme, ohne ſich nach ihm umzuſehen, ob und wie er folge. So ſprang ſie an Gaſton vorbei und bemerkte ihn nicht, der zur Seite ge-

treten war, um ihr Platz zu machen. „Wie eine Libelle!“ dachte er, als er ihren Bewegungen folgte. Sie trug ein blaßgrünes Musselinkleid und einen dünnen, weißen Shawl, worin bunte Blumen gewirkt waren, wie Sonnenreflexe in durchsichtige Flügel und Kleid und Shawl umflatterten eine schlanke, große, biegsame Gestalt, wie sie auf schönen, etruskischen Vasen gezeichnet sind. Kaum zehn Schritt weiter blieb sie plötzlich stehn, wandte sich, stützte sich tiefaufathmend auf ihren Sonnenschirm; und erwartete so mit hochschlagender Brust, glühenden Wangen und luftdurstigen, halbgeöffneten Lippen den Begleiter.

„Aber Blanche! Blanche! wie kann man sich so erhitzen!“ rief der.

„Es kam mir unten sehr leicht vor den Berg hinan zu laufen,“ antwortete sie.

„Immer Unternehmungen über Deine Kräfte!“ — Damit faßte er sie unter den Arm und führte sie vollends hinauf.

„Es macht mir doch Spaß zu wissen, wie weit die Kräfte reichen, sagte sie während des Gehens — und dann übe ich sie ja auch dadurch.“

Ihre Worte verhallten. Gaston hatte bis dahin regungslos gestanden, wie verzaubert durch ihren Namen, durch ihre Erscheinung. Als rund umher Stille herrschte, fuhr er zusammen und ging rasch dem Paare nach — nur um diese Stimme zu hören; denn er blieb bescheiden in einer Entfernung, wo er die Unterhaltung nicht vernehmen konnte. Aber sein Herz blühte

auf vor dieſem Klange, wie nach perſiſcher Sage die Roſe vor dem Nachtigallenlied.

Oben angelangt nahm er ſeinen Standpunkt ſo, daß er ſie nicht aus den Augen verlor, und betrachtete ſie mit einem Ernſt, mit einer Andacht, mit einem Erſtaunen, als habe er nimmer ein weibliches Weſen geſehen. Und Blanche hieß ſie! Ja, ſie war auch wie ſeine Blanche, nur ſchöner, nur vollendeter, nur reizvoller, aus der Erde empor geblüht, oder aus dem Regenbogen herausgetreten! Ob ſie nicht ihm zu Lieb' ihren Himmel verlaſſen habe und in veränderter Form, um ihn zu necken, zu prüfen, zu beſeligen, halb ihm fremd und doch auch ſo traulich bekannt — vor ſeinen Augen umher wandele? — „Wer wird mir zu Lieb' ſeinen Himmel verlaſſen? murmelte er, zwiſchen Bitterkeit und Trauer; auch Blanche nicht.“ — Und dann flog ſein Blick wieder zu ihr hinüber, forſchend, eindringlich, als wolle er ergründen, ob ſie doch nicht heimlich für ihn gekommen ſei. Wer war dies Mädchen oder — dieſe Frau? Nein, nicht Frau! unmöglich! dieſe leichte, friſche, ätheriſche Haltung des ganzen Weſens hat keine Frau! O die Frau iſt ſo ganz anders in Haltung, Gang, Bewegung! die Fülle des Lebens iſt über ſie dahingerauſcht, ſüß, doch unwiderſtehlich ſtark: das verweichlicht, das zerbricht. Aber zugleich hat ſie auch Fuß gefaßt in der Welt, iſt der eigenen Schönheit, der eigenen Kraft, des eigenen Daſeins ſich bewußt geworden — und das macht ſicher und ſtolz. Eine Frau, welche die ſchwebende, ſtrebende,

ungeknickte Jungfräulichkeit der äußern Darstellung beibehielte, würde vielleicht für jeden Mann die gefährlichste Erscheinung sein; denn eine Seele bleibt ewig die größte Verführung; sie zu überwinden — der größte Triumph, und welche Reinheit und Gluth, welche Kraft und Fülle der Seele gehört dazu, daß sie unüberwältigt bleibe, wenn sie umschlungen wird von den halb drückenden, halb lockenden Fesseln der Erde! welche innere Flamme, welch ein Heerd von lebendigem Feuer gehört dazu, daß sie sich fest beisammen halte, nicht zerfließe in die breite Alltäglichkeit der Welt, und den höchsten Reiz, den diese zu bieten vermag, nur als eine Stufe zu ihrem Thron betrachte, nicht als den Thron selbst.

Als das Paar nach einiger Zeit den Berg hinab ging, hatte Gaston bei sich ausgemacht, es sei Bruder und Schwester. Aehnlich waren sie sich nicht! er, fett, weiß, blond, stillbehaglich, wie das Wasser und sie — ob sie nicht ein Salamander war, der im Feuer leben konnte? Blaßgelb war der Teint; aber von welcher heißen Farbe wurde er überströmt, wenn sie sich bewegte, wenn sie sprach. Unbestimmt hellbräunlich war das Auge, aber es umschlang wie mit goldenen Netzen, wenn sie damit blickte. Halbgeöffnet, neugierig, unbefangen waren die etwas zu vollen Lippen; aber ob ein Kuß nicht Funken aus ihnen ziehen würde? Und dieß schwarze Haar, das sich dunkel und verhüllend, wie Nacht über die Leidenschaft, um ihren prächtigen Kopf legte! — Sie war gewiß nur seine Schwester!

Auch Gaſton ſtieg den Berg hinab, und ſah, wie eine elegante Kaleſche Beide davon trug. Er ging langſam über die Brücke. Die Luft war freier, die Wolken hatten ſich erſchreckt vor fernem Donner, wie vor einer Drohung, verzogen, im Weſten zuckte das Abendroth auf, wie Liebesgluth im brechenden Auge, und der Wind wehte weiche Kühle von dort herüber. Die Brücke wimmelte von Menſchen, die paarweiſe, in Gruppen, einzeln, in ihre Behauſung heimkehrten. Gaſton meinte nie ſo viel ſchöne Weiber geſehen zu haben; bemerkt hatte er ſie wenigſtens gewiß noch nie. Von der Schützeninſel klang militäriſche Muſik herüber, ſtürmiſch, auffordernd, ſiegestrunken — bald grell abgebrochen, bald ſüß verhallend. „Es muß recht kühl da unten in der Moldau ſein, dachte Gaſton und lehnte ſich an eine der mächtigen Statuen — oder da oben im blauen Aether, oder“ — —

Ein kleines Mädchen wunderhübſch, zierlich gekleidet, lief einer Geſellſchaft voraus, blieb vor ihm ſtehen, ſah ihn keck an und ſagte dreiſt: „Häßlicher Mann!“ Damit wollte ſie weiter hüpfen. Aber Gaſton nahm ſie raſch auf den Arm, hielt ſie über das Geländer und fragte:

„Bin ich noch häßlich?“

„Nein! nein!“ ſtammelte das geängſtigte Kind.

„Nun ſo gieb mir einen Kuß.“

„Nein!“ wiederholte ſie beſtimmt.

Aber er küßte ihr feines Hälschen, als ſie den Kopf von ihm wegdrehte. Dann ſtellte er ſie auf den

Boden. Eine hohe, ernſte Frau, wahrſcheinlich die Mutter, nahm die Kleine bei der Hand und blickte ihn befremdet, mißvergnügt an, und ein junger Menſch rief lachend:

„Erſt fünf Jahr alt und ſchon Abenteuer!“

Es war finſter, als Gaſton nach Hauſe kam. Einige Wagen hielten vor der Thür ſeiner Mutter. Die Menſchen flößten ihm kein Intereſſe ein, ſie beachteten ihn zu wenig; aber ſie waren ihm doch lieb, weil ſie ihn des tête-à-tête mit ſeiner Mutter überhoben. Und könnte nicht die Libelle hergeflogen ſein, dachte er, ohne es eigentlich zu denken; denn es giebt Gedanken, die ſind im Herzen, wie Sonnenſtäubchen im Sonnenſtrahl ſind; man weiß nicht, ob ſie plötzlich kommen, oder ob ſie immer da waren und nur durch das Licht ſichtbar werden.

Als er eben das Vorzimmer betreten wollte, ward die Thür von einem Bedienten aufgeriſſen, und die Libelle, von ihrem Begleiter gefolgt, trat heraus und ging an ihm vorüber die Treppe hinab. Ihr Shawl ſtreifte ſeinen Arm. Ihm war, als rieſele ein Blütenſchauer über ihn hinab. Er fragte den Bedienten nach dem Namen der Herrſchaft.

„Es iſt der Herr Graf Sonin, der ſich vor vierzehn Tagen vermält hat, mit der jungen Frau Gräfin“ — erwiederte redſelig der Menſch.

„Doch ſeine Frau! ſagte Gaſton für ſich — nun, was geht ſie mich an! Schön und häßlich gehören ohnehin nicht zuſammen.“ — Er verließ das Vor-

zimmer und begab ſich auf ſein Stübchen, in welchem nichts von der Eleganz zu ſpüren war, die außerdem alle Gemächer ſeiner Mutter ſchmückte. Sie brauchte für ſich allen Glanz, alles Gold, wie zu einem Rahmen würdig ihres Bildes; er war es nicht werth darin zu figuriren. Aber als ob der weichſte Teppich der Levante den Fußboden bedeckt hätte, ſo ſtürmiſch warf ſich Gaſton nieder, und eben ſo ſtürmiſch ſprang er nach wenigen Sekunden auf, verließ das Zimmer, das Haus, lief durch die Stadt, über die Brücke, den Laurentiusberg hinauf. Da, wo ſie zuerſt ſtill geſtanden, wo er zuerſt ihr Antlitz geſehen, ihre Goldſtimme gehört — da warf er ſich auf die Erde, und drückte ſeine Wange an den Staub, den ihr Fuß betreten. So brachte er die Nacht hin. Der Portier ſah ihn bedenklich an, als er gegen Morgen todtenbleich, mit verwirrtem Haar, ohne Hut, heimkam, und wild an ihm vorüberſtürmte. Er ſank aufs Bett und ſchlief; aber die Sehnſucht wachte, und auch im Schlaf umflatterte ihn die Libelle. In den langen Stunden des Tages war er, der arbeitsgewohnte, beſchäftigte Menſch, von der äußerſten Unthätigkeit. Ihm graute vor Büchern, ſie wehten ihn wie mit Moderduft an. Sein Weſen war eine wogende Gluth zerſchmelzenden Metalles, und aus dieſem rothen Strom tauchten lichtblaue, ſilberne Flämmchen empor: „O! ein Weib! ein ſolches Weib! dies Weib!“ — Die Mutter fand ihn, trotz der geringen Aufmerkſamkeit, die ſie ihm ſchenkte, doch ſo finſter, ſo in ſich gekehrt, daß es ihr

auffiel. Aber sie fragte ihn nicht. Noch weniger suchte sie ihn zu ermuntern, ihr sein Vertrauen zu schenken. Statt dessen fragte sie ihren alten Kammerdiener, der auch Gaston bediente, ob ihr Sohn über seine Gesundheit klage, ob er krank sei. Froh endlich von der ernsten Gebieterin gefragt zu werden, antwortete der:

„Ich weiß nichts, gräfliche Gnaden, denn der Herr Graf spricht nie; aber er sieht so übel aus, daß er doch wol krank sein mag. Die nächtlichen Promenaden scheinen ihm nicht zu bekommen."

„Was soll das heißen?" fragte die Gräfin streng.

„Der Portier hat mir gesagt, antwortete er leise, daß der Herr Graf erst in der Frühe neulich Morgens zu Haus gekommen." ... —

„Gut! ich danke Ihnen!" — Sie winkte ihm zu gehen. „Er wird eine Liebelei haben, sprach sie für sich, das ist natürlich in seinen Jahren." — Und damit war sie vollkommen beruhigt.

Als Gaston zur Speisestunde in den Salon seiner Mutter kam, blieb er halb entsetzt, halb entzückt an der Thür stehen, denn:

„Mein Sohn!" so präsentirte ihn die Mutter dem Grafen und der Gräfin Sonin. Letztere nickte ihm gleichgültig zu. Das war ein Glück! hätte sie ihn angeredet, so würde er sich lächerlich gemacht haben, keines Worts fähig gewesen sein .... und, o Himmel! alle Schmach der Welt wäre gering gegen die, ihr lächerlich zu erscheinen! — Aber sie plauderte mit der Mutter, und Graf Sonin erzählte ihm von einem

Pferde, das er zu ſeinem Aerger gekauft, nicht wiſſend, welch ein unbändiges, und gar nicht zu bändigendes Thier es ſei. Er fügte hinzu:

„Das iſt nicht angenehm zum Spazierenreiten.“

„Nein, ſagte Gaſton, aber es zu bändigen — das macht Vergnügen!“

„Wenn Sie es verſuchen wollen, ſo ſteht es zu Ihren Dienſten; allein ohne zerſchlagene Glieder wird es ſchwerlich bei der Probe abgehen.“

„Ich will es dennoch verſuchen.“

Da keine andern Perſonen zum Speiſen kamen, ſo gab Gräfin Laßperg dem Grafen Sonin den Arm, um ſich zu Tiſch führen zu laſſen, und Gaſton war in der Nothwendigkeit den ſeinen der Libelle anzubieten. Heute aber, im Zimmer und weniger beweglich, ſah ſie nicht ſo feenhaft, doch unendlich reizend aus, ſo daß er meinte, die Seligkeit, ihren Arm auf dem ſeinigen, an ſeiner Bruſt zu halten, müſſe ihn erdrücken. Während er überlegte, ob er ſich dieſer Gefahr ausſetzen ſolle, war Blanche aufgeſtanden und ihm mit einer Sicherheit entgegen gegangen, als lebe ſie ſeit zehn Jahren in der Geſellſchaft, und als ſei ſie gewöhnt, die Verlegenheit junger, unbeholfener Menſchen zu bemänteln. Und doch war ſie um ein Jahr jünger als er, und eben verheirathet! Aber die Geſellſchaftsform iſt wie ein elegantes Kleid, das die Frauen gern, und daher auch mit Grazie tragen. — Und dann iſt es auch ſo leicht ſicher zu ſein, wenn man unbefangen iſt! Nur unter der Aegide friſcher

Unbefangenheit oder einer weltgroßen Leidenschaft ſieht man ſicher da in der Geſellſchaft, denn beide wiſſen nichts von Eitelkeit, die überall Ruheſtörerin iſt.

Gaſton fühlte ſich bis zur Stirn erröthen, als Blanche mit freundlichem Lächeln ſeinen Arm nahm. Dann — als ſei ihm nun das Aeußerſte begegnet, als könne er nun alles Fernere tragen — raffte er ſeine ganze Kraft zuſammen, und zeigte ſich in einer, der Gräfin Laßperg ſo fremden Geſtalt, daß ſie meinte, ihr Sohn ſei ausgetauſcht. „Sollte das ſeine Liebelei ſein? fragte ſie ſich heimlich; nun, das wäre ganz gut — aber er ſieht ſie ja heut zum erſten Mal.“

Die warme Atmoſphäre der Geliebten neutraliſirte die ſchneidende Kälte der Mutter. Gaſton war in einer wohlthuenden Luft, wo die zuſammengebogene frierende Pflanze ſeines Weſens ſich plötzlich hob und entfaltete. Er war nicht mehr muthlos, finſter, einſilbig — es ward hell in ihm, das höchſte Glück war ihm ja begegnet. Aber mit Blanche ſprach er wenig, und ſah noch weniger ſie an. Ihr Anblick überwältigte ihn; es war genug, daß ſie da war, daß er die Gewißheit hatte: „Wenn ich meine Augen aufſchlage, ſo ſtrahlen die ihren mich an.“ Ihre Hände betrachtete er. Er meinte, ſie müßten eine überſchwengliche Liebesfülle zu geben haben. Er verglich ſie mit denen ſeiner Mutter. Die hatte ſchmale, fleiſchloſe, feine, ſchneeige Hände, mit ſchlanken, befehlenden Fingern, mit abwehrenden Bewegungen, und waren immer

kühl. Aber Blanchens Hände, rund und voll, mit tändelnden, lockenden Bewegungen, mußten weich und warm ſein, wie die Bruſt einer Taube. Es war kein Nerv darin; das freute ihn! ſie muß geben! nachgeben! — — —

Er war unermeßlich glücklich. Er hatte nichts; er wußte nichts; allein er ahnte, daß er auf der fliegenden Brücke ſtehe, die zwiſchen das Nichts und das Sein, zwiſchen das graue Chaos und die blühende Welt geſchlagen ſei. O ſie war ſchön, dieſe Brücke, von lautrem Gold — und die blauen Wellen rauſchten wie Geiſtergeſänge unter ihr dahin — und die lauen Lüfte trieben ſie ſpielend umher, bald näher ans winkende Ufer, bald zurück auf die Mitte des wogenden Stroms. Er wiegte ſich in ihr, wie das erwachte Kind in träumeriſcher Luſt ſeine Wiege ſchaukelt.

Die Bahn war gebrochen zwiſchen ihm und Blanche, und der ſchüchterne Schulknabe ein freier, froher Jüngling geworden. Was kümmerten ihn die ſterilen Studien! was drückte ihn die Laune der Mutter! was blieb ihm zu wünſchen vom Leben! Blanche war da!

Als er am andern Morgen auf einem Spazierritt das tolle Pferd des Grafen Sonin, nicht ohne gewaltige Anſtrengung, aber doch endlich bezwang, bekam der großen Reſpect vor ihm und beide wurden Buſenfreunde, ſo daß nach drei Tagen Gaſton freier im Soninſchen Hauſe ein und aus ging, als in dem ſeiner Mutter.

Blanche wußte recht gut, weßhalb er kam, und das

machte ihr sehr viel Vergnügen. Theils aus neckend kindischer Laune, theils aus geschmeichelter Eigenliebe, theils aus angeborner Koketterie that sie Alles, um ihm zu gefallen, und das wurde ihr sehr leicht: sie mochte beginnen, was sie wollte! es entzückte ihn! ihre unverwüstliche Heiterkeit lachte in seine Seele hinein; ihre raschen Aufwallungen von Jubel, Mitleid, Bewunderung, Betrübniß waren ihm helle Sternschnuppen, die aus dem tiefen Sternenhimmel ihres Wesens hervorbrachen; ihr kleiner Eigensinn, den sie bisweilen ihrem Manne gegenüber geltend zu machen wußte, schien ihm, wenn nicht gerade Festigkeit des Characters, doch wenigstens Anlage dazu. Vor ihm brauchte Blanche nicht zu heucheln, noch sich zu verstellen; er liebte sie, wie die ächte Liebe thut, mit all ihren Schwächen, mit all ihren Fehlern, ja, vielleicht um dieser willen, weil er sie aus dem innern Reichthum, statt aus der Dürftigkeit ihrer Natur ableitete.

Und Blanche? — o Blanche! ... Wesen wie sie, ganz dem sinnlichen Eindruck des Augenblicks hingegeben, lieben nicht! sie haben lieb, sie sind gut. Diese vergänglichen Empfindungen haben Nahrung in dem leichten Erdreich ihres Herzens. Auf einem Bach fährt kein Linienschiff; das wird nur getragen von dem weiten, unergründlichen, brausenden Meer. Die Seele muß groß sein wie die See, gleich ihr verborgene Schrecken haben und verborgene Lieblichkeit, unberechenbare Schätze und undurchdringliche Geheimnisse, wenn die Leidenschaft, dies Schiff mit fliegenden, schwellenden

Segeln, Spielraum in ihr haben ſoll. Dazu war die genußſüchtige, leichtſinnige Blanche durchaus nicht geſchaffen, und ſie trug keine Schuld, daß Gaſton aus dem ſchimmernden Kinde dieſer Welt einen ſtrahlenden Engel machte, der ſein Herz nehmen und es mit goldnen Flügeln der Ewigkeit zutragen würde. Das hoffte er! ſo wollte er lieben, ſo geliebt ſein. — Meine Herrn, ich bitte, ehe Sie ihn auslachen, zu bedenken, daß er kaum neunzehn Jahr und ein Fremdling in der Welt iſt; daß Blanche die erſte Frau iſt, die ihn freundlich angeſehen; daß er noch nicht weiß, wie himmliſch freundlich die Frauen anſehen können, während ſie an einen Walzer, an einen Hut oder an einen andern Mann denken; daß Blanche zu einer Zeit ihm begegnet, wo ſein junges, liebedurſtiges, unbefriedigtes Herz aus der knabenhaften Exiſtenz in freiere, reichere Lebensverhältniſſe tritt, zum Bewußtſein erwacht, und zugleich zum ſchmachtenden, tobenden Drange die Unermeßlichkeit auszufüllen, welche das Bewußtſein in uns, vor uns, erſchließt; daß in früher Jugend ein heißes Herz und heißes Blut wirklich bei einem und demſelben Mann zu finden ſind — obgleich ich Ihnen zugeſtehen muß, daß ſehr raſch erſteres von letzterem verzehrt wird — kurz, daß Gaſton ein Mirakel in unſerm Jahrhundert, nämlich jung iſt. Gönnen Sie ihm nur ein wenig Zeit, um Erfahrungen zu machen, um die Frauen kennen zu lernen, und in drei Jahren wird er hoffentlich eben ſo alt ſein, wie Sie Alle ſind, meine Herrn. Jetzt aber iſt er jung, weil die Kraft

genießen, beſitzen, haben, leben zu wollen, mit der Fähigkeit es zu können Hand in Hand geht. Das Leben von heut zu Tag iſt ſo buhleriſch zuvorkommend, daß in ſeiner entnervenden Umarmung Wünſche ihren Reiz, und Erfüllungen ihren Nerv verlieren. Es ſchmiegt ſich wie ein Hund zu den Füßen des Herrn, und der ſtößt es nach Gebühr mit einem Fußtritt von ſich. Aber eine Exiſtenz, die es auf öder, langſam ſchwimmender Eisſcholle nicht mit weichen Armen umſtricken konnte, hat, wenn die Strömung nun endlich die Scholle ans Land treibt, eine ſo hohe, ſo glorreiche Meinung vom Leben, daß man ganz verblüfft iſt über die ungeheuern Anſprüche, die raſenden Wünſche, die es ſtillen ſoll.

Ein ſolcher wahnſinniger Wunſch Gaſtons war es, von Blanche geliebt zu werden, wie er ſich die Liebe zwiſchen Mann und Weib träumte: nicht heute, nicht morgen, nicht auf drei Jahr, nicht mit den Sinnen, nicht mit der Seele, nicht unter Bedingungen, nicht innerhalb Schranken, nicht für das Leben, ſondern für die ganze Erden- und Himmelsewigkeit!

Hätte Blanche nur eine Ahnung von dieſer wunderlichen Idee gehabt, ſo würde ſie ihn ganz entſetzlich ausgelacht, dadurch tief gekränkt, und durch die Kränkung zur Beſinnung gebracht haben — wenigſtens ihr gegenüber. Aber ſie dachte tout bonnement:

„Er iſt wol ein wenig in mich verliebt.“

Dann ſah ſie in den Spiegel und fand es ziemlich natürlich, daß jeder Mann ſich in ſie verliebe. Dann

ſtrich ſie die glänzenden Haare mit den weichen Händen glatt, ſteckte einige duftende Blumen hinein, zog das Kleid möglichſt weit von den Schultern, die in mattem Perlenglanz ſchimmerten, warf eine Echarpe über, um ſie bei paſſender Gelegenheit fallen laſſen zu können, und ſagte, wenn die Toilette beendet war, die ſie doch nicht für ihren Mann gemacht, gleichſam um ihr Gewiſſen zu beruhigen:

„Ich hoffe, Sonin wird mich heute recht hübſch finden.“

Sonin war angeſtellt, brachte einen großen Theil des Tages mit Arbeiten an ſeinem Schreibtiſch, oder mit Sitzungen in ſeinem Collegium hin. Blanche, eben nach Prag gekommen, hatte wenig Bekanntſchaften machen können, da der Sommer die Geſellſchaft aufs Land und in die Bäder gelockt. Sie langweilte ſich in dieſer nothgedrungenen Einſamkeit und freute ſich ſehr in Gaſton doch einen Menſchen zu finden, mit dem ſie ſich amüſiren konnte. Das war es! nicht über ihn wollte ſie ſich amüſiren, ſondern mit ihm, und ihn nebenbei necken, quälen, peinigen, dann durch ein Lächeln beſeligen — mit jener Schadenfreude des Weibes, die ſich im Voraus zu rächen ſcheint durch kleine Nadelſtiche, für die großen Wunden, welche ſpäter die Hand des Mannes ihr ſchlagen wird.

Gaſton kam alle Morgen; erſt, zur gewöhnlichen Beſuchſtunde und auf kurze Zeit; dann, immer früher und immer länger verweilend; zuletzt, um elf Uhr — wenn Blanche eben aufgeſtanden und im eleganten

Morgenanzug beim Frühstück war — und allein. Ueber ihren Mann schlug der Actenstaub dermaßen zusammen, daß er blind und taub zu werden schien.

„Es ist doch schade, daß Sie die herrlichen Sommermorgen so wenig genießen" — sagte Gaston einmal.

„Ach, bei dieser Hitze halt' ichs nicht im Freien aus."

„Ich meinte nicht zu dieser Stunde, erwiederte er lächelnd, sondern in der kühlen Frühe, nach Sonnenaufgang"... —

„Himmel, so früh waren Sie heut schon auf? da müssen Sie recht müde sein, und hungrig, durstig — nicht? Ich werd' Ihnen Thee geben."

Um das Vergnügen zu haben häuslich mit ihr zu frühstücken, trank Gaston in der Mittagstunde, bei vierundzwanzig Grad Hitze, Thee.

Blanche setzte sich an den Stickrahmen und arbeitete eifrig Tapisserie. Sie sagte:

„Es ist doch gar hübsch ein Haus zu haben! das Geringste gewinnt dadurch an Interesse. Ehe ich verheirathet war, wie langweilte mich solche Tapisserie! Jetzt sticke ich ein Möbel für meinen Salon und finde es sehr unterhaltend. Und das ist wahrhaftig ein großes Glück, denn Sie sind es heute sehr wenig."

Er stand neben ihr ganz versunken in die Behendigkeit der zierlichen Finger, deren Weiße durch die bunten Wollfarben noch mehr gehoben wurde. Als sie schelmisch zu ihm emporsah, schrak er zusammen, als habe sie ihn auf einem Diebstahl ertappt.

„Ja, ja, fuhr sie fort, das böse Gewissen straft

Sie, Sie ſehen ganz verlegen aus. Nun, erzählen Sie mir doch etwas.“

„Ich ſah heut vom Laurentiusberg den Sonnenaufgang und“ ..... —

„Der war wunderſchön! Das weiß ich ſchon. Was anders!“

„Ich liebe den Laurentiusberg, weil ich Sie dort zum erſten Mal geſehen.“

„Auch das weiß ich im Grunde ſchon.“

„Wenigſtens nicht durch meine Schuld! ich hab' es Ihnen nie geſagt.“

„Bah! geſagt! wer wird denn auch plump Alles ſagen! ich weiß tauſend Dinge, die mir niemand geſagt hat. Wollen Sie eine kleine Probe?“

In Gaſtons Buſen wogte freudige Angſt, hoffende Pein. Er dachte, daß ſie ihm wenigſtens ſagen würde, ſie habe ſeine Liebe errathen.

„Nun, wollen Sie hören?“ wiederholte Blanche.

„Brauch' ich denn das zu ſagen!“ rief er aufgeregt.

„Ich weiß, Sie würden Sich ſehr langweilen, ſobald Ihre Mutter nach Carlsbad gefahren ſein wird, wenn Sie nicht alle Tage bei uns ſpeiſten. Hab' ich Recht?“

Dies entſprach zwar nicht ganz ſeinen Erwartungen, indeſſen erleichterte es ihn von der unbeſtimmten Angſt vor einer Liebeserklärung. Er nahm ihre Hand — zum erſten Mal hatte er den Muth — küßte ſie und behielt ſie zwiſchen den ſeinigen. Das Glück,

welches mit dem Beſitz dieſer Hand verknüpft war, drängte ſich zauberiſch, verſengend in ſeine Bruſt. Thränen traten ihm ins Auge. Um ſie zu verbergen, drückte er das Geſicht auf ihre Hand und ſank übermannt neben ihr auf das Knie. Aber Blanche ſtand raſch auf, goß ihm ein Flacon mit Eau de Cologne über den Kopf und ſagte:

„Das kommt davon, wenn man nicht ausſchläft! man wird ganz nervenſchwach. Stehen Sie auf, ſetzen Sie Sich! Sie haben mich tödtlich erſchreckt. Iſt Ihnen beſſer?“

„O Gott, ja!“ ſtammelte Gaſton, zog noch einmal, heftiger, ihre Hände an ſeine Lippen, und verließ ſie.

Blanche arbeitete eifrig fort an ihrer Tapiſſerie und hatte dabei angenehme Gedanken. Dieſe kleine Scene, welche ſein Innerſtes aufwühlte wie Sturm die See, flog an ihr vorüber wie ein kleiner, munterer Vogel, deſſen Flügel die Oberfläche des Waſſers ſtreift; denn für ihre Sinne war es zu wenig, und für ihr Herz zu viel — ſo ſehr zu viel, daß ſie bei ſich ſelbſt dachte:

„Wunderliches Volk, die Männer! heut von einer Heftigkeit, daß man meint, ſie könnten kein Leid und keine Luſt überleben, und morgen eiskalt, als gäb' es weder Leid noch Luſt mehr auf der Welt! Ueber das Geringſte entzückt, über das Höchſte blaſirt! Wie können Frauen ſich nur an ſo launenhafte Geſchöpfe verlieren, ihren Ruf, ihre Stellung in der Welt, ihre Zufriedenheit, ihre ganze äußere und innere Exiſtenz

aufs Spiel ſetzen, um einen Mann zu beglücken, der viel glücklicher iſt, wenn er zu ihren Füßen, als in ihren Armen liegt! — Ich hab' wol geleſen von groſſen Leidenſchaften .... ich bin förmlich neugierig, ob mir auch ein Mann begegnen und mir eine Leidenſchaft einflößen wird. Der gute Gaſton gewiß nicht, den hab ich nur lieb — ſo freundſchaftlich — und weil er mich anbetet, was doch immer eine Freude iſt! ... Aber von meinem Mann würd' ich doch nie um eines Andern willen laſſen, nie muthwillig meine ſchöne, heitere Exiſtenz aufgeben."

Mit dieſen tugendhaften Geſinnungen ſtand ſie Gaſton gegenüber.

Gräfin Laſſperg trat ihre Reiſe nach Carlsbad an. Gaſton blieb in Prag, eingebürgert im Soninſchen Hauſe, berauſcht durch den beſtändigen Umgang mit Blanche, trunken von Sehnſucht, glühend, ſelig — ſelig nur durch ſeine Gluth, die ihm, wie ein purpurgefärbtes Glas, die Geliebte im feurigen Roſenroth ſeiner Empfindungen erſcheinen ließ.

Die Gardinenpredigt gilt für ein Vorrecht der Frau. Rührendes Ueberbleibſel eines ſchmeichelhaften Vorurtheils fürs weibliche Geſchlecht! Nur wer tadellos iſt, darf predigen, ermahnen, bekehren, verſöhnen, belohnen. In unſern Tagen ſind die Vorrechte aus der Mode, und man giebt ſie recht gern auf, z. B. die, welche mit einer Laſt, einer Unbequemlichkeit verknüpft ſind, und Andere zu Anſprüchen veranlaſſen, deren Realiſirung unmöglich ſcheint. So kommt es denn,

daß ſich Eheleute friedlich in das Vorrecht der Gardinenpredigt getheilt haben, woraus wiederum folgt, daß ſie ihre Bedeutung, ihren Effect verloren hat, wie der Adel den ſeinigen, ſeitdem rechts und links geadelt wird, wer den Schuh zu ſchneiden weiß, daß er niemand drückt, und wer modiſche Kleider zu machen weiß, ſei es der Frack eines Dandy oder die Zwangsjacke eines Volkes.

Einſt verſuchte ſich Graf Sonin an einer Gardinenpredigt.

„Höre, Blanche, der Gaſton ſieht Dich an auf eine Weiſe, ... in einer Art ... ſo ſonderbar“ ... —

„Nun? ſagte Blanche lachend, was wird da herauskommen?“

„Daß es mir mißfällt!“

„So ſag' es ihm,“ — erwiederte ſie gleichmüthig.

„Warum nicht gar! um der Blicke willen Händel ſuchen wäre wahrhaftig eine querelle d'Allemand, und ſchickt ſich gar nicht für einen Ehemann, der doch eigentlich ſeiner Frau gewiß ſein ſollte. Ich ſage das gar nicht, um Dich zu verletzen, liebe Blanche, ſondern nur, um Dich aufmerkſam zu machen, denn Du biſt ſehr jung, ſehr hübſch, ſehr leichtſinnig, ſehr“ ... —

„Aber was hab' ich denn gethan?“ unterbrach ſie ungeduldig.

„Gaſton iſt den ganzen Tag bei Dir, wie Dein Schatten, wie angeſchmiedet .... was redet Ihr denn immer mit einander?“

„Heut hat er mir von ſeiner verſtorbenen Schweſter erzählt, die Blanche hieß und ein Engel war.“

„Vermuthlich weil ſie Blanche hieß.“

„Warum verſpotteſt Du mich?“ fragte Blanche weinerlich.

„Fahr' nur fort; was hat er weiter erzählt.“

„Ich ſchwöre Dir, nichts weiter! dieſe Schweſter iſt ſein Idol, iſt das einzige Weſen, das ihn je geliebt hat, darum hängt er ſchwärmeriſch an ihrem Andenken, und ich laſſe mir gern von ihr erzählen, weil ich ſehe, wie es ihn freut.“

„Das wär' ganz gut, wenn er nur nicht ſeine Zärtlichkeit von der todten auf die lebende Blanche übertrüge und ſich in Dich verliebte.“

„Warum nicht gar! dazu fehlt ihm der Muth,“ ſagte ſie ſo beſtimmt, als ob ſie nicht genau das Gegentheil wiſſe.

„Glaubſt Du nicht, daß man ſich in Dich verlieben könne?“

„Ich hoffe, man iſt es ſchon,“ entgegnete ſie lieblich neckend von der Seite ihn anſehend.

Er war es freilich — — —

„Und Du fürchteſt nun nicht mehr, daß ich mich in Gaſton verlieben könnte? — denn das wollteſt Du mir doch vorhin zu verſtehen geben — ſo beſchloß Blanche das Zwiegeſpräch — er iſt ja eben ſo häßlich, wie Du hübſch biſt.“

Dieſer Grund überzeugte ihn vollkommen: ſeine Eitelkeit war befriedigt.

Und doch dachte Blanche keineswegs an Gaſtons Häßlichkeit, wenn ſie ihn ſah. Die ſtets nach Ausgleichung ſtrebende Natur hat das Auge ſo eingerichtet, daß es ſich durch Gewohnheit denſelben Gegenſtand zu ſehen abſtumpft. Demüthigend für die Schönheit, ermuthigend für die Häßlichkeit!

Nach und nach verglomm Gaſtons Seligkeit, wie die Sonne in Gewitterwolken. Ströme von Melancholie überflutheten ſeine Seele. Bald zweifelte er, daß Blanche ihn liebe, bald fluchte er ihren Verhältniſſen, die ſie zwangen ihre Liebe zu verheimlichen. Heute wollte er ſich ſelbſt eine Kugel durch den Kopf ſchießen, morgen dem Grafen Sonin. Wenn er in ſolcher Stimmung war, ermahnte ihn Blanche nicht ſo verdrießlich zu ſein. Seine Leidenſchaft war nicht mehr die perlende Fluth, welche auf erfriſchenden Wellen ihn trug und hob; ſie hatte ſich verwandelt in eine Rieſenſchlange, auch wogend, auch ſchimmernd, aber ihn umſtrickend mit unlösbaren Ringeln, ſeine Glieder zerbrechend, ſein Blut aufzehrend, nach ſeinem Herzen gierig züngelnd. „Ich werde aber ſterben" — dachte er zuweilen und das ſchien ihm das höchſte Glück, wenn er ſich Blanche unerreichbar vorſtellte. Dachte er hingegen, ſie liebe ihn, alſo ſei ſie erreichbar wie ein vorenthaltenes Eigenthum, ein lange beſtrittenes Recht, ſo durchglühete ihn der heiße Durſt nach Leben und er ſeufzte: „O nur nicht ſterben! nicht jetzt! hernach, hernach!" Und wenn er ſo, von Leben und Tod abwägenden Gedanken zerſtreut, vor ihr ſaß, ſo bat Blanche

ihr zu erzählen, was in der Stadt Neues paſſire. Dann bewunderte er ſie und ſtaunte die Selbſtüberwindung des Weibes an.

Er ſtürmte einſt in ihr Zimmer hinein, warf ſich auf den Teppich und legte den Kopf auf das Polſter, das ihre Füße trug.

„Was ſoll der orientaliſche Gruß? fragte ſie. Da er aber ſchweigend die Lippen auf ihren Fuß drückte, fuhr ſie fort: — Sie ſcheinen doch ein guter, katholiſcher Chriſt zu ſein und Anlage zu einem demüthigen Ehemann zu haben, was Beides nicht Sitte und Gebrauch der Orientalen iſt. Genug, Gaſton!“ .... fügte ſie nach einer Weile in verändertem, gedämpften Ton hinzu.

„Genug? fragte er und richtete ſich langſam auf, und blieb dann in knieender Stellung; für Sie vielleicht! — für mich“ ....

Sie legte ihre Hand auf ſeinen Mund. Er ſog ſich daran, wie an eine Blume feſt, und als ſie aufſtehen wollte, legte er einen Finger auf ihre Fußſpitze und ſie blieb wie geſetzt in ihrer Stellung.

„Blanche, ſagte er, aber ſo leiſ und bebend, daß ſie ihn nicht verſtanden haben würde, wenn nicht ihr eigener Athem geſtockt hätte — dies iſt der zweite ſelige Augenblick in meinem freudloſen Leben; der erſte war, als ich Dich ſah. O kürze dieſen nicht ſtreng, nicht grauſam ab. Warum ſoll ich Dir nicht ſagen, daß Du den Keim zu einem goldenheitern Frühling in meine Bruſt geſtreut haſt, daß die Blüthen emporſteigen in

Glanz und Duft, daß Du ein Paradies geſchaffen, wo eine Sandwüſte war. Freut es Dich denn nicht einen Menſchen beglückt zu haben? rührt es Dich nicht, gleich einem Stern in die graue Wolkennacht meines Daſeins getreten zu ſein? O Blanche, wenn Du nur wüßteſt, welch eine ungeahnte Wonne es mir iſt Dich zu lieben, wie ich lieben kann, vor Dir mein ganzes von Weh und Luſt überſchwelltes Herz auszuſtrömen — ſo würdeſt Du nicht ſagen: Genug! — Genug? ... o ſiehſt Du, das iſt ein Wort von Menſchen erfunden, welche dürftig genug ſind, um an Sättigung zu glauben. Für mich hat es keinen Sinn. Darum laß mich Dir ſagen, ausdrücken, ausſprechen, auf irgend eine, oder auf hunderttauſend Weiſen, daß ich Dich liebe. Das Wort iſt ſo arm, ſo kläglich, daß es klingt, als hätte ich nichts damit geſagt! aber dennoch hat es lange, lange, ſchwer und brennend auf meinen Lippen gelegen, meinen Mund verſchloſſen, meinen Athem erſtickt — o es hat mich faſt getödtet! Doch nun bin ich glücklich, befreit, erlöſt, durch Deine Gnade — ich darf Dir von meiner Liebe ſprechen!"

Er umſchlang ihre Knie und ruhete ſeine Stirn darauf. Blanche ſagte ängſtlich:

„O Gott, ja, lieber Gaſton! aber laſſen Sie mich nur aufſtehen."

„Alles, was Sie wollen," entgegnete er ſanft und erhob ſich.

Sie ſprang auf und ans Fenſter. Der weiche Abend wehte ſie erquickend an.

„Man muß dieſe letzten Tage des ſcheidenden Sommers recht genießen, rief ſie; wir wollen hinausfahren ins Gartenhaus und dort meinen Mann erwarten, der ſpät vom Oberſtburggraf zurückkommen wird. Im Zimmer iſt es erdrückend.“

Sie fuhren ſpazieren und dann nach ihrem Gartenhauſe, welches nur ein freundlicher Salon war, von einem hübſchen Garten im engliſchen Geſchmack umgeben. Sie brachten hier oft die Abende zu; bald in Geſellſchaft, bald allein. Es war ein Piano da; Sonin ſpielte, Blanche ſang ſüße Romanzen oder gab Gaſton Unterricht im Tanz, der ihm ſonſt unerträglich war, weil er fand, daß ſeine Figur ſich nicht dazu eigene; aber es machte ihr Spaß — das änderte ſeinen Geſchmack; vielleicht auch dies: daß er ſie beim Walzer oder bei der Mazurka im Arm hielt.

An dieſem Abend war aber Sonin nicht da, um als Orcheſter zu figuriren, folglich konnten ſie nicht tanzen. Blanche ſetzte ſich ans Piano und ſang — bald ein Liedchen, bald ein Paar Takte aus einer Cavatine, die ſie abbrach, wenn es zu ſchwer wurde, und dann in einen Walzer überging. Dazwiſchen rief ſie ihm ein Paar Worte zu: ob ihm dies gefalle, oder jenes? — oder ſah ſich, Lob erwartend, wenn eine Paſſage gelungen, nach ihm um.

Er lag auf dem Divan in träumeriſcher Extaſe. Vom Plafond hing eine Lampe herab, welche das ganze Gemach hell und warm erleuchtete. Aber die zugezogenen dunkelrothen Vorhänge, die lautloſe Stille

draußen machten es doch heimlich und traut. Und daß Blanche so unbefangen sang, als brauche sie sich nicht vor ihm zu geniren, that dieser Scene der Häuslichkeit keinen Eintrag. „Himmel, dachte Gaston, müssen solche Momente vorüberrauschen, wie jede andere gemeine, alltägliche Stunde?“ Er sprang auf und kniete neben Blanche.

„Nur in dieser Stellung darf ich zu Dir reden, sagte er, wenn ich Dir von meiner Liebe erzählen will; denn ich fühle dann, daß Du der Engel, die Göttin bist, die Erscheinung, welche mir Leben brachte, und mir Tod bringen kann, sobald sie sich verfinstert oder mir verschwindet. Blanche, weißt Du denn, wie ich Dich in meine Seele aufgenommen habe? — Wie das Augenlied sich um das Auge schmiegt, wie die Muschel die Perle hegt, wie das Nest das Vöglein birgt! — Kein Plätzchen, das Du nicht ausfülltest! kein Blick in die Zukunft, der sich nicht auf Dich zurückwendete! keine Hoffnung, die nicht an Dich sich knüpfte! keine Erfüllung, die nicht Dein Segen wäre! — Ich kenne wenig die Welt; aber was ich von ihr kenne, ist genug, um mir zu zeigen, daß sie ohne Liebe eine Hölle ist, mit ihr ein Himmel. Bist Du denn nicht glücklich, Blanche, mich in den Himmel gehoben zu haben, den ich Armer, ich Ausgestoßener, ich Verwaister, von der Wiege an suchte und verlangte?“

Er hatte sie umfaßt und sah ihr mit so tiefer, übermächtiger Gluth ins Auge, daß ihr war, als sprühe es Funken in ihren Busen. Wie schon gesagt: Nichts

iſt verführeriſcher, als eine Seele, ſogar für die, welche keine haben, vielleicht für ſie gerade am meiſten. Sie ſtehen einer Macht gegenüber, für die ſie nichts Aehnliches aufzuweiſen haben, die ſie wegwerfend und ſpöttiſch Schwärmerei nennen, wenn ſie kaltblütig ſind, aber dämoniſch, begeiſternd, übermenſchlich, wenn ein ſeltener Augenblick ſie im Sturm unter dieſen Blitzſtrahl wirbelt.

Blanche flüſterte ein Paar unverſtändliche Worte.

„O rede nicht! bat er, ſchweige, ſchweig! — ich bin ſo überſelig, daß ich ſogar Dein Wort fürchte. Ohne Wort haſt Du mir bis jetzt Schweigen geboten und ohne Wort wirſt Du mir nun erlauben zu reden. Dein Blick reicht hin, um meine Zukunft zu beſtimmen. Du kannſt ſie lenken, Richtung und Ziel ihr geben; nur das Eine ſteht feſt: ich bin untrennbar von Dir! und wenn Du mich durch die ganze Welt ſchickteſt, ſo würd' ich ſie durchpilgern und in Deinem Namen Wunder thun; und wenn Du mich über den Erdkreis ausſendeteſt, ſo würd' ich wiederkehren und die Ausbeute ſeiner Schätze zu Deinen Füßen niederlegen! — Blanche, wer liebt Dich denn ſo, wie ich Dich liebe?"

Er ſchloß ſie mit unwiderſtehlicher Gewalt in die Arme; ſie fühlte ſich wie in Feſſeln geſchlagen und litt ſeinen Kuß. Endlich ſagte ſie:

„Laſſen Sie mich, Gaſton, gehen Sie, bitte, gehen Sie!"

„Dein Mund heißt mich gehen, flüſterte er, Dein Auge ſpricht: Komm her! Jener iſt auf Verſtellung

geübt, dieſes nicht. Ich folge der Wahrheit! ... Oder willſt Du, daß ich gehen ſoll, ſo befiehl, aber kalt, aber ſtreng, aber ſo, wie Dein Herz es nicht zulaſſen wird, das warm, raſch und weich ſchlägt."

Sie befahl nicht. An ſeiner Leidenſchaft loderte nicht ihr Herz, doch ihre Sinnlichkeit auf. — — — Die Zeit rauſchte vorüber. — — —

Es war faſt Mitternacht, als Graf Sonin kam. Gaſton war ſeit einer Stunde fort. Blanche hatte geweint, und ihr Mann bemerkte es, obgleich er in fröhlicher Weinlaune war. Er fragte, was ihr fehle.

„Ich bin ſchläfrig, ſagte ſie verdrießlich, habe ſo lange gewartet!"

„Nun, Gaſton war ja hier, der pflegt Dir doch ſonſt die Zeit zu vertreiben."

„Er iſt längſt gegangen, ſagte ſie, und wickelte ſich ſchauernd in ihren Shawl; — laß uns nur gleich nach Hauſe fahren."

Sie hatte die erſte ſchlafloſe Nacht in ihrem Leben, und ſtand am andern Morgen zwei Stunden früher als gewöhnlich auf. Gaſton empfing folgendes Billet von ihr:

„Daß Sie die Schwelle meines Hauſes nicht wieder betreten werden, verſteht ſich von ſelbſt. Nur wenn ich Sie nie wiederſehe, kann der Haß, der ſich jetzt in meiner Seele regt, der Gleichgültigkeit weichen, welche ich früher gegen Sie empfand. Blanche Sonin."

Er las, er ſuchte zu verſtehen. Als ihm das gelungen war, fingen die Buchſtaben an ſich im tollen Tanz

zu drehen, vor ſeinen Augen, in ſeinem Gehirn zu wirbeln. Er verlor auf ein Paar Minuten die Beſinnung. Das war ein Erwachen! In dem Moment, wo er glaubte ſeines Glückes gewiß zu ſein und es an ſich gefeſſelt zu haben, brach es nicht bloß wie vom Wetterſtrahl getroffen über ihm zuſammen, ſondern donnerte ihm zu, es ſei nur eine Lüge geweſen und er habe ſeine Liebe an kein warmes, reiches Gebild des Lebens — nur an ein grauenhaftes, hohles Geſpenſt verſchwendet.

„Allmächtiger Gott, ſtöhnte er, iſt denn das wirklich ein Weib! und iſt denn in der That das ganze Geſchlecht herzlos, der Liebe unfähig, und ſchmachvoll ſie entweihend, indem es zu gemeinem Scherz ihre Larve vornimmt! ... Und ich! und ich! was habe ich denn geliebt? ach, wenn ich ſagen dürfte: einen Traum!“

Er ſank aufs Angeſicht und weinte bittre, glühende Thränen. Dann raffte er ſich wieder empor und rief im Zorn:

„Ein erbärmliches Weib geliebt zu haben, ſo, bis zur Dummheit, bis zur Raſerei — das drückt den Stempel der Schmach auf die Stirn eines Mannes. Und ſie war meine erſte Liebe! und die erſte Liebe ſoll die wahre, die dauernde ſein! aber wenn ſie es nicht iſt, iſt es denn überhaupt eine?“

So brachte er den Tag hin. Dann packte er ſeine Habſeligkeiten zuſammen, ſagte den Dienſtboten, daß er ſeine Mutter in Carlsbad beſuchen wolle, ſetzte ſich auf die Poſt und fuhr nach Teplitz. Von dort ſchrieb

er ſeinem Vormund, bat ihn, ſo ſchleunig wie möglich mit Geld und Paß ihn zu verſehen, der Aufenthalt in Prag ſei zu langweilig, er wünſche Norddeutſchland kennen zu lernen, ehe er nach Bonn gehe — und dann fing er an ſich auf ſeine letzte Vergangenheit zu beſinnen. Es war keine erfreuliche Erinnerung! zuweilen wäre es ihm eine wahrhafte Erquickung geweſen über ſeine Thorheit lächeln zu können — aber es wollt' ihm nicht gelingen! er nahm noch immer die Liebe ſehr ernſt, und hätte eher darüber verzweifeln, als ſpotten können, daß ſein Götze bei der leiſeſten Berührung zerbrochen war. Die Geſellſchaft ekelte ihn an, eh' er ſie kannte. Mit Männern hatte er noch gar nicht verkehrt, und außer der Mutter und der Geliebten, auch nicht mit Frauen; aber gerade dieſe beiden brachten ihm einen geringen Begriff von der Geſellſchaft bei, auf deren Character und Phyſiognomie das Weib ſo weſentlichen Einfluß übt. „Herzlos von der Wiege zum Grabe, verliſcht die Strohfeuergluth der Jugend ſehr bald in der überſättigten Launenhaftigkeit ſpäterer Jahre: frivole und eiskalte Männer müſſen ſolchen Weſen nothwendig gegenüber ſtehen, denn ſonſt wäre mein Geſchlecht allein elend — jetzt ſind es beide!" dachte Gaſton.

Mit dem Nothwendigen verſehen trat er endlich ſeine Reiſe an und durchſtreifte Deutſchland in allen Richtungen. Dabei fing er an die Kunſt zu üben, welche für das Leben nothwendig und nur ſo lange ſchwierig, wie man ohne Fertigkeit und Uebung darin

iſt: zu vergeſſen! — Er vergaß ſeine Thorheit voll Schmerz und Wonne, er vergaß die Form, in welcher ſie vor ihm erſchienen war, und nur ein uraltes Liebeslied voll tiefer, klagender Sehnſucht, das ihm vielleicht an der Wiege geheimnißvoll geſungen war — denn auf Worte und Melodie beſann er ſich nicht — das konnte und konnte er nicht vergeſſen. Aber er achtete nicht weiter darauf, er trieb mit Eifer juriſtiſche Studien und fand einen liebenswürdigen Freund an Julian Ohlen, der mit friſchem, kecken Muth in der Seele munter und lebensfroh ihm entgegentrat.

Sie gingen im Frühling nach Heidelberg und wohnten zuſammen bei einem Weingärtner, vor dem Thor der Stadt, auf dem Weg nach Carlsruh. Es iſt ein ſchönes, üppiges Land, die Pfalz, mit ihren geſegneten Fluren, aus denen die alten Städte mit Römertrümmern und gothiſchen Domen und Kaiſergräbern aufſchauen, wie ernſte Augen aus einem roſigen Antlitz; und Heidelberg iſt das Diadem der Pfalz. Die Rebhügel klettern empor, die Kaſtanienwälder rauſchen, die Nußbäume duften, die Blüthenbäume wogen gleich dem Meer im Frühlicht, der heitere Neckar zieht wie ein wandernder Jüngling fröhlich durch die Flur — und oben ſteht der greiſe Zauberer, der romantiſche König, dem dieſe Herrlichkeit zu huldigen ſcheint — die Schloßruine.

Die Freunde machten Wanderungen und Ausflüge in die Nähe und Ferne, trieben die Studien etwas läſſiger, und fanden, daß ſich der Winter mehr als der

Frühling dazu eigene, im Hörſaale hingebracht zu werden.

Der Weingärtner hatte viel Kinder, die alle hübſch und kräftig gediehen; Gertrud aber, ſeine älteſte Tochter, war ein auffallend ſchönes Mädchen, mit feinen, edlen Zügen und melancholiſchen Augen, mit einer ſanften, beſcheidenen Haltung und langſamen Bewegungen. Ihre Haut war gebräunt, weil ſie im Garten arbeitete, aber fein; ihre Hand roth und hart, weil ſie Mägdedienſt verrichtete, aber ſchön geformt.

„Alle Teufel! rief Ohlen, als er zum erſten Mal ſie ſah, welch feines Mägdlein! Und die ſoll mein Zimmer auskehren? Waſſer für mich heraufſchleppen? nie und nimmermehr!“

„Warum denn nicht? ſagte Gaſton ruhig — es iſt doch angenehmer von einer hübſchen als einer häßlichen Perſon bedient zu werden.“

„Haſt Recht! ich werde ſie lieber königlich belohnen, — verſteht ſich ſo, wie man die Schönheit zu belohnen pflegt, mit Küſſen.“

Ohlen ſuchte dieſen guten Vorſatz ſo viel wie möglich auszuführen und ward des Mädchens Quälgeiſt. Sie betrat nie ſein Zimmer, wenn er daheim war, ſie wich ihm im Hauſe ängſtlich aus; dennoch begegnete er ihr zuweilen und ſuchte einen Kuß zu erhaſchen. Gaſton ſagte:

„Aber ich begreife Dich nicht! Du mußt ja ſehen, daß es ſie plagt.“

„Ziererei der kleinen Hexe, lieber Bruder, und

weiter nichts! es plagt kein Mädchen, wenn ein hübscher Junge sie küßt."

„Wenn sie Dich aber nicht leiden mag?"

„Nicht leiden mag? rief Ohlen und fuhr mit der Hand durch die schwarzen Locken; das Mädchen soll noch geboren werden, das den Julian Ohlen nicht leiden mag! und heut im Tage gebe ich ihr einen Kuß auf ihren allerliebsten Mund, den ich bis jetzt noch nicht habe erhaschen können — zur Strafe für Deinen Zweifel an meiner Unwiderstehlichkeit." Er warf seine Mütze an den Plafond des Zimmers, voltigirte über Tische und Stühle und sagte endlich: Ich wollte nur, daß alles Glück mir so gewiß wäre als das, das ich dereinst bei Frauen machen werde. Ja, ja! was siehst Du mich so erstaunt an? — Kecken, verwegenen Muth, den beten sie alle an, alle! denn das ist ihnen etwas Fremdes, Neues, was außerhalb ihres Characters liegt. Schwärmerisch, leidenschaftlich, glühend, sentimental kann ein Weib so gut wie ein Mann sein — aber verwegen ist keine. Darum rath' ich Dir, lieber Bruder, Dich ein wenig auf die verwegene Seite zu legen; denn man muß doch suchen alles Glück zu haben, was auf der Welt existirt. — Nun komm in den Hirschgraben! ich mein', es muß bald losgehen zwischen meinem Vetter und dem spitzfindigen, superklugen, langnasigen Vandalen! Verdammte Geschichte, das! Wenn der Wilibald ihn doch zusammenhaute" .... —

Sie waren die Treppe hinabgestiegen. Da stand Gertrud im Hausflur, in jeder Hand einen großen Krug mit

Waſſer haltend. Ohlen unterbrach den Fluß ſeiner Rede, hielt das Mädchen bei den Schultern feſt, drückte in aller Eil ein halb Dutzend Küſſe auf ihre Lippen und ſprang lachend von dannen.

„Das iſt recht garſtig von Ihnen, Herr von Ohlen,“ ſagte Gertrud ganz ernſthaft und ihre Lippen zuckten wie zum Weinen.

Er hörte es nicht, aber Gaſton war noch da und ſagte:

„Er meint es nicht bös!“ und ſtreichelte, zum Troſt gleichſam, ihre Wange. Da erröthete Gertrud ſo heiß, wie ſie nicht bei Ohlens Kuß erröthet war, und entſchlüpfte mit geſenktem Blick in die Küche. Gaſton dachte, als er ſeinem Freunde folgte, daß es wirklich ein liebreizendes Mädchen ſei, und daß ihr Vater Unrecht habe, junge wilde Leute in ſein Haus zu nehmen. Aber im niedern, auf kärglichen Gelderwerb angewieſenen Stande gilt nur eine Rückſicht: wie nämlich die zum Gulden erforderlichen ſechszig Kreuzer baldmöglichſt herbeizuſchaffen ſind. Die ewige Handarbeit, die tägliche, ja ſtündliche Beſchäftigung mit denſelben Dingen, die trotz ihrer Geringfügigkeit für den, der ſie treibt, ſo wichtig ſind, weil ſie ihm ein kärgliches Brot ſchaffen — abrutirt die Seele. Sie weiß am Ende nur noch von einer Pflugſchaar, an der ſie zieht, von einer Krippe, an der ſie raſtet. Die dicke Atmoſphäre der Werkſtatt wirkt narkotiſch auf die geiſtigen Kräfte, und die großen Genies, welche alle hundert Jahr einmal aus ihnen hervorgehen, wie Jacob

Böhme und Rouſſeau, verfallen vielleicht durch ſie in eine Art von geiſtigem Somnambulismus, bis ſie ſich endlich in einer Kraft erheben, für die kein Zimmer zu eng und keine Welt zu weit iſt. Der Feldarbeiter hat es beſſer als der Handwerksmann; er athmet doch gute, geſunde Luft; er darf doch ſeine Glieder brauchen. Am Ende freilich iſt er verbraucht, und Jener verkümmert! — Der Weinbauer hat es ſchwer; ſeine Arbeit iſt nicht bloß mühſelig, ſondern auch unſicher. Ein ſchlechtes Jahr — und das Elend kann über ihn einbrechen. Darum ſuchte Gertruds Vater zu ſammeln, zu erwerben, wo er es nur einigermaßen konnte, ohne ſein Gewiſſen zu beſchweren, und die obere Etage ſeines Hauſes zu vermiethen, war ein ſehr erlaubter Erwerb.

Am Abend lag Gaſton im Fenſter und hörte auf Gertruds Stimme, die mit einer Nachbarstochter vor der Hausthür plauderte. Sie ſprach ſanft und langſam, nicht mit der polternden, ſchreienden Haſt des Volks. Anfangs hatte nur ihre Stimme ihn angezogen, er beobachtete erſt das Geſpräch, als Gertrud ſagte:

„Er iſt wol fein, der Herr von Ohlen, aber ein arger Sauſewind, der jeder Schürze nachläuft und mit Küſſen nur ſo um ſich wirft.“

„Oho! ſagte das andere Mädchen, ſo kratz' ihm die Augen aus!“

„Ich möchte lieber, daß er mich zufrieden ließe“ — entgegnete Gertrud.

„Nun, und der lange, blasse, mit dem wüsten Gesicht?"

„O, sagte Gertrud lebhaft, der ist brav!"

Dies unschuldige Lob rührte Gaston. Er hatte sich nie um das Mädchen gekümmert, sie nur freundlich gegrüßt bei zufälliger Begegnung, und sie schien ihm gut zu sein, zog ihn dem hübschen Ohlen vor, ihn, der häßlich, gleichgültig war! — Aber von Stund' an war er nicht mehr gleichgültig gegen die schöne Gertrud; er war ihr dankbar. Von zwei unschuldigen Weiberaugen freundlich angeschaut zu werden, freut jeden unverdorbenen Mann, mögen sie einer Prinzessin oder einem Winzermädchen gehören. Gertrud war ihm wiederum dankbar, weil er sie nicht neckte, und sie suchte es ihm durch kleine Aufmerksamkeiten zu beweisen, die aber freilich nicht weiter gingen, als ihm täglich einen frischen Blumenstrauß in ein irdenes, buntbemaltes Krüglein auf den Tisch vor dem Spiegel zu stellen, oder ihm ab und an ein Dutzend riesenhafter Erdbeeren in ihren dunkelgrünen Blättern hinzulegen; Letzteres durfte aber nicht häufig geschehen, weil der Vater die Erdbeeren verkaufte, und den Kindern nicht gestattete sie zu naschen. Doch war es genug, um Gaston zu gewinnen. Gewarnt durch sein Begegniß mit Blanche Sonin, wo er allein gleichsam die Unkosten der sehnenden Liebe getragen, verlangte er jetzt das Gegentheil, wollte er jetzt seine Liebe an einer fremden entzünden, und wenn Ohlen von Gertruds Phlegma, von ihrer Amphibiennatur sprach, so dachte er heimlich:

„Was weiß er denn davon! ſie liebt ihn nicht, und nur in der Liebe offenbart ſich das Weſen.“ Aber er ſchwieg gegen den Freund, weil der ihm einſt auf eine ähnliche Aeußerung geantwortet: „Guter Gaſton! Dein ſchwerer, doriſcher Styl paßt gar nicht für Liebestempel! man muß ſie leicht wie Zelte bauen. Hat man eine Nacht darunter geruht, ſo bricht man ſie ab, um ſie wo anders aufzuſchlagen.“ Dies Wort fuhr ihm wie ein Dolch durch die Bruſt, denn es klang wie eine Anſpielung. Er ſah Ohlen ſcharf an, um zu erſpähen, ob Abſicht dahinter verborgen ſei, und erſt, als dieſer treuherzig fortfuhr: „Das iſt bei Gott meine aufrichtige Meinung und ich glaube, daß ſie den Frauen die liebſte iſt“ — da beruhigte er ſich und dachte: „Er kann ja unmöglich etwas erfahren haben von jener — Thorheit! ſie bleibt ein ewiges Geheimniß zwiſchen mir und ihr! Gräßlich, ein ſolches Geheimniß mit ſolchem Weſen zu theilen.“

In Parentheſe: Der Theil des Geheimniſſes, den Blanche Sonin zu tragen hatte, muß ungleich leichter geweſen ſein, denn um dieſe Zeit erinnerte ſie ſich kaum jenes kleinen Abenteuers mehr. Aber ſo ſind die Frauen: Ein Geheimniß iſt ihnen die beſchwerlichſte Sache von der Welt, und dasjenige, das ſie nicht ausplaudern können, vergeſſen ſie.

Das Kapitel der Liebe paraphraſirte Gaſton aber nie mehr ſeinem Freunde gegenüber; und wenn dieſer einen Satz nach dem andern erklärte, und ein Blatt nach dem andern umſchlug, und auf jegliches ſeine

Bemerkungen in margine ſchrieb, ſo hörte Gaſton immer ſchweigend, bald lächelnd, bald kopfſchüttelnd zu — und das war's, was Ohlen hauptſächlich wollte.

Eine Bruſtentzündung, in die Gaſton verfiel, als er nach großer Erhitzung ſich beim Baden erkältete, gab ihm Gelegenheit, Gertrud in ihrer liebenswürdigſten Erſcheinung als ſtille, ſorgſame Pflegerin zu ſehen. Obgleich ſie früh aufſtehen, und den Tag über ſtets arbeiten mußte, war ſie doch die halbe Nacht bei ihm, und als die Eltern ihr darüber Vorwürfe machten, entgegnete ſie ruhig:

„Was thut's denn? der Graf iſt ja krank, und Herr von Ohlen hat ſich überwacht und ſchlief ganz feſt."

Gertrud hatte die inſtinktmäßige Güte des Weibes, welche überall, wo ſie ein Leid ſieht oder ahnt, mit ihrer Hülfe bereit iſt, ohne Gefahr oder Tadel zu fürchten. Dieſe Weiblichkeit entzückte Gaſton, vielleicht mehr als ihre Schönheit, die allerdings, wie Ohlen ihr vorwarf, etwas Phlegma verrieth. Es mag aber wol einiges Phlegma zur vollkommenen Schönheit des Weibes erforderlich ſein. Leidenſchaft bringt Unruhe in die Züge; ernſtes Nachdenken ſchärft ſie; ihre Blüthe verweht und ihre Harmonie ſchwindet, wenn Stürme durch Herz und Seele gegangen ſind. Die Weſenheit des Weibes muß in der Beſchränkung vollkommen ſein, gleich einer Blume — dann iſt ſie ihrer Sphäre analog, glücklich, beglückend, und ihre äußere Erſcheinung muß das Gepräge dieſer harmoniſchen Exiſtenz tragen — dann iſt ſie ſchön.

Als Gaſton geneſen, war ſein Verhältniß zu Gertrud verändert, traulich, innig faſt. Sie fürchtete ihn nicht, denn ſie hatte ihm ja Gutes gethan, und ſein Herz klopfte wieder mit demſelben raſchen Schlag, wie ein Jahr vorher für Blanche Sonin. Und doch ganz anders! „Roſen werden gemalt wie Nelken — ſteht in einem alten Malerbuch — aber ganz anders.“ Jede Frau wird vom Mann anders, nicht bloß nach ihrer Eigenthümlichkeit, ſondern ſogar nach ihren äußern Verhältniſſen, geliebt. Aber die Frau liebt ſtets auf Eine Weiſe. Sogar in der Liebe iſt der Mann objectiv. In Gaſton ſpannen ſich wunderliche Gedanken aus. Blanche hatte er zu einem Idol erhoben, dem er knieend ſein ganzes Leben widmen und nichts dafür haben wollte — als unſägliche Liebe. Sie ſollte ihn glücklich machen. Er fühlte ſich damals ſo elend und arm, daß er ſich mit dem Glauben, irgend ein Weſen beglücken zu können, wie ein erbärmlicher Prahler vorgekommen wäre. Gertrud hingegen wollte er beglücken, und an ihrer ſchmiegſamen Seele, ihrem ſtillen Herzen mit ſeinem ſtürmiſchen ruhen. Er wollte ſie heirathen, nicht verführen. Einer vornehmen Frau hätte ſeine Liebe nichts gekoſtet, nicht einmal den Mann, den ſie ſchon beſaß; ſolch ein Weſen opferte ihm den Mann, welchen ſie noch nicht hatte: er ſah den ungeheuern Unterſchied ein. Aber den beachtete er nicht, der aus ihrer beiderſeitigen geiſtigen Bildung ſowol, als aus ihrer verſchiedenen Stellung auf der Stufenleiter der Geſellſchaft hervorging, und wenn er

ihm einfiel, so glich er ihn aus durch Gertruds Anmuth und durch Hoffnung auf ihre Bildsamkeit. Seine Liebe zu Blanche war eine Ode gewesen, im kühnen feurigen Schwung; jetzt dichtete er eine Idylle. Er fragte sich:

„Kann ich mehr wünschen als still und anspruchlos um meiner selbst willen geliebt zu werden? Dies Mädchen giebt sich keine Mühe mich zu gewinnen, ist ungeübt in Künsten und Ränken, versucht nicht einmal meine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehn, kokettirt mit Keinem, obgleich sie engelschön ist — und ist mir in tiefster Seele gut. Wo find' ich ein ähnliches Geschöpf in der wilden, verschrobenen Welt? Und wenn man mir sagt, dies Bauermädchen passe nicht hinein, so antwort' ich: Dieser Engel eben so wenig. Ich werde mir eine selbständige Existenz schaffen, die mit meinen Neigungen und Kräften übereinstimmt, und zum ersten Mal in meinem Leben kann ich ohne Schmerz daran denken, daß die Gesinnung meiner Mutter von einer Art ist, welche mir es nicht schwer machen wird, meine Unabhängigkeit ihrem Mißvergnügen gegenüber zu behaupten. Liebe muß in meine Zukunft hineinlächeln und meiner Gegenwart ein holdes, erreichbares Bild zeigen."

Eines Abends ging er in den Garten hinab, wo er Gertrud vor einem Gestell mit Blumentöpfen knien sah. Sie säuberte mit einer Feder sehr aufmerksam jedes einzelne Blatt an einem blühenden Myrtenbaum

und ſang halblaut: „Mein Schatz iſt ein Reiter.“ — Gaſton fragte:

„Wie heißt denn der Schatz, für den Du das Brautkränzlein da ſo ſorgſam pflegſt?“

Gertrud erhob ſich, machte eine kleine Verbeugung und ſprach:

„Der Myrtenbaum gehört dem Vater und einen Schatz hab' ich nicht.“ — Dann machte ſie ſich wieder an ihre Arbeit. Gaſton rief:

„O geh mir! ich glaube doch, daß Du einem hübſchen Burſchen gar gut biſt.“

„Wahrlich nicht, Herr Graf!“ betheuerte ſie.

„Aber mir?“ fragte er, umſchlang ſie und hob ſie vom Erdboden auf.

„Gott ſei mir gnädig! das würde ſich nicht ſchicken“ — ſagte ſie tödtlich erſchrocken.

„Aber wenn ich Dir von Herzen gut bin?“

Sie ſah ihn an und ſchüttelte ſchweigend den Kopf.

„So gut, daß ich Dich heirathen werde, wenn Du mich lieb haſt.“

Sie ſchrie hell auf, drückte beide Hände vors Geſicht und wollte gehen. Gaſton hielt ſie am Arm feſt, und bat:

„Antworte doch, Gertrud! ſieh mich an und antworte.“

„Ich weiß wol, daß es nicht Ihr Ernſt ſein kann, was Sie eben ſagten, Herr Graf, erwiederte Gertrud, aber Sie brauchten es ja gar nicht zu ſagen.“

„Ich weiß wol, wie gut Du mir biſt, und darum hab' ich in vollem Ernſt geſprochen. Sag' mir nur, daß Du es zufrieden biſt."

„O lieb hab' ich Sie gewiß, ſprach Gertrud leiſe, und Ihre Frau könnt' ich darum ſchon werden! — aber eine Gräfin" .... —

Er ließ ſie nicht ausreden, drückte ſie heftig in ſeine Arme und bedeckte ſie mit Küſſen. Da ertönte aus dem Fenſter des Vaters rauhe Stimme. „Gertrud!" und wie ein Reh floh ſie dahin.

„Gertrud, ſagte der Vater, wenn Du Dich noch einmal unterſtehſt das zu thun, was ich eben geſehen habe, ſo ...." — Er machte eine ſehr verſtändliche Pantomime. — „Und nun trolle Dich in die Küche."

Sie ſchlich ſich zitternd hinaus, denn ſie hatte nicht den Muth den Eltern zu ſagen, in welcher Weiſe Gaſton mit ihr geredet; ſie fürchtete ausgelacht oder ausgezankt zu werden, daß ſie ſo etwas glauben könne. Und ſie hatte doch große Luſt es zu glauben. Gaſton war ſo gar nicht leichtfertig, hatte eine ſo treuherzige Stimme und ſo ehrliche Augen — warum ſollt' er es nicht ehrlich meinen? und hatte ihr nicht eine Kartenſchlägerin in der letzten Neujahrsnacht prophezeiet, ihr ſtehe ein großes Glück bevor? Konnte das etwas Anderes bedeuten, als daß ſie den Mann heirathen werde, dem ſie von Anfang an, ſie wußte nicht weshalb, gut geweſen? Mit ſolchen Gedanken entſchlief und erwachte ſie. In ihrem Herzen regten ſich ſüße Liebesträume und ſchlugen, gleich Blüthen im

Frühling, die glänzenden Knospen aus einander. Der Rahmen, in welchen ſich die Bilder ihrer Zukunft reiheten, war wol eng, und die Bilder ſelbſt ungefähr im Styl jenes Hirtenknaben, der da ſagte: Si j'étais roi, je garderais mes moutons à cheval — item, es war doch eine liebedurchwebte Zukunft. Da die Träume von Glück vielleicht ſeliger und ganz gewiß ſicherer ſind, als ihre Erfüllung, ſo genügen ſie in der erſten Epoche der Liebe dem Seligkeit begehrenden Herzen, deſſen glühende Sehnſucht in jedem Moment der Seligkeit gewärtig iſt. Aber auch die Sehnſucht hat ihre verſchiedenen Färbungen: bald bläulich unbeſtimmt und melancholiſch; bald roſenroth jubelnd und ſiegesgewiß; bald feuerfarben lodernd, funkenſprühend, verzehrend. Und hat ſie ſich heute gleich einer frommen, ſegnenden Hand auf das Herz gelegt, ſo verwandelt ſie ſich morgen in eine duftberauſchende Roſe und übermorgen in einen ſcharfen Dorn, der mit Martern die Bruſt durchwühlt — dann naht die Erfüllung! Wem hat ſie Seligkeit gebracht? Wer hat nicht tauſendmal die ſchwebende Sehnſucht ſich zurückgewünſcht?

Dieſe Stadien der Liebe durchliefen auch Gaſton und Gertrud. Auf der letzten wollte ſie verzweifeln. Sie hatte nicht die Liebe, welche Alles vergiebt. Das betrübte ihn, ſonſt wär' er glücklich geweſen. Wie mag ſie nur bedauern mir anzugehören? fragte er ſich ſelbſt mit jenem unwillkürlichen Egoismus des Mannes, welcher immer meint, ſeine Liebe ſetze eine Ehrenkrone auf.

Es war Abends ganz spät, der Sturm brauste, Schneeflocken wirbelten wild und eilig an die Fensterscheiben, das Feuer brannte prasselnd, und Gaston arbeitete. Da trat Gertrud wie ein Geist leise und todtenbleich in die Thür. Sie hielt ein Licht in der Hand, das hin und her schwankte, als werd' es auch vom Sturm gerüttelt. Gaston sprang auf, ganz verklärt; sie kam von selbst, er hatte sie nicht darum gebeten; aber ohne ihm Zeit zu lassen zu Wort oder Liebkosung, fiel Gertrud ihm zu Füßen und flehte zitternd:

„Retten Sie mich, Herr Graf, vor dem Zorn meiner Eltern, vor der Schande, vor der Todesangst, vor dem Tode — o Gott, retten Sie mich!" Sie umklammerte seine Knie und schluchzte krampfhaft. Gaston bebte; war es Freude, war es Schmerz? Er hob sie auf, trug sie zum Sopha, setzte sich zu ihr und sagte innig:

„Du bist mein Weib! was grämst Du Dich, Gertrud? — und morgen werd' ich Deinen Eltern Alles sagen. Fürchte keines Menschen Zorn, Du gehörst mir an."

Wieder ging die Thür auf und Ohlen trat ein. Gertrud sprang entsetzt auf und wollte entschlüpfen; er umfaßte sie und rief lachend:

„Alle Teufel, Mägdlein, Du bist's, die ich hier reden hörte? ich glaubte, Gaston disputire mit sich selber."

Gaston sah ihn finster an und sagte befehlend:

„Laß ſie gehen!“ — Ohlens Arm ſank wie vom Blitz getroffen herab, er ſah Gertrud nach, als ſie aus der Thür huſchte, dann ſagte er:

„Wie ſtehſt Du denn mit der kleinen Hexe?“

„Ich werde ſie heirathen,“ antwortete Gaſton ruhig.

„Nimmermehr, Bruder! das wär' eine große Thorheit.“

„Ich ſehe es anders! doch ſelbſt, wenn es eine Thorheit wäre — immer beſſer, als eine Ehrloſigkeit! Mich bei dieſer tröſten, wenn jene um mich weint, und mich über Alle luſtig machen — das kann ich nicht, mein guter Ohlen.“

„Sich luſtig machen iſt von geringerer Conſequenz als ſich elend machen, ſich ſelbſt und das Mädchen dazu?“

„Warum ſcheint es Dir unmöglich, daß meine Frau glücklich ſein könne?“

„Gertrud Fiſcher — Gräfin Laßperg! das ſcheint mir unmöglich! — Beſinn' Dich nur, Herzensfreund, heirathe ſie nur nicht morgen in prima furia! Du haſt nichts, Du biſt nichts .... Wie kannſt Du mir einen ſo dummen Streich machen! Ich traute Dir das kalte Blut und die Prinzipien feſthaltende Geſinnung des alten Seume zu — weißt Du, was er zu ſagen pflegte, der wunderliche Kauz? — „Ich möchte wol von einem geſunden Bauermädchen einen Jungen haben, wenn es nicht gegen meine Grundſätze wäre.“ — In eine Klaſſe mit dem alten Seume rangirte ich Dich — und Du“ ... —

„Du biſt unerträglich mit Deinen Späßen," ſagte Gaſton verdrießlich.

„Nun ſo will ich ernſthaft ſein und Dich beſchwören, heirathe ſie nur nicht in den erſten drei Monaten. Gieb mir Dein Ehrenwort darauf."

„Das verbietet ſich von ſelbſt. Es mögen wol drei Jahr bis dahin vergehn. Ich bin nicht mündig, nicht ſelbſtändig — irgend eine Exiſtenz muß ich doch ihr zu geben haben. Aber Du irrſt, wenn Du meinſt, daß die Zeit mein Vorhaben ändern werde. Mit kaltem Blut ein Geſchöpf dem unermeßlichſten Elend, der Schmach, preis geben, weil es mich geliebt, mir vertraut hat. — Ohlen, hältſt Du mich deſſen fähig?"

„Wir wollen lieber heute nicht mehr von der Sache reden; guter Rath kommt über Nacht, und gut Ding will Weile haben, und mir ſtrömen die Sprichwörter zu, wie meinem Freunde Sancho Panſa, der mit all ſeiner tief menſchlichen Weisheit doch nur ſeinem Herrn läſtig fällt."

Aber ehe er ging, umarmte Gaſton ihn ſchweigend und herzlich.

Am nächſten Morgen eröffnete Gaſton Gertruds Eltern ſein Verhältniß zu ihrer Tochter, und daß er ſie heirathen werde. Dann bat er, daß man ſie jetzt mit Arbeit verſchonen möge und gab dem alten Fiſcher 500 Gulden, um ihre Stelle im Haushalt durch eine Magd ausfüllen zu laſſen. Weit mehr durch die vorliegende Summe, als durch das entfernte Eheverſprechen, wurde der Vater zur Milde geſtimmt, und

Gertrud weinte heiße Thränen des Dankes an Gaston's Hals, daß er ſie von der lähmenden Furcht befreit. Sie war durch und durch zaghaft. Als Ohlen ihr einmal halb ſcherzend, halb vorwerfend ſagte:

„Du ſiehſt, Gertrud, daß beim Sprödethun doch nichts herauskommt. Merk' Dir das: Ein Küßlein in Ehren, wer will's verwehren.“

Da antwortete ſie, und große Thränen rollten ihr über die Wangen:

„Sie haben's leicht mich zu verſpotten, Herr von Ohlen, aber es iſt nicht brav von Ihnen, denn ich bin unglücklich genug.“

Das rührte ihn und er dachte, Gaſton thue endlich doch am Beſten, ſie zu heirathen.

In dieſe Zuſtände hinein fiel ein Trauerbrief: Gräfin Laßperg war geſtorben. Eine Fluth der widerlichſten Verhältniſſe wälzte ſich auf ihren Sohn. Zerrüttete Vermögensumſtände, die größte Unordnung in den Geſchäften, Schuldner, die mit ihren Forderungen plötzlich auftauchten wie Maulwurfshaufen, ein kleines Erb- und Stammgut in Galizien, das zu dieſem Schiffbruch wie ein dürftiges Inſelchen ſich verhielt, das Zuflucht darbietet, wenn die Wellen nicht darüber hin rollen, ein unthätiger Vormund, der in dieſem Strudel nicht eben mehr als den kleinen Finger benetzen mochte — und Gaſton dazwiſchen, ungeübt in Geſchäften, unerfahren in den Verhältniſſen! Er machte eine zwar nicht angenehme, aber nützliche Schule durch, und ward zum Glück mündig, als er

eben auf dem Punkt ſtand, ſich mit ſeinem zögernden, ſchlaffen Vormund zu entzweien. Nun hatte er freie Hand und begann die Verwickelung ſeiner Angelegenheiten langſam und ſicher zu entwirren, nachdem er ſich nur erſt den Ueberblick verſchafft hatte. Er wollte Alles fahren laſſen, nur nicht die Beſitzung in Galizien; die paßte zu ſehr in ſeinen Lebensplan. Eine ſtille, wohlthätige, friedliche Exiſtenz für ſich, für Gertrud, für ſeine Kinder, Unabhängigkeit, Liebe, reges Wirken im angewieſenen Kreiſe, der Gottlob! begrenzt genug war, um den Segen der Wirkſamkeit nicht in alle vier Winde zerflattern zu laſſen: dies war Gaſton's Lebensplan.

Da empfing er einen Brief aus Heidelberg. Ohlen ſchrieb:

„Herzensfreund! Geſtern Abend iſt Gertrud von „einer Tochter entbunden und befindet ſich wohl, was „mich herzlich freut, denn das arme Ding ſah ſo matt „und ſchwach aus, daß ich fürchtete, ſie werde es nicht „überſtehen. Du biſt nun Papa, und ich hoffe, ein „recht vergnügter; beſonders deshalb vergnügt, weil „Dir der Himmel durch eine Tochter Vaterfreuden „beſcheert. Denn da Du Gertrud heirathen und dies „Kind legitimiren laſſen willſt, ſo iſt es für ein Mädchen gewiß einerlei, ob es neun Monat vor oder „nach der Hochzeit geboren; ein Knabe hingegen würde „bei Erbfolgen ꝛc. doch vielleicht darunter leiden müſſen. Nimm alſo meinen doppelt herzlichen Glückwunſch. — Uebermorgen geht's mit mir auf und

„davon, nach Berlin! die Studien ſind beendet, das „praktiſche Leben beginnt. Die Hoffnung wirft ihren „goldnen Apfel auf meine Bahn; ich werde mich aber „nicht wie Atalante unterwegs nach ihm bücken; am „Ziel nehm' ich ihn auf. Werden wir uns je wieder„ſehen? Warum nicht! — Aber wie? Als tüchtige „Männer! — Vale. Ohlen."

Gaſton freute ſich, ohne alle Nebengründe, wirklich über ſein Töchterchen. Er malte ſich das Verhältniß zwiſchen Vater und Tochter für die Zukunft mit den lieblichſten Farben aus. Er war ſo jung, daß die Blüthenzeit ihrer Jugend, nicht in den kühlen, welkenden Herbſt, ſondern in den reichen Sommer ſeines Lebens fallen mußte. Jetzt wollte er ihr Geſpiele und Gefährte, ſpäter Freund ſein, nachdem er ſie für ſein Herz und nach ſeinem Sinn erzogen. „Und wenn niemand ſonſt auf der Welt — ſein Kind kann man glücklich machen, meinte Gaſton, denn mit einer ſo vollkommnen Selbſtverleugnung liebt man kein andres Geſchöpf." —

Armer Gaſton! wenn es möglich wäre ſeine Kinder glücklich zu machen, ſo würde es ſchwerlich ſo viel Unglückliche auf der Welt geben! Nein; das Glück eines Menſchen ruht in einer andern Hand, als in der eines Menſchen!

Einige Monat vergingen, ehe ſeine Geſchäfte gelichtet und geordnet waren. Es blieb ihm ein ſehr mäßiges Einkommen; aber von Kindheit auf an Einſchränkung ſeiner Bedürfniſſe gewöhnt, drückte die Spar-

ſamkeit ihn nicht, nur ſah er ein, daß er nothwendig eine Frau haben müſſe, welche ſich nicht durch ſeinen Namen verführen laſſe, Anſprüche an Glanz zu machen — und mit freudigem Herzen reiſte er zu ſeiner demüthigen, anſpruchsloſen Geliebten, die der Himmel recht eigentlich für ihn geſchaffen zu haben ſchien. Ob er ſie gleich heirathen, ob er noch vorher einige Jahre mit Reiſen und Studien hinbringen ſolle — das ſollte ſie ſelbſt entſcheiden. Zum zweiten Mal ein Studentenleben beginnen, nachdem er bereits den Faden der Theorie, der dort geſponnen wird, in die Praxis verwebt hatte: das behagte ihm nicht. Ueberhaupt giebt es wol keinen Zuſtand, den man zum zweiten Mal durchmachen möchte, wenn er uns auch das erſte Mal vollkommen befriedigt hat. Die Pauſe, welche beide trennt, iſt gleich der, welche ein Inſtrument in einer großen Symphonie hat: ſie wird durch andere Inſtrumente ſo ausgefüllt, daß, wenn ſein Thema wieder anhebt, es in einer andern Tonart geſchieht, und daher einen ganz andern Effect macht. — Aber: Reiſen lockten ihn, das mächtige Treiben der großen Städte, die unbekannten Reize der Geſellſchaft, die Maſſe des Wiſſens, der Kenntniſſe, welche man im Verkehr mit Menſchen erwerben kann, wenn man nur verſteht zu hören und zu ſehen. Er fühlte wol, daß er als Ehemann, als Familienvater, zu Sorgen verbunden ſei, die ihm das Durchſtreifen der Welt vielleicht unmöglich machen, und gewiß erſchweren würden; doch Gertruds Wunſch allein ſollte beſtimmen.

Im October kam er nach Heidelberg. Es war die Zeit der Weinlese; da er aber ausdrücklich Gertrud gebeten hatte, keine Arbeit zu verrichten seit sie Mutter war: so durfte er wol darauf rechnen sie daheim zu finden. Mit hoch klopfendem Herzen betrat er die Schwelle des freundlichen Hauses, öffnete er das wohlbekannte Familienzimmer rechter Hand. Die Sonne schien hell auf die weißen Wände, auf die reinlichen, bescheidenen Geräthschaften, die nur durch eine Wiege vermehrt waren. Aber nicht Gertrud saß an derselben, sondern ihre jüngste Schwester, ein blasses kränkliches Kind, das in dem tiefen Grosvaterstuhl wie eingesargt lag, und nachdenklich einen großen grauwollenen Strumpf strickte. Auf Gastons hastige Frage nach Gertrud sagte sie:

„Sie ist mit den Andern im Weinberg; soll ich sie rufen?“ und lief fort, als er schweigend nickte.

Gaston nahm ihren Platz ein und betrachtete andächtig sein schlafendes Kind. Tiefe Stille herrschte im ganzen Hause, nur durch das einförmige Picken der Wanduhr unterbrochen, und draußen war es eben so still. Nichts regte sich, als das spärliche Weinlaub vor den Fenstern und es rasselte dürr im Herbstwind, es flüsterte nicht so weich und geschmeidig wie in der Frühlingsluft. Und das Kind lag auch so still da, und schlief weiß Gott welcher Zukunft entgegen! Unsägliche Schwermuth, wie sie uns nie an einem Grabe, und oft an einer Wiege überfällt, beschlich Gaston. Am Grabe haben wir es mit der Vergan-

genheit zu thun, und die iſt immer begrenzt, trotz all ihrer Wonnen und Schmerzen, Entzückungen und Foltern, immer begrenzt; und nur das Schrankenloſe der Zukunft flößt, wie jede Unermeßlichkeit, dem Menſchen jenen Tiefſinn ein, mit dem er Alles ahnen und nichts begreifen kann.

Endlich kam Gertrud; aber freilich in der etwas unſaubern Winzertracht. Das beleidigte Gaſtons Auge. In dieſem Jahr der Trennung hatte er ſie ſich immer ſchlicht und einfach, aber als ſeine Frau, nie als Magd vorgeſtellt. Jetzt erſchien ſie doch in Mägdetracht und Mägdedienſt vor ihm; aber ſchön und ſtill wie ſonſt, und auch noch eben ſo ſchüchtern. Doch in einem Augenblick war die Aufwallung des Verdruſſes zurückgedrängt. Er ging ihr raſch entgegen, umarmte ſie, fragte nach dem Kinde, und bemühete ſich in den alten Ton der Traulichkeit wieder einzufallen, den er früher mit ihr gehabt. Aber vertraulich war ſie nie zu ihm geweſen, denn das iſt man nur zu ſeines Gleichen, ſondern zärtlich, hingebend, dankbar; und ein Theil allein kann auf die Dauer nicht traulich ſein, wenn der andere immer ſcheu und zurückhaltend iſt. So lange Gertrud nur ſeine Geliebte, das arme Mädchen aus niederm Stande, und durch ihn in drückendem Verhältniß war, kam ihre Art zu ſein ihm höchſt natürlich vor. Doch als Mutter ſeines Kindes, als Gefährtin ſeines Lebens, mußte ſie auf eine andere Stufe, ihm näher, ſich ſtellen; er hatte gemeint, dies Bewußtſein würde ſich von ſelbſt im Lauf dieſes Jahres in ihr entwickelt haben;

und das war keineswegs der Fall. Sie war ganz die Alte, sie nannte ihn „Herr Graf" und „Sie", sie sah ihn lieblich lächelnd an, wenn er zärtlich zu ihr sprach, sie erwiederte seine Liebkosungen nur eben so weit, wie sie meinte, daß es ihm Freude mache. Sie war ihm gerade wie sonst von Herzen gut, weil er eben so brav und redlich war, doch kein Funke von Leidenschaft, oder Gluth, oder Sehnsucht regte sich in ihr. Es schien, als sei sie seit der Geburt ihrer Tochter für immer mit aller Sehnsucht abgefunden, so gleichmüthig über ihre Zukunft trat sie vor Gaston. Es lief ihm eiskalt übers Herz.

Auch an seiner Tochter hatte er nicht die überschwengliche Freude, welche er sich in der Ferne geträumt. Ob er geglaubt, daß Kinder von sechs Monaten gehen, sprechen und verstehen könnten, oder ob er gemeint, daß eben sein Kind dies Wunder leisten müsse — genug, er war in seiner Erwartung schmerzlich getäuscht, denn die Kleine brauchte weder ihn noch seine Liebe, sondern bloß — die mütterliche Brust. — Endlich sprach er mit Gertrud, und bat sie aufrichtig zu sagen, ob es sie betrüben würde, wenn er erst auf Reisen gehen und sie etwa in Jahr und Tag heirathen würde. Gertrud erwiederte, er möge doch um Gotteswillen thun, was ihm passend und bequem sei; sie sei mit Allem zufrieden. Er fragte zögernd:

„Aber hast Du auf keine Weise dadurch zu leiden? weder durch deine Eltern noch durch Andere?"

„Nein, sagte sie, denn die Lage der Eltern ist

gebessert durch Ihre Güte; sie haben nur Vortheil durch das Kind, und weder Mühe noch Sorge, da vergessen sie es. Und Andere? .... Ach, glauben Sie nur, auch Anderen begegnet, was mir begegnet ist."

Daran hatte er freilich nie gezweifelt; allein es that ihm doch weh, sie mit diesem außerordentlichen Gleichmuth davon reden zu hören.

„Weshalb treibst Du noch immer die Arbeiten in Haus und Garten, liebe Gertrud?" fragte er.

„Ich bin daran gewöhnt! wie soll ich sonst den langen Tag hinbringen."

„Möchtest Du nicht etwas Unterricht nehmen und lernen mir hübsche Briefe zu schreiben?"

„Wenn Sie befehlen — recht gern! und wenn ich nur Geschick dazu habe!" —

Gaston kundschaftete einen Schulmeister aus, der täglich seiner Braut ein Paar Lehrstunden geben sollte, um ihr wenigstens die gewöhnlichsten und nothwendigsten Kenntnisse beizubringen, bat sie herzlich von ihren dienstlichen Gewohnheiten und Verrichtungen zu lassen, ermahnte die Eltern sie nicht damit zu beschweren, theilte, um diese Ermahnung nachdrücklich zu verstärken, zwischen Gertrud und dem alten Fischer eine ansehnliche Geldsumme und reiste nach Paris, zufrieden mit seinen Anordnungen und hoffend, sie würden ihm gute Früchte tragen. Er vergaß gänzlich, daß von unsern Absichten stets nur gerade so viel erreicht und erfüllt wird, um uns zu zeigen, wie lächerlich es ist, sich seine Zukunft arrangiren zu wollen; denn gerade

die Mittel, die wir anwenden, um zum Zweck zu gelangen, führen durch unvorhergesehene Zufälligkeiten davon ab.

Vor Gaston entfaltete sich ein neues Leben, in welchem er die winzigen Interessen seiner Persönlichkeit gern zu Grunde gehen ließ. Er hatte so viel an sich und sein Glück, seine Liebe, seine Hoffnungen, seinen Vortheil gedacht und dafür gearbeitet, daß es ihm ein wahrhaftes Labsal wurde, aus diesen engen Zuständen heraus und in die allgemeinen einzutreten, um so mehr — da ihm diese fremd waren. Das wirre, unruhige, drangsalvolle, strebsame Treiben der Zeit betrachtete er mit dem höchsten Antheil als die Wehen einer alten Welt, um eine neue zu gebären. Daß sie in solchem Moment der Krisis außer Rand und Band gerathe, und in ihren Zuckungen Fassung und Haltung und Besinnung verliere, schien ihm sehr begreiflich. Er blickte über die Periode der Qual in die der Beruhigung, wo alle Kräfte sich sammeln und ordnen, und endlich in die des linden Gleichgewichts hinüber, wo sie sämmtlich Luft und Raum zu harmonischer Entwickelung finden müßten. Ob die alte Zeit nicht schon wirklich zu alt, zu schwach, zu vermorscht sei, zu wenig Energie in Geist und Blut habe, um eine junge, gesunde Frucht hervorzubringen, und ob sie nicht mit derselben in Krämpfen ersticken, und zu Staub und Moder zerfallen könne — das fiel ihm zum Glück nicht ein. Wie könnte der an der Welt verzweifeln, der noch so viel von ihr für sich selbst hofft! Nichts für

ſich ſelbſt von ihr hoffen und doch nicht an ihr verzweifeln, iſt eine melancholiſche Stärke, welche die Jugend nicht haben kann, weil ihre Stärke eben — die Hoffnung iſt.

Gertrud ſchrieb dann und wann. Gaſton nahm mit Freuden wahr, daß ihre Handſchrift freier, der Ausdruck ihrer Gedanken klarer und beſtimmter, die Form correcter wurde. Aber ihre Mittheilungen betrafen nur ihre Tochter oder ihre Studien, die ihr einiges Vergnügen zu machen ſchienen. Vor ihrem innerſten Weſen ſchwebten fortwährend wogende Nebel, die es unmöglich machten zu erkennen, ob eine ſelbſtändige Erſcheinung dahinter zum Durchbruch zu kommen ſuche.

Da Gaſton ſeine unauflösliche Verbindung mit ihr um ein Jahr hinausgeſchoben und dies lediglich auf Frankreich, meiſtentheils in Paris, verwendet hatte, ſo gab es keinen Grund, weshalb er nicht ein zweites Jahr in England zubringen ſollte. Die beſchränkte Häuslichkeit, die ſorgliche Verwaltung von Hab und Gut, die Vereinzelung des eignen Heerdes, ſchien ihm unwichtig, faſt drückend, dem bewegten Leben gegenüber, von dem er ſich gern mit fortwirbeln ließ. Er wollte ſich gleich der Ameiſe für den Winter, Erfahrung, Einſicht, Kenntniſſe, Kunde von Staaten und Völkern verſchaffen, um künftig davon zehren zu können. So ging er nach London, nach Irland und Schottland, nach Norwegen und Schweden — immer ſuchend, ſpähend, forſchend nach dem Etwas, das ſein

ganzes Weſen ſo grade in die Mitte treffen ſollte, wie der Pfeil die Scheibe trifft. Aber er glaubte nicht nach dieſem Etwas zu ſpähen; nur unwillkürlich ſucht man es; darin beſteht das Leben der Sehnſucht. Alles und in Allem kann ja vielleicht ihre Befriedigung verborgen ſein: darum ſchlingt ſie ſich um Alles. Iſt man aber zum Bewußtſein gekommen — ich meine, iſt die Sehnſucht auf einen beſtimmten, vereinzelten Punkt gerichtet, ſo iſt es aus und vorbei mit ihrem Leben, ſie verfällt in eine Agonie von hoffnungsloſer Wehmuth. Nur auf zweierlei Weiſe kann der Menſch alsdann mit ihr fertig werden: entweder — er giebt ſich ihr gelaſſen hin, und läßt ſich von ihr untergraben, wie die Meereswellen das Ufer untergraben, es weich und morſch machen, unausgeſetzt daran nagen, bis es allmälig zerbröckelt und abſtirbt, und pulveriſirt in die Fluthen ſinkt; oder — er giebt ihr einen derben Fußtritt, der ſie auf immer in ſeinen eignen Augen erniedrigt, und wendet ſich zu den Realitäten der Exiſtenz. Sollte jemand meinen, es gäbe noch eine dritte und edlere Weiſe, indem man nämlich das Ziel zu erreichen ſtrebe, das ſie in der Wolkenhöhe zeigt: ſo gehört dazu freilich kein andrer Muth, als dazu gehören würde, um eine Expedition in den Sirius antreten zu wollen.

Endlich betrat Gaſton wieder deutſche Erde. Er fand in Lübeck einen Brief von Gertrud, der ihn aber bereits ſeit drei Monaten dort erwartete. Doch hatte er ſeine Freude daran; Gertrud ſchrieb herzlicher, be-

ſtimmter, unbefangener. „Sie wird ſich noch ſehr ſchön entwickeln, und unter meinen Augen erſt ganz“ — dachte Gaſton und eilte froh nach Heidelberg.

„Nun endlich!“ rief Gertrud ihm entgegen und erhob ſich raſch von ihrer Arbeit, als er eines Tages bei ihr eintrat.

„Haſt Du mich ungeduldig erwartet, liebe Gertrud?“ fragte er zärtlich und wollte ſie in ſeine Arme ſchließen.

„Wol!“ entgegnete ſie erröthend; aber ſie hielt ſeine Hände zwiſchen den ihren feſt, ſo daß er ſie nicht umarmen konnte, und ſah ihm feſt in die Augen.

„Was iſt geſchehen? ſtammelte er; wo iſt die kleine Gertrud?“

„In der Stadt mit meiner Schweſter. Es iſt ein gar muntres, liebes Kind.“

„Gottlob! ein liebes Kind, ein liebes Weib — meine Gertrud; ich bin recht glücklich!“

„Sie ſind ſo gut, ſagte Gertrud mit gefalteten Händen; ich würde mir nimmer vergeben Ihnen weh zu thun, wenn ich nicht wüßte, daß es eben ſo wol zu Ihrem, als zu meinem Beſten iſt. Setzen Sie Sich — fuhr ſie fort ihn zu einem Stuhl führend, während ſie vor ihm ſtehen blieb — und ſehen Sie mich nicht ſo ſtarr an, ach! und verzeihen Sie mir, daß ich nicht im Stande bin Sie — zu heirathen.“ Sie holte tief und erleichtert Athem. Aber Gaſton rief heftig:

„Warum nicht, Gertrud? ... O Du gehſt auf

ſchlechten Wegen! Du mußt mich heirathen! Ich ertrag' es nicht, was ohne mich aus Dir werden ſoll!"

„Ich werde einen braven Mann heirathen, für den ich mich in allen Dingen beſſer ſchicke, als für Sie."

„Und den betrügſt Du, indem Du mich verläßt? ſchwaches, heuchleriſches Weib!"

„Schwach bin ich, Herr Graf, aber heuchleriſch nicht. Müller weiß Alles."

„Und dennoch! dennoch! aber wer iſt dieſer Müller?"

„Der Schulmeiſter Müller, mein Lehrer." ... —

„So, ſo! nun das hab' ich ja recht geſchickt eingerichtet! Ich gratulire, meine gute Gertrud, und bin, da es Dein Wille iſt, gern bereit Dir zu entſagen. Doch wenn auch meine Braut, meine Frau an den Schulmeiſter Müller übergeht: meine Tochter werd' ich behalten und gleich mit mir nehmen."

Er ſtand auf. Gertrud warf ſich ihm weinend in den Weg und ſchluchzte:

„Gehen Sie nicht im Zorn von mir, ich kann's nicht ertragen! Sie ſind ja ſo gut, ſo edel, wie vor vier Jahren, ich weiß es, ich fühl' es! Ich werde Sie nie vergeſſen, aber ich kann wahrhaftig nicht Ihre Frau ſein, bin nicht dazu erzogen. Die fremden Verhältniſſe würden mich todt drücken, Sie würden Sich meiner ſchämen, mich nicht lieben." —

„Dieſe Vorausſetzungen ſind willkürlich, ſind Dir bequem. Drei Jahr lang hab' ich Dir mit vollem Herzen angehangen." ... —

„Gewiß! gewiß! aber wie wenig haben Sie mit

mir gelebt! Ich bin ein armes und geringes, unwiſſendes und einfältiges Mädchen, das nie werden kann, was Sie berechtigt ſind von Ihrer Frau zu fordern, und auch mit der Zeit fordern werden: eine Dame.“

„Ich höre mit Vergnügen, daß Du nicht umſonſt bei Herrn Müller in der Schule geweſen biſt, denn Du ſprichſt wie eine Dame, d. h. wie ein Weib! — fuhr er mit ausbrechender Heftigkeit fort; — darin ſeid Ihr Euch alle gleich! glatte, klingende Worte, ſüße Mienen, falſche, treuloſe Herzen! Nein! gar keine Herzen! Der Ball, der in Eurem Buſen vom Blut hin und her geſchleudert und von der Eitelkeit aufgefangen wird, verdient nicht den edlen Namen. O Gertrud, Du biſt erbärmlich, wie Alle! Den Einen heirathet Ihr, ohne ihn zu beglücken; den Andern beglückt Ihr, ohne ihn zu heirathen! Wo Ihr ſicher ſeid, da wendet Ihr Euch ab: wo Ihr fallen könnt, dahin kehrt Ihr Euch. Und dann, nachdem Ihr die Männer ſo elend gemacht habt, daß ſie verachten müſſen, wo ſie einſt liebten, dann wagt Ihr über Verkennung, Ungerechtigkeit, Härte zu klagen! dann geberdet Ihr Euch wie die Unterdrückten, die Dulderinnen, und vergeßt, daß Ihr von dieſem nur für das Unrecht geſtraft werdet, was Ihr an jenem mit Frevelmuth, mit dämoniſcher Bosheit tauſendfach verſchuldet habt.“

„Barmherzigkeit! ächzte Gertrud, hätte ich dies ahnen können, ich würde geſchwiegen haben.“ ... —

„Und mich geheirathet? und mich betrogen haben?... Es iſt noch brav genug, daß Du ehrlich gegen mich

biſt — ſetzte er ruhiger hinzu — und was kannſt Du denn auch dafür, daß Du mich nicht liebſt? Ich bin vielleicht nicht liebenswürdig, und wär' ichs — was weiß ein Weib von Liebe? — Nein, gute Gertrud, weine nicht, heirathe Deinen Schulmeiſter Müller, gieb mir meine Tochter und laß uns in Frieden ſcheiden. Ich ſehe jetzt deutlich ein, daß ich nicht für Frauen tauge. Sie ſind zu glatt, zu ſchmiegſam, zu gebrechlich für meine harte Hand. Von fern nur will ich künftig ihre ſchillernde Grazie betrachten."

Da kam die kleine Gertrud heim, ein ſchönes, friſches Kind, mit braunen Augen und Locken, zierlich, lebhaft, beweglich. Gaſton flog ihr entgegen und riß ſie ſtürmiſch in ſeine Arme. Er rief:

„Dich will ich lieben, mein Kind, Dich allein, und keine Gegenliebe verlangen, dann — o Gott, werd' ich endlich wol glücklich ſein!"

Er überſchüttete die Kleine mit Liebkoſungen, und ſagte dann zu Gertrud:

„Du warſt immer ein braves, verſtändiges Mädchen, biſt nur durch mich in Unruh und Verwirrung gerathen. Ich traue Dir zu, daß Du mit Beſonnenheit überlegt haben wirſt, wie Du Dich am Beſten heraus ziehen könneſt — und dann bleibt uns freilich nichts übrig als Trennung."

Gertrud nahm die Kleine von Gaſtons Arm, küßte ſie, trocknete ihr Auge und gab ſie dem Vater zurück.

Als Gertrud einige Wochen darauf wirklich den Schulmeiſter Müller heirathete, war Gaſton längſt

mit seiner Tochter in Genf, wo er den Winter zubrachte. Man rieth ihm dort, das Kind in eine Erziehungsanstalt zu geben; aber es war ihm unmöglich sich von ihr zu trennen, denn Alles, was er jetzt sah, hörte und dachte, bezog er auf ihre Gegenwart oder Zukunft, und während seines zweijährigen Aufenthalts in Italien wich sie nur auf Stunden von seiner Seite. Er übertrug alle Liebeskraft seines Herzens auf die kleine Gertrud und kümmerte sich gar nicht um Frauen, was ihm dadurch sehr erleichtert ward, daß sich die Frauen durchaus nicht um ihn kümmerten, weil er nichts hatte, was in der Gesellschaft glänzt.

Endlich durch Geschäfte in seine Heimath gerufen, entdeckte er dort in einem Wust uralter Papiere Lehnsansprüche an die Herrschaft Rosenau. Er erkundigte sich nach dem gegenwärtigen Besitzer, und erfuhr, daß der letzte Graf Laßperg in Schlesien vor mehrern Jahren gestorben, und Rosenau auf sein einziges, in England vermähltes Kind, auf Lady Catherine Desmond, übergegangen sei. Da aber hierbei sein Lehnrecht nicht berücksichtigt worden war, so wollte er, zum Besten seines Kindes, gegründete Ansprüche nicht aufgeben, und begann den Prozeß, welcher ihn und Catherine in Breslau zusammenführte. Aber auch seinen alten Freund Ohlen traf er dort angestellt, dann und wann die Arbeit und das sklavische Leben am Sessionstisch verwünschend, allein immer so heiter, so gewandt, so herrschend, als sei das ganze Leben im Grunde viel zu gering, um eine Verwünschung zu verdienen.

„Deine Couſine iſt eine wunderſchöne Frau, lieber Gaſton — ſagte Ohlen gleich am erſten Abend ihres Wiederſehens zum Freunde — und auch ſehr angenehm in ihrer Art! aber ihre Art iſt vielleicht nicht angenehm, wenigſtens Dir nicht. Du wirſt ſie doch kennen lernen wollen?“

„Da ich einmal hier bin, muß ich mich wol ihr vorſtellen laſſen?“

„Wenn Du willſt, kann es gleich heut Abend geſchehen. Es iſt große Soiree bei der Frau von Roſen, es werden Tableaux dargeſtellt, natürlich ſo abgeſchmackt wie möglich; ich bin auch dabei. Da kannſt Du Dich gleich als kaltblütiger Kritiker über uns Alle luſtig machen, und nebenbei die haute volée kennen lernen. Was wollteſt Du auch allein im Gaſthofe beginnen!“

„Ich bin nicht allein, Gertrud begleitet mich immer.“

„Gertrud? wie? hab' ich nicht gehört.“

„Dieſe Gertrud iſt meine Tochter.“

„Glücklicher!“ rief Ohlen in leichtem Ton; aber es zog ein Schatten von wunderbar tiefer Trauer über ſeine Züge, um ſogleich wieder der gewohnten Heiterkeit Platz zu machen. Sie fragten und erzählten ſich noch viel. Dann führte Ohlen ſeinen Freund zu Frau von Roſen und überließ ihn ſeinem Schickſal, um ſich ſelbſt in das Koſtüm Carls des Kühnen zu werfen, nachdem er ihn der Dame vorgeſtellt.

Es war ſchon ſpät, und alle Welt in äußerſter Spannung auf die ſeit Wochen beſprochenen und eingeübten Tableaux. Nichts kleidet das Menſchenantlitz

ſchlechter, als Neugier. Gaſton meinte niemals ſo viel häßliche Geſichter geſehen zu haben. Er ſpähte nach ſeiner ſchönen Couſine, und fragte endlich einen jungen Mann, dem Schnurr- und Zwickelbart weder ein kriegeriſches, noch ein geniales, ſondern nur ein geziertes Anſehn gab, ob Lady Desmond in der Geſellſchaft ſei.

„Ja, aber bei den Bildern beſchäftigt" — war die Antwort.

Der Vorhang ging auf und es wurden eine Menge von Tableaux unter Muſikbegleitung dargeſtellt, Alle nach engliſchen Stahlſtichen und franzöſiſchen Lithographieen, zugeſtutzt, wie es eben die hübſchen und eleganten Darſteller am vortheilhafteſten für ſich hielten und daher verzerrt, characterlos und lächerlich. Aber die Mütter ſahen ihre Töchter, die Frauen ihre Geliebten in glänzender Kleidung und vortheilhafter Beleuchtung: alſo wurde allgemein bewundert und geprieſen. Als endlich gar Rafaels heilige Cäcilia mit ihrem apoſtoliſchen Gefolge ſich ſo theatraliſch wie möglich gruppirte, war des Beifalls kein Ende, und Gaſton würde ſich ſehr gelangweilt haben, wenn nicht der junge, ſchnurrbärtige Nachbar ihn mit unerſchöpflicher Suade unterhalten hätte. In einem Zwiſchenakt hatte er das Geſpräch mit der Frage angeknüpft, ob Gaſton ein Fremder ſei, und nach deſſen Bejahung ihm auseinandergeſetzt, daß er alsdann das Geſchick preiſen müſſe, welches ihn nach Schleſien geführt habe, denn Schleſien ſei das intereſſanteſte und wichtigſte Land in Europa.

„Das intereſſanteſte? dieſe Vorliebe kann man bei Ihrem Patriotismus begreifen — erwiederte Gaſton — aber das wichtigſte? es iſt doch nur eine kleine, abgelegene Provinz.“

„Ob klein und abgelegen — einerlei! wo aber heut zu Tag ein bedeutender Mann erſcheint, kann man zehn gegen eins wetten, daß er ein Schleſier iſt. Von den Mongolenkriegen bis zu den napoleoniſchen war Schleſien immer der Heerd des kriegeriſchen Feuers, indeſſen das übrige Deutſchland kalter Aſche glich, und dieſelbe Gluth weht auch in unſrer geiſtigen Richtung, und gab in den vergangenen Jahrhunderten den Ton an, welcher ſpäter im übrigen Deutſchland wiederhallte. Die ſchleſiſchen Dichterſchulen bezeichneten immer eine neue Epoche in der Literaturgeſchichte, und ich meine, daß in gegenwärtiger Zeit unſre Schriftſteller wol Nebenbuhlern, doch keinen Ueberwindern begegnen. So reich an Hiſtorie, ſo geſegnet mit aufgezeichneten Männern, ſo begabt mit Naturſchönheit, iſt gewiß ſelten ein Land — und Schleſien iſt es jederzeit geweſen, immer kräftig, immer blühend, immer bereit zu Sieg und Sang, unerſchöpflich in Heldenthum und Poeſie.“

Wenn der Vorhang aufging, ſchwieg er, oder machte Gloſſen über Bilder und Darſteller.

„Ich werde ſie Alle karikiren“ — ſagte er.

„Ah, Sie ſind Maler?“ fragte Gaſton.

„Nein, entgegnete der junge Mann ruhig, ich bin Herbert.“ Er war überzeugt, auf Gaſton denſelben Eindruck gemacht zu haben, als wenn Göthe oder

Napoleon ſich ihm auf dieſe Weiſe zu erkennen gegeben.

Gaſtons erſtaunte Augen fanden zum Glück einen andern Gegenſtand, denn das letzte Bild ward enthüllt und den übrigen ſo unähnlich dargeſtellt, daß bedeutendes Staunen Keinem zu verargen war. Van Eycks bekanntes Prachtgemälde, die Anbetung der heiligen drei Könige, ward hier mit Ruhe und Wahrheit wiedergegeben. Die Darſteller hatten ſich entſchloſſen wirklich nicht ſie ſelbſt, ſondern die von dem Maler gedachte und gewollte Geſtalt zu ſein. Gaſton erkannte ſogleich in dem herrlichen Mohrenkönig, dem van Eyck Carls des Kühnen Züge gegeben, ſeinen Freund Ohlen, und freute ſich über die ſtolze, freie Geberde, mit der er den Becher aus des Dieners Hand nahm, um denſelben dem Kinde darzubringen. Auch die zwei andern Könige und Joſeph drapirten ſich nicht wie Gliederpuppen in ihren Gewändern; aber der Brennpunkt des Bildes war die demüthige Madonna, welche, unbekümmert um die Huldigung der Welt, im nonnenhaft verhüllenden, dunkelblauen Mantel das Kind auf ihrem Schooß anblickt. Gaſton war entzückt von dieſer ſtillen, jungfräulichen Haltung, dieſer anſpruchloſen Verſenkung in ihr Kind, von der Zartheit ihrer Züge, lieblich kontraſtirend mit der Würde ihres Ausdrucks. In der Seele dieſer Frau mußte die Ahnung ſchlummern, oder vielleicht ſchon wach geworden ſein, daß man ohne Selbſtſucht lieben könne. Alte Bilder ſeiner Wünſche ſtiegen vor ihm auf; alte Träume ſahen

ihn plötzlich wie mit frischgewaschnen Augen an. Die holde Jungfrau schwebte ihm vor, nachdem der Vorhang längst gefallen, tumultuarischer Beifall erschollen, und die Gesellschaft in einzelne Gruppen zertheilt war. Die Figuren der verschiedenen Tableaux traten nach und nach in den Saal, und nahmen sich wunderlich genug mit ihren phantastischen Anzügen zwischen den modischen Gestalten aus. Allein man hatte zu viel Aufwand von Zeit, Kosten, Mühe und Fleiß auf die meistentheils sehr kleidsamen Kostüme verwendet, um nicht gern einen Abend hindurch sie oder sich bewundern zu lassen.

„Warum haben Sie Sich umgekleidet — war das erste Wort, welches Gaston vernahm — wir, Ihre demüthigen Vasallenkönige, sind im Kostüm geblieben.“

Gaston drehte sich rasch um, denn Ohlen sprach; — allein, war diese stolze Gestalt wirklich die bescheidene Jungfrau im dunkelblauen Mantel? Gaston hätte sie nimmer erkannt, so verändert waren Haltung und Ausdruck.

„Das versteht sich von selbst, indem Sie eine sehr vortheilhafte Toilette gemacht haben“ — erwiederte sie.

„Daraus schließe ich, daß Sie die Ihre nicht dafür hielten“ — sagte Ohlen.

„Nein; nur, daß es mir unbehaglich ist, mich als Catherine Desmond in der abenteuerlichen Tracht angaffen zu lassen.“

Also dies war seine Cousine! Gaston starrte sie an, sie kam ihm sehr merkwürdig vor, ihr scherzender Ton,

der doch ſo ernſthaft klang: ihr kalter Blick, der noch vor zehn Minuten ſo innig geweſen. „Alles iſt Comödiantentreiben bei den Weibern“ — murmelte er; jede Göttlichkeit, jede Schönheit, jede Grazie hängen ſie ſich geſchickt als Schleier und Mantel um, und drunter iſt eine magere, dürftige, harte Geſtalt verborgen.“

Ohlen trat zu ihm, um ihn Catherinen vorzuſtellen.

„Ich will nicht,“ ſagte Gaſton verdrießlich.

„Liebſter Freund, bei einer andern Gelegenheit nimm Dein Wort zurück, ſo oft Du willſt! jetzt aber wartet ſie auf Dich.“ Und ohne Umſtände nahm er ihn beim Arm und führte ihn zu Catherinen.

„Ich freue mich unſrer Bekanntſchaft, ſagte ſie, wenn auch nicht unſrer Verwandtſchaft, Graf Laßperg; und doch — fügte ſie freundlicher hinzu — doch iſt es mir angenehm Ihren Namen zu nennen, den ich, ach vor wie langer Zeit! ſelbſt getragen habe.“

„Es iſt gewiß eine große Ungerechtigkeit, ſagte Gaſton lächelnd, daß die Frau ſogar den Namen verlieren muß, unter deſſen Schutz ſie erwachſen iſt und den die geliebten Blutsverwandten tragen, ſobald ſie ihr Glück einem Manne anvertraut.“

„Da haben Sie vollkommen Recht, rief Catherine lebhaft, dieſe Erfindung der Männer ihren Namen uns aufzudrücken, recht als wollten ſie ihr Eigenthum damit ſtempeln und beweiſen, iſt barbariſch.“

„Ich habe die Ueberzeugung, daß Frauen dieſe Erfindung machen würden, wenn Männer ſie noch nicht gemacht hätten, ſagte Ohlen, denn der Wunſch,

das ganze innere und äußere Daſein dem geliebten Mann hinzugeben und nichts zu behalten, was an eine getrennte Exiſtenz erinnern könnte — iſt gewiß ächt weiblich.“

„Sie müſſen wiſſen, Herr von Ohlen meint: das nichtsnutzige Weibergeſchlecht ſei nur deshalb auf der Welt, um in huldigender Anbetung vor den Männern zu knien“ — ſagte Catherine munter zu Gaſton, und dann zu Ohlen: — „Nicht wahr, die Nymphe Echo iſt Ihr Ideal von zarter Weiblichkeit, denn aus Liebe verſchwand ſie von der Erde.“

„Da ſie aber ſehr unliebenswürdig geweſen ſein muß, um trotz ihrer Liebe keine Erwiederung zu finden, ſo thue ich ihr nicht die Ehre an, ſie zu meinem Ideal zu erheben,“ erwiederte Ohlen.

„Hören Sie doch, Graf Laßperg! rief Catherine; ich hab' immer gemeint, es ſei das Glück einer Frau das Ideal eines Mannes zu realiſiren; aber hier ward es ſo eben eine Ehre genannt! Mein guter Ohlen, ich wünſche Ihnen von Herzen, daß Sie der Frau, die Sie dereinſt lieben werden, ein Ehrenkreuz umhängen mögen. Es gelingt wenig Männern.“

„Weil wenig Frauen es verdienen“ — warf Gaſton eifrig ein.

„Ah, auch Sie ſtimmen in den Ton ein? ſagte Catherine; ich fühle mich zu ſchwach, um zwei Feinden die Stirn zu bieten.“ Sie wollte entſchlüpfen, da trat Herbert ihr entgegen und gab ihr ein Blättchen Papier mit einer Feierlichkeit, als ob er einen

Scepter in ihre Hände niederlege. Es war mit Bleistift folgendes Sonett darauf geschrieben:

Du frommes Bild! Dein liebliches Gefunkel
Durchdringet freudig meine nackte Seele,
Wie Mondenlicht den Kerker, wie die Höhle
Des Erdenschachts der glühende Karfunkel.

Wie der Gewitternacht beklemmend Dunkel
Ein reiner Ton aus Nachtigallenkehle,
Wie leeren Schimmer der Gesellschafts-Säle
Die holde Maid mit Rosenkranz und Runkel! —

Wie aus dem Lichte keimet alles Leben,
So aus dem Lichtgedanken die Gestaltung
Des Ganzen in dem Erden-Labyrinthe.

Doch über all' den Geldgebilden schweben
Seh ich in süßer, demuthvoller Haltung
Die stille dunkelblaue Hyazinthe.

Catherine war pflichtschuldig entzückt; das Blatt ging von Hand zu Hand. Herbert wiederholte unermüdlich, es sei nur ein Impromptu, und Ohlen behauptete, er habe es vor acht Tagen nach drei schlaflosen Nächten zu Stande gebracht, auswendig gelernt, und so eben aufgeschrieben.

„Sie sind unser Aller Quälgeist, sagte ihm Catherine, gönnen Sie doch dem armen, kleinen Herbert die Befriedigung des Impromptus."

„Die Wichtigthuerei mit Kleinigkeiten muß ein wenig geneckt werden. Was ist denn das, vierzehn Verse zu schreiben?"

„Haben Sie schon so viel geschrieben?"

„Nein, Gott sei Dank, so gemein habe ich mich nie gemacht — sage ich, wie jener gelehrte Professor zu

Johannes Falk. Uebrigens hat es meinem Talent vielleicht nur an der Aufforderung gemangelt."

„Nun, ſo ſchreiben Sie ein Sonett, aber auf der Stelle. Sie machen mir das größte Vergnügen dadurch."

Ohlen verbeugte ſich und ging in ein Nebenzimmer, und Herbert, der Catherinens Wunſch gehört, ſprach ſelbſtzufrieden:

„Nicht wahr, Sie laſſen uns Alle an dem Vergnügen Theil nehmen, das jenes Sonett Ihnen bereiten wird?"

„Ich denke, Herr von Ohlen wird es uns vorleſen" — ſagte ſie gleichgültig.

„Er iſt ſehr liebenswürdig, mein Freund Ohlen" — ſagte Gaſton.

„Ja, entgegnete ſie, er iſt heiter und gewandt; aber er giebt ſich nie ganz hin; nicht daß er eine Maske vornähme, nicht daß er ſich abſichtlich verſteckte — allein, er hält zurück, ſich ſelbſt, etwas in ſich — ich weiß nicht!"

„Gewiß nichts Unedles, rief Gaſton. Wir ſind zwar ſieben Jahr getrennt geweſen, und ſieben Tage genügen, um eine Welt zu ſchaffen und zu vernichten; allein die Grundfarbe eines Characters ändert ſich nicht, und die ſeine iſt rein, welche Schatten und Lichter auch darauf fallen mögen."

Als Ohlen wiederkam, rief Catherine ihm entgegen:

„Nun leſen Sie mit lauter Stimme? alle Welt

men. Glück zu, Ohlen! es iſt doch ſeltſam, daß er immer Glück bei Frauen, und vielleicht nie geliebt hat.

Am nächſten Morgen ging er zu Catherinen, und ſie bat ihn freundlich, er möge ſie häufig beſuchen, nicht ſowol, weil er ihr beſondres Intereſſe einflößte, als um den Schein zu vermeiden, daß ſie des Prozeſſes wegen feindlich ihm gegenüberſtehe. Sie ſagte:

„Das iſt die Sache unſrer Geſchäftsführer. Sie kann ſich Jahre lang hinziehen, da wäre es mir qualvoll, immer in Zorn und Unwillen Ihrer gedenken zu müſſen. Verliere ich meinen Prozeß, ſo iſts vielleicht ſehr natürlich, daß ich Groll gegen den Mann hege, der mich um die Hälfte meines Vermögens bringt, doch bis dahin wollen wir gute Freunde ſein.“

Gaſten war es gern zufrieden; ſie gefiel ihm trotz der Entſchiedenheit ihres Weſens und der Kälte ihres Blickes.

Nachdem Catherine ihm zum erſten Mal mit der kleinen Gertrud begegnet war, von deren Exiſtenz ſie nichts ahnte, fragte ſie Ohlen, was das für ein Kind ſei.

„Es iſt das ſeine, wie ſich von ſelbſt verſteht,“ entgegnete er lachend.

Catherine rümpfte ein wenig die Naſe. „Sie ſind unerträglich.“

„Da Sie ſo gnädig ſind es mir faſt täglich zu wiederholen, ſo gewinne ich nach gerade dieſelbe Meinung von mir. Doch Sie dürfen ſie nicht von Laßberg hegen, der ſich vortrefflich in dieſer Sache benommen hat.“

„Welcher Mann auf der Welt hat ſich nicht in Ihren Augen einer Frau gegenüber aufs Edelſte betragen! Ich glaube, Sie wären im Stande Othello und Heinrich VIII. zu rechtfertigen! Und warum führt er das Kind mit ſich herum?“

„Weil er ſich nicht von dem einzigen Weſen trennen kann, das er auf der Welt zum Lieben hat. Mir däucht, das iſt recht rührend.“

„Außerordentlich!“ ſagte Catherine ſpottend; aber ſie wurde doch ernſthafter, als Ohlen ihr die Heidelberger Idylle vortrug, und ſie meinte nur am Schluß, Laſperg ſei jetzt gewiß recht froh über Gertruds Weigerung.

„Kaum! er fühlt ſich einſam, und zweifelt daran, jemals einer Frau Liebe einflößen zu können, da er auch in ſeiner erſten, leidenſchaftlichern Neigung getäuſcht worden iſt.“

„Iſt er denn ſo ſehr unliebenswürdig?“

„Ich darf nicht das Gegentheil ſagen, denn Sie würden es doch keinem Mann zugeſtehen.“

„Doch! Demjenigen, der feſt iſt ohne Eigenſinn, und gut ohne Schwäche.“

Sie dachte im Stillen, daß ein junger Mann, der ſo treulich die einmal übernommene Verpflichtung vollziehe, nothwendig feſt und gut ſein müſſe, und als ſie Gaſton wiederſah, bat ſie ihn, er möge ſeine Tochter zu ihr bringen, als Spielgefährtin für ihre Stephanie. Das that er gern, und er bürgerte ſich dadurch gleichſam bei Catherinen ein, der ſein ruhiges, gleichmäßiges

Betragen und der freundliche Ernſt, womit er die Kinder behandelte, ſehr gefiel. Sie dachte zuweilen, daß eine Heirath Zwiſt und Prozeß ſchlichten, und ihrem Schickſal eine dauernd glückliche Wendung geben könne; allein Gaſton nahte ſich ihr nicht als ein Bewerber, weil er vom erſten Moment an die Ueberzeugung feſthielt, es walte eine heimliche Neigung zwiſchen ihr und Ohlen, und wenn man einmal von einem Vorurtheil befangen iſt, ſo ſieht man Alles von einem Geſichtspunkt an, der uns noch mehr darin beſtärkt. Es fiel ihm auf, daß Ohlen, ſonſt ſo mittheilend über ſeine kleinen Liebesabenteuer, jetzt immer ablenkte, wenn der Weg ſich dahin zu wenden ſchien. Was iſt ihm begegnet? dachte Gaſton; ſollte auch er entzaubert ſein?

„Wo iſt Ohlen? fragte er eines Abends bei Catherine den Baron Oberg; ich habe ihn heute nirgends geſehen, nicht hier, nicht auf der Promenade“ ... —

„Er iſt krank, unwohl wenigſtens — war die Antwort — und auch deshalb nicht heute Morgen in der Seſſion geweſen. Aber Sie dürfen ihn nicht beſuchen! in dieſer krankhaften Stimmung ſind ihm Beſuche unerträglich.“

„Ohlen in krankhafter Stimmung? unbegreiflich! er muß wirklich leidend, kann unmöglich Hypochonder ſein.“

„Man ſpricht von einer hoffnungsloſen Leidenſchaft“ .... —

„Ohlen und eine hoffnungsloſe Leidenſchaft! rief jetzt Catherine; wie kann man ein ſo abgeſchmacktes

Mährchen erfinden! er liebt gewiß nur da, wo er alle Hoffnung zu allem Glück hat."

„Gnädigste Frau, versetzte Oberg, es handelt sich um eine unglückliche Neigung, die er einflößt, nicht die er hegt. Eine reiche und schöne Cousine liebt ihn seit ihrer Kindheit, die Familien wünschen die Heirath, aber er kann sich nicht dazu entschließen. Fanny Ohlen, die Braut meines Bruders, ist die Schwester jenes armen Mädchens: daher weiß ich diese oberflächlichen Umstände."

„Das gefällt mir von Ohlen!" rief Catherine.

„Wie? Sie billigen es, daß er ein reizendes Mädchen hinschmachten lasse, vielleicht hinsterben?" .... —

„Bah! man stirbt nicht so leicht! Und kennen wir denn den Grund, der ihn von der Heirath zurückhält? kann der nicht mächtig genug sein, um das Mädchen an seiner Seite elender zu machen, als sie es von ihm getrennt ist? Ein Mensch, der nicht die vollkommene Zuversicht hegt, daß er im Stande ist, das Glück eines liebenden und vertrauenden Wesens zu gründen, sollte es nicht heirathen." — Sie dachte an Desmond und Thränen traten unwillkürlich in ihr Auge.

Gaston verließ Catherine. Ohlen leidend — Ohlen im Zwiespalt mit sich selbst — rief seine ganze Theilnahme auf. Er betrat dessen Wohnung. Das Arbeitszimmer war finster, durch eine angelehnte Thür brach nur ein schwacher Lichtstrahl; Gaston öffnete sie leise und stand in Ohlens Schlafzimmer, das eine Lampe matt beleuchtete. Ohlen lag unangekleidet mit geschlos-

ſenen Augen auf einem breiten Divan, deſſen dunkelrothe Polſter, ſo wie der bunte Foulard, den er nachläſſig um den Hals geknüpft, ſeinen ſchönen, ſchwarzlockigen Kopf in ſchauerlicher Bläſſe erſcheinen ließen.

„Du biſt krank?“ fragte Gaſton leiſe. Ohlen fuhr auf.

„Geh, geh, aber geh doch!“ rief er, ihn mit der Hand abwehrend.

„Du wirſt mir doch erlauben neben Dir zu ſitzen, wie Du damals in Heidelberg neben mir wachteſt.“

„Wenn ich Dir aber ſage, daß Du mich genirſt, mich ſtörſt“ ... —

„Worin denn?“

„In meinen Gedanken.“

„Ich werde nicht reden.“

„Durch Deinen Anblick.“

„Ich werde mich ſo ſetzen, daß Du mich nicht ſiehſt.“ Er warf ſich in einen Lehnſtuhl, Ohlen antwortete nicht, es herrſchte wol zehn Minuten eine Todtenſtille, die Gaſton unterbrach:

„Lieber Freund, in dieſem Zimmer iſt ein wunderlicher Parfum, der ganz allein hinreicht, das horrendeſte Kopfweh zu machen.“

Ohlen hob einen großen Fächer von grünem Taffet in die Höhe, und ſagte:

„Sandelholz! ich liebe den Duft.“

Dann trat die frühere Stille wieder ein. Gaſton dachte an das Mädchen, das eine Leidenſchaft für Ohlen gefaßt haben ſollte: „Können ſich denn die

Seelen nie begegnen, die für einander gehören? muß immer ein heißes Herz für ein kaltes ſchlagen, und ein heftiges ſich aufreiben für ein gleichgültiges? Er iſt blaſirt, und verſtößt vielleicht übermüthig ein liebliches Geſchöpf, das glücklich ſein mögte, wenn es meine Stelle in dieſem Zimmer einnehmen, ihn ſehen, ihn pflegen dürfte."

Die Thür des erſten Zimmers wurde geöffnet, und ehe Gaſton den Beſuch abweiſen konnte, ſtand eine verhüllte, weibliche Geſtalt auf der Schwelle des Schlafgemachs und flog mit einem ſchmerzlichen Schrei dem Divan zu, wo ſie auf die Knie fiel und rief:

„Meine Ahnung trog mich nicht — er iſt krank!"

Sie wollte Ohlens Hand ergreifen, der ſich verwundert aufgerichtet hatte, allein er zog ſie zurück und ſagte mit ſchneidender Kälte zu Gaſton.

„Lieber Laſperg, ſchaff mir das wahnſinnige Mädchen vom Halſe."

Da ſeufzte ſie ſchwer und ſank auf dem Boden ohnmächtig zuſammen.

Gaſton eilte ſie von Hut und Mantel zu befreien, ſie aufzuheben und auf Ohlens Bett zu tragen, wo ſie wie eine Leiche ausgeſtreckt lag. Nun ſprang Ohlen faſt außer ſich vor Zorn auf und rief:

„Ich bitte Dich, befreie mich von ihr! ſogleich! ſie ſoll keine Minute länger in meinem Zimmer ſein."

„Wer iſt ſie denn?" fragte Gaſton, der barmherzig die Schläfen des armen Mädchens mit eau de Cologne rieb.

„Meine Couſine, Leonore Ohlen, die ſich einbildet

mich zu lieben und darüber den Verstand verloren haben muß, denn wie könnte sie sonst diese Tollheit begehen, das Haus ihrer Mutter verlassen und zu mir kommen. Gott! die arme Mutter! .... Gastion, lieber Freund, nimm Extrapost und bringe das Mädchen auf der Stelle nach Berlin zurück."

„Man muß doch erst hören!" meinte der.

„Oder bringe sie wenigstens nach Deinem Gasthof! da sind Frauenzimmer, die können ihr helfen! was sollen wir denn hier mit ihr beginnen? Rasch einen Wagen! ... Sacristie! mein Joseph ist auf den Ball gegangen ... ich will selbst einen holen!"

„Warum nicht gar, ich gehe. Das Mädchen würde ja tödtlich erschrecken, wenn sie erwachte und sich allein bei einem wildfremden Mann fände."

Er entfernte sich eilig. Ohlen, schwankend zwischen Zorn, Verdruß und Angst ging im Zimmer auf und nieder, und dachte, ob er nicht Leonore zu Catherinen bringen dürfe oder zu Frau von Rosen. Aber es war fast elf Uhr. Er rang die Hände. Da bewegte Leonore sich langsam und öffnete die Augen.

„Steh auf, sagte er hart, und sag' mir, was Du hier willst."

„O Gott, nichts! nur Dich sehen!" antwortete sie zitternd und richtete sich empor.

„Nun, jetzt hast Du mich gesehen! ... was weiter?"

„Nichts!" wiederholte sie und die Thränen begannen zu fließen.

„Wenn Du früher die Thorheit dieses Schrittes

bedacht hätteſt, ſo würdeſt Du ihn jetzt nicht zu beweinen brauchen. Was willſt Du nun anfangen? daß Du nicht bei mir bleiben kannſt, ſiehſt Du ein" ... —

„O Gott, ich bin recht unglücklich," rief Leonore.

„Biſt Du krank?" fragte er etwas weniger unfreundlich.

„Ich weiß nicht — vielleicht! Kopf, Bruſt, Herz, thaten mir weh viele Tage lang, aber unbeſtimmt, nicht wie ein Schmerz, nur wie ein dumpfer Druck. Immer dachte ich, es müſſe Dir etwas Entſetzliches, etwas Trauriges begegnet ſein. Wachend und träumend dachte ich es. Zuletzt wurde die Angſt unerträglich — der Eilwagen geht alle Tage, da fuhr ich her — niemand weiß es! und Du biſt auch krank, nicht wahr? ich hatte doch Deinetwegen die Qual" .... —

„Ganz und gar nicht! nur eben heute war ich mehr herzens- als körperkrank. Gute Leonore, hätte ich jedesmal in den Eilwagen ſteigen wollen, wenn ich um eine ferne, liebe Perſon beſorgt war, ſo würd' ich wahrhaftig .... — Da kommt mein Freund, Graf Laßperg — ſetzte er hinzu, als ein Wagen vor der Thür hielt — der wird Dich in das Hôtel bringen, das auch er bewohnt." —

„Himmel! ein Fremder kommt zu Dir!" — ſie ſprang haſtig auf.

„Er war ſchon hier, als Du kamſt, und holte dann den Wagen für Dich."

In ſtummer Verzweiflung drückte Leonore beide Hände vors Geſicht. Ohlen gab ihr Hut und Mantel.

Gaſton trat ein, und ſagte, freundlich ihren Arm nehmend:

„Sie müſſen recht angegriffen ſein.“ Damit führte er ſie fort. Leonore ſtreckte die Hand nach Ohlen aus, aber er nahm ſie nicht, ſondern ſagte nur:

„Gute Nacht! morgen früh beſuche ich Dich.“

Als die Thür hinter ihr zugefallen und der Wagen fortgerollt war, ſchöpfte er Athem.

Gaſton führte ſeine Pflegbefohlne in das Zimmer ſeiner Tochter, damit Leonore weibliche Weſen um ſich ſehen möge. Gertrud ſchlief längſt; aber ihre Wärterin, ein Mädchen aus der franzöſiſchen Schweiz, war freundlich dienſtfertig um Leonore beſchäftigt, für die ein Zimmer neben dieſem bereitet ward. Unſägliche Müdigkeit gewann in Leonoren, trotz Kummer und Verwirrung, die Oberhand. Nach einer halben Stunde erſchien Juliette in Gaſtons Zimmer, ſagte:

„Mademoiselle vient de s'endormir, monsieur le comte“ — und zog ſich mit einer Verbeugung zurück, durch dieſe Worte auch für ihn den verwirrten Abend beſchließend.

Kaum graute der Tag, als Ohlen im Vorgemach der Frau von Roſen den Bedienten beſchwor ihn auf der Stelle zu melden. Der Menſch verſicherte, die gnädige Frau ſchlafe noch. Ohlen beſtand darauf, die Kammerjungfer müſſe ſie wecken, und ging durch die Zimmer entſchloſſen das Schlafgemach zu ſtürmen, der Bediente hinter ihm her, eben ſo entſchloſſen es zu vertheidigen. Zum Glück wachte Frau von Roſen,

hörte die Stimmen, die raſchen Tritte, und rief geängſtigt:

„Jeſus Maria! was giebts?“

„Darf ich hereinkommen?“ fragte Ohlen.

„O Gott, ja! ... aber was giebt es denn?“

Er trug ihr ſo kurz, klar und raſch wie möglich die geſtrige Begebenheit vor, und bat ſie flehentlich Leonore bei ſich aufzunehmen, bis ſie ſich zur Rückreiſe erholt habe.

„Ich habe bereits meiner armen Tante geſchrieben, daß Sie ſo gnädig geweſen ſind ihre Tochter in Schutz zu nehmen“, ſchloß er.

„So will ich Sie nicht Lügen ſtrafen; bringen Sie mir Ihre Couſine. Man muß ernſt, doch ſanft mit ihr umgehen.“

„O Sie ſind himmliſch gütig!“ rief er, ihre Hand küſſend.

„Wenn wir jung ſind, haben wir mit unſerm eigenen Herzen zu thun, und dann nennen uns die Männer himmliſch — ſagte Frau von Roſen lächelnd — wenn wir alt werden, müſſen wir junge kranke Herzen heilen helfen, und dann heißen wir himmliſch gut. Das klingt ſo verwandt, und liegt doch ſo weit von einander.“

„Ja wol, ſo weit, daß manche Frauen Letzteres gar nicht erreichen können.“

„Nun gehen Sie jetzt. Von zehn Uhr an erwarte ich Sie mit Leonoren.“

Ohlen eilte zu Gaſton und ſtattete Bericht ab.

„Die Sache hat ſich wahrhaftig noch glücklich genug gemacht! rief er; aber die Frauen ſind doch von einem Leichtſinn, daß uns die Haare darüber zu Berge ſtehen.“

„Wenn Du das Mädchen liebteſt, ſo würdeſt Du entzückt über denſelben Schritt ſein, den Du jetzt tadelſt“, ſagte Gaſton ernſt.

„Wahrſcheinlich.“

„Nun, ſie liebt Dich, ſie handelt nach ihrer Neigung; was wirfſt Du ihr vor? Dir ſelbſt ſollteſt Du Vorwürfe machen, daß Dein Herz ſo gleichgültig gegen das Geſchenk eines Herzens iſt. Du verſtößt ein Weſen, fähig Dir jedes Opfer zu bringen, das Deinetwegen das Vaterhaus verläßt und ihren Ruf in Gefahr bringt. Du mußt ſie wahrhaftig heirathen, und ich begreife nicht, wie Du Dich noch beſinnen kannſt.“

„Mich beſinnen! Freund! ich denke ja nicht daran mich zu beſinnen! Nein, wahrhaftig — dafür, daß eine Perſon ſich auf ihre eigene Hand, ohne die geringſte Veranlaſſung von meiner Seite, in mich verliebt — dafür, daß ſie allen Anſtand, alle Sitte, alles Zartgefühl aus den Augen ſetzend, wie eine Landſtreicherin oder eine Närrin zu mir kommt — dafür, daß ſie ſich weinend auf meinen Teppich und ohnmächtig auf mein Bett legt — dafür, daß ſie mich vor ihrer und meiner ganzen Familie in Betrübniß und vor der Welt in tödtliche Verlegenheit bringt — dafür heirathe ich ſie nicht, bei Gott nicht.“

Er hatte mit ſolcher ungewöhnlichen Heftigkeit

geſprochen, daß Laſperg wol ſah, wie ſchmerzlich ihn dieſer Vorfall berühre; darum ſagte er ſanft:

„Nicht dafür, lieber Ohlen, aber weil ſie Dich liebt.“

„Mich liebt! bah! ſie hat ſich für mich enthuſiasmirt, montirt, exaltirt, was weiß ich! Geſtehe doch ums Himmels willen nicht den Frauen zu, daß ihre Extravaganzen ihnen ein Recht über uns einräumen. Wäre das einmal anerkannt, ſo könnte ein Dutzend von ihnen ſich vor Dir in Ohnmacht legen und rufen: Ich liebe Dich! und Du könnteſt doch nur der Einen das Opfer der Sitte durch die Ehe lohnen.“

„Scherz über ernſte Angelegenheiten iſt Deine Liebhaberei — das weiß ich ſeit vielen Jahren. Mir däucht aber, Du könnteſt ihn fahren laſſen, ſobald es ſich um fremdes Wohl und Weh handelt, welches obendrein aus einer Neigung für Dich entſpringt. Begreifſt Du denn gar nicht, daß es ein Glück iſt geliebt zu werden?“

Statt zu antworten ſah Ohlen nach der Uhr und ſagte: „Ich gehe jetzt zu Leonoren und dann mit ihr zu Frau von Roſen. Adieu, Freund! — Da wir aber ſo viel über meine Kälte und Härte geſprochen haben, ſo thu' mir doch den Gefallen und lies dieſe Blätter, und, wenn Du ſie geleſen, gieb ſie mir ſchweigend zurück, hörſt Du, Gaſton! ſchweigend!“ — Er nahm ein kleines, verſchloſſenes Portefeuille aus der Taſche, legte es auf Gaſtons Schreibtiſch, ein ſilbernes Schlüſſelchen dazu, und fuhr fort: „Da iſt meine Vertheidigung! ich habe ſie geſtern niedergeſchrieben. Es war ein entſetzlicher Tag — geſtern; einer von

denen, wo man mit den Piſtolen liebäugelt, und den Hahn zwiſchen den Fingern knacken läßt. Iſt es Feigheit oder Kraft, daß man nicht losdrückt, Knechtſchaft oder Triumph des Geiſtes, oder bloß ſtupider Inſtinkt, der uns an die „ſüße Gewohnheit des Lebens" knüpft?" Er ſchlug die Arme über einander, ſein Kopf ſank auf die Bruſt, ſeine Züge wurden ſcharf, als ob plötzlich eine innere Macht Jugendkraft und Lebensglanz wie Schminke von ihnen abwiſche. Gaſton war faſt entſetzt vor dieſer Veränderung. Welch ein Erdbeben hat dieſen prächtigen Garten verwüſtet? dachte er; aber er wagte kein Wort, keine Bewegung, keinen Blick. Eine Minute lang herrſchte Todtenſtille; eine von den Minuten, wo die Zeit ſtehen bleibt, und das ganze Bild eines Lebens aufrollt, eine von den Minuten, die junge Menſchen alt wie Felſen machen können, weil ihr Inhalt unermeßlich iſt wie die Ewigkeit.

Dann erhob ſich Ohlen allmälig aus ſeiner Erſtarrung, die Beſinnung kam ihm zurück, erſt langſam, als erwache er aus einer Ohnmacht, dann, als wolle er ſie von ſich abſchütteln, und: „Adieu! adieu!" rufend, verließ er eilfertig das Zimmer, und ſtand gleich darauf mit ſeiner gewohnten Sicherheit vor Leonoren. Sie empfing ihn tödtlich verlegen. Sie war ſo beſchämt, ſo unglücklich, ſo gekränkt durch ihre eigene Thorheit, daß ſie ſie in dieſen wenigen Morgenſtunden ſchon tauſendmal bereut und ſich beſonnen hatte, ob es ihr nicht möglich ſein würde, ihren Vetter durch eine Lüge zu täuſchen. Aber ach! geſtern

Abend hatte ſie ihm ja die Wahrheit geſagt — und ſo hatte er ſie behandelt! ſo kalt, ſo abweiſend, ſo — das Wort verächtlich lag im Hintergrund der Gedanken, und ſie ſträubte ſich es zu denken, allein ſie fühlte es. Sie war das verhätſchelte Kind einer ſchwachen Mutter, in Schmeicheleien und Liebkoſungen, wenn nicht erzogen, doch aufgezogen, gewöhnt Alles zu erreichen, was ſie wünſchte, und von der Mutter in der Hoffnung beſtärkt, der Vetter, dem ſie ihr Herz geſchenkt, und dem zu Liebe ſie zwei gute Partien abgewieſen, warte nur ſtolz auf eine bedeutendere Stellung, um ihr ſeine Hand zu bieten, damit er die Bedeutung ſeiner Perſönlichkeit gegen die ihres Vermögens in die Wagſchaale legen könne. Frau von Ohlen war aufrichtig dieſer Meinung; ſie ſah in Leonoren den Inbegriff weiblicher Vollkommenheit, ein Mädchen, das den heimlichen Wunſch jedes Mannes erregen mußte — weßhalb ſollte der Vetter grade gleichgültig gegen ſie bleiben? Es lag in ſeinem Character ſeiner Frau keine Ueberwiegenheit, auf äußere Verhältniſſe begründet, zuzugeſtehen; er liebte die Unabhängigkeit, weil er Selbſtbewußtſein hatte; vielleicht die Ungebundenheit des Junggeſellen-Lebens .... ſie drückte mütterlich die Augen zu. Aber Leonore liebte ihn, Leonore wollte nur ihn heirathen: ſie zweifelte nicht, daß er im Stillen dieſe Neigung erwiedre und ſie mit der Zeit höchſt beglückt heirathen werde. Bis dahin brauchte ſie ſich nicht von ihrer Lieblingstochter zu trennen und war herzlich froh darüber. Hätte Niemand ſich um Leonore

bewerben: ſo würde ſich ihre mütterliche Eitelkeit ſehr verletzt gefühlt haben, daß ihre Tochter bereits zwanzig Jahr alt, und noch nicht Braut war, aber deren Schönheit war ein zweifelhafter, und deren Vermögen ein ſicherer Bürge, daß ſie nur verſchmähte, nicht verſchmäht ward, und dieſe Ueberzeugung nährte die mütterliche Eitelkeit. Leonore lebte und webte in ihrer Chimäre, denn Ohlens Liebe war der erſte Wunſch, den ſie geformt hatte, ohne ihn auf der Stelle erfüllt zu ſehen, und die Neuheit reizte ſie, der Widerſtand machte ſie nicht feſt, aber eigenſinnig. Da Ohlen ziemlich häufig nach Berlin kam, weil alle ſeine Verwandten dort lebten, und weil die Fäden, welche ſeine ſtaatsdienſtliche Laufbahn lenkten, von dort ausgingen, ſo ſah ſie ihn oft und mit der Vertraulichkeit eines verwandtſchaftlichen Verhältniſſes. Jedoch, wie ſich auch ihr Intereſſe ſteigern mochte — das ſeine blieb auf dem muntern, gefälligen Gefrierpunkt des Vetters ſtehen, und was ſie bis jetzt gethan hatte, um es in die Höhe zu treiben, war ihr mißlungen. Trauer und Fröhlichkeit, Kälte und Zuvorkommenheit, Koketterie mit Andern, Zurückhaltung gegen ihn — nichts hatte ihn aus ſeinem Gleichgewicht gebracht, obgleich ſie Alles ſchon verſuchte. Was blieb ihr übrig, als irgend eine große Scene, ein éclat. Ihre Phantaſie ſtand in Flammen, um den herbei zu führen. Ohlen ſollte zu Weihnachten kommen; er kam nicht, denn ſeine Arbeiten hinderten ihn. Der Hauptmann Oberg, Fannys Verlobter, hatte einige Mal von Lady Desmond ge-

ſprochen, wie ihm ſein Bruder von ihr ſchrieb, und ſie eine ſchöne, geiſtreiche und phantaſtiſche Frau genannt, nach deren Laune ganz Breslau ſich drehe. Ganz Breslau war für Leonore: — Ohlen. Sie ſchmiedete in ihrem Kopf einen Roman mit der ſchönen Engländerin, brachte ſein Nicht-Kommen damit in Verbindung, und verfiel in die tiefſte, glühendſte Eiferſucht. Da ſie ſich deren ſchämte, ſo hörte ſie auf mit Mutter und Schweſter über Ohlen zu ſprechen, wie ſie es gewohnt war, zwängte Zorn, Qual, Sehnſucht und Furcht von den Lippen ins Herz, und gerieth nach drei Monaten, äuſierlich ruhig, in eine ſolche innere Verwirrung, daß ſie eines Abends ihre Mutter und Fanny allein auf den Ball fahren ließ, nach dem Poſthotel eilte, ihren Platz bezahlte, und in den Breslauer Eilwagen ſtieg, nur um ihn zu ſehen und ihn durch dieſen éclat von ihrer Liebe zu überzeugen. Als ob man je nöthig hätte einen Mann von der Liebe zu überzeugen, die er einflößt! Als ob überhaupt eine andre Liebe, als die, welche er empfindet, ein Beweggrund ſein könnte! Wohlverſtanden, wenn von Liebe die Rede iſt und nicht von Eitelkeit.

Aber Ohlens Empfang und Benehmen hatte ſie zerbrochen und alle Illuſionen vernichtet. Sie hatte beinah Luſt ihn zu haſſen, weil ſie ſich ſeinetwegen in eine ſo ſchmachvolle Lage geſtürzt. Er kam. Sie fing an zu weinen, Trauer gab ihr doch eine Art von Haltung. Sie ſah ſo blaß und angegriffen aus, daß Ohlen freundlich ihre Hand nahm und beinah väterlich ſagte:

„Liebe Leonore, da Du Dich nothwendig einige Tage hier ausruhen mußt, so habe ich eine liebenswürdige, gute Frau aus der hiesigen Gesellschaft, die mir wohlwollend gesinnt ist, gebeten Dich bei sich aufzunehmen.“

Leonorens Hand zitterte in der seinen; wer konnte diese liebenswürdige Frau, die ihm wohl wollte, anders sein, als Lady Desmond! also diese Gehaßte, die ihr Ohlens Liebe raubte, wollte seinetwegen huldvoll gegen sie sein! Ihr brach das Herz fast vor Beschämung und Zorn, und sie konnte nicht antworten. Ohlen fuhr fort:

„Frau von Rosen ist die Milde und Nachsicht selbst; sie erwartet Dich.“

„Wer?“ fragte Leonore erleichtert.

„Meine alte, charmante Freundin, Frau von Rosen, bei der Du Dich bald heimisch fühlen wirst.“

„Ach Julian! was wird sie von mir denken“ ... —

„Nichts Liebe, gar nichts, als daß Du krank bist! aber komm! Du kannst wahrhaftig keine Minute länger im Gasthof bleiben. Hier ist Dein Mantel.“

Und eilfertig, um der ängstigenden Sorge je eher je liebes los zu werden, hüllte er sie sorgsam ein, nahm ihren Arm und führte sie ziemlich rücksichtslos durch den Schnee, der über Nacht gefallen war, schleunig zu Frau von Rosen.

Diese kam ihnen freundlich entgegen, umarmte Leonore, dankte Ohlen für seine Güte, daß er ihr die Bekanntschaft seiner Cousine gönne, und stößte durch

ihre ruhige, milde Erſcheinung der Gemarterten das gröſste Vertrauen ein. Frau von Roſen konnte nicht anders als Mitleid mit ihr haben. Ihre Augen waren roth, ihre Lippen blaſs und bebend, ihr Anzug verſtört. Vor drei Tagen war er ſauber und zierlich geweſen, wie er ſich für ihre Verhältniſſe ſchickte: ein braunſeidnes Kleid, Collerette und Manſchetten von geſticktem Muſſelin, ein buntes Foulard-Schürzchen, maikäferfarbene Maroquinſchuh; aber ach! vierzig Meilen im Eilwagen und einige Promenaden durch den Schnee und Straſsenkoth hatten ihn ſehr gefährdet! das Kleid war in tauſend Falten zerdrückt, die Collerette verknittert, eine Manſchette abgeriſſen, die Schuh fahl und entfärbt, und als ſie in der Schürzentaſche ihr Tuch ſuchte, um eine aufſteigende Thräne zu trocknen, fand ſie es nicht! es war verloren und ſie mußte wie ein Bauermädchen ihre Schürze dazu nehmen. Nach fünf Minuten ging Ohlen erleichtert von dannen, und kaum war die Thür hinter ihm geſchloſſen, als Leonore auf dem Fuſskiſſen vor Frau von Roſen hinkniete und mit gefalteten Händen ſagte:

„O gnädige Frau! in welchem Licht ich auch vor Ihnen erſcheinen möge, glauben Sie nur, ich bin fürchterlich beſtraft.“

„Ich ſehe es, ſagte Frau von Roſen und ſtreichelte ihre Wangen; haben Sie nur Vertrauen zu mir und erzählen Sie mir aufrichtig, was Sie zu dieſem Schritt verlockt hat, deſſen Thorheit nur von ſeinem Unrecht überwogen wird.“

„Hat Julian .... hat mein Vetter Ihnen nichts gesagt?“ fragte Leonore blöde.

Er hatte allerdings; doch Frau von Rosen entgegnete nur: „Er hat mich an Sie gewiesen;“ — denn sie wollte, daß sich Leonore offen aussprechen solle; und diese nahm sich zusammen und erzählte redlich die Geschichte ihres Herzens, d. h. ihre Träume und Wünsche. Frau von Rosen sah bald ein, daß die Mutter wenigstens die halbe Schuld dieser Verkehrtheit trage und daß Leonoren eine Trennung von derselben sehr wohlthätig sein könne. Doch hütete sie sich dies zu äußern, und um ihr zugleich allen Nimbus zu rauben, welcher um eine hohe, unglückliche Leidenschaft schwebt, sagte sie am Ende sehr freundlich.

„Sie haben eine rasche Phantasie, etwas Eigensinn und sehr wenig Ueberlegung, mein allerliebstes Kind! das sind die Fehler der Jugend! sie haben besonders das Schädliche, daß sie die Seele schwach und kränklich und zu fixen Ideen geneigt machen, die zuletzt wirklich in Wahnsinn übergehen können, an den Ihr Benehmen schon streift. Sagen Sie Selbst: ein junges, wohlerzogenes Mädchen, das bei nächtlicher Weile das Haus der besten, zärtlichsten Mutter verläßt, heimlich, ohne Abschied — das sich in die schlechte Gesellschaft eines Eilwagens begiebt und mit der Tag und Nacht über Land fährt, nach einer fremden Stadt, um einen Mann zu sehen, der kein andres Interesse als ein verwandtschaftliches für sie hegt, und ihr das seit fünf Jahren zu erkennen gegeben hat.“ .... —

„O ich bin krank, gnädige Frau, gewiß! ich will .... ich muß krank ſein!“ unterbrach Leonore und legte ihren Kopf auf Frau von Roſens Knie.

„Fühlen Sie Sich im Stande in einigen Tagen nach Berlin zurückzufahren?“ fragte dieſe und ſtrich liebreich über Leonorens ſchönes, ſchwarzes Haar.

„Ach, ich könnte es wohl, ſagte Leonore traurig, und ich ſehe auch ein, daß Sie es wünſchen müſſen, gnädige Frau, aber meine gute Mutter hat nie ſo verſtändig zu mir geſprochen, wie Sie es thun, und ich fühle, daß mir die Geneſung bei ihr viel ſchwerer fallen wird.“

Frau von Roſen, ohne zu antworten, ſah ſie mild aber eindringlich an, und erröthend ſetzte Leonore hinzu:

„Ja, es iſt wahr! Julians Nähe trägt auch zu dieſem Wunſch bei! allein ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich ihn hinfort nur zu ſehen wünſche, um zu lernen gleichgültig gegen ihn zu werden, und ich glaube, das iſt leichter möglich, wenn ich ihn einige Wochen hinter einander, als alle ſechs Monat auf acht Tage ſehe.“

Leonore war klug genug, um zu ſehen, daß ihr bei Frau von Roſen die größte Offenheit den größten Vortheil bringe: darum ſprach ſie ſich vollkommen unbefangen aus; und Frau von Roſen, die ſehr gern junge Perſonen um ſich ſah, und ſchon zwei glückliche Heirathen in ihrer nächſten Nähe geſtiftet hatte, ſchloß ſie in die Arme, lobte ihre Aufrichtigkeit, dankte

ihr für das Vertrauen, das sie ihr schenke, und fragte endlich, ob denn auch Leonorens Mutter sich zu einer Trennung auf sechs bis acht Wochen entschließen könne. Leonore versicherte der Wahrheit gemäß, der höchste Wunsch ihrer Mutter sei, sie froh und zufrieden zu wissen, und wenn Frau von Rosen nur in einigen Zeilen ihre Theilnahme und die Versicherung, daß Leonore sie nicht genire, aussprechen wolle, so sei sie der mütterlichen Zustimmung gewiß. Frau von Rosen war gern dazu bereit, und Leonore schloß diesen kurzen herzlichen Brief in ihren langen, beichtenden, Verzeihung erbittenden ein, und fühlte sich so erleichtert und so glücklich, wie seit vielen Monaten nicht.

Darauf speiste sie mit Frau von Rosen; alsdann fuhr sie mit ihr in mehre Magazine, um nothwendige Einkäufe zu machen, war höchst erstaunt bei Manheimer ein eben so reiches Waarenlager zu finden, als in Berlin Schloßplatz oder breite Straße bot; ließ sich darauf von einer Schneiderin den höchsten Eid ablegen, daß binnen 24 Stunden ein Kleid, und binnen drei Tagen zwei andere fertig sein würden; und bat endlich Frau von Rosen um die Erlaubniß am Abend in ihrem Zimmer bleiben zu dürfen, weil sie zu ermüdet und zu nachlässig gekleidet sei, um vor fremden, minder nachsichtigen Augen zu erscheinen. Durch solche kleine, unschuldige Schmeichelworte, die ihrer Güte huldigten, war Frau von Rosen ganz gewonnen, und sie erzählte ihrem Gesellschaftskreise sehr erfreut, daß sie am Morgen durch die Ankunft von Fräulein Leonore

Ohlen, der Tochter einer lieben Penſionsfreundin überraſcht worden ſei.

„Wie? rief Baron Oberg, die Schweſter meiner künftigen Schwägerin, die ſehr“ .... —

„Leidend iſt! unterbrach Frau von Roſen; die Berliner Aerzte wünſchten eine Veränderung der Luft und Umgebung, und Frau von Ohlen hat die Güte gehabt ſich meiner zu erinnern.“

„Aber was fehlt denn der jungen Perſon? fragte Frau von Reich maliziös; fürchten Sie nicht die Verantwortung, die Sie mit einer Kranken übernehmen?“

„O, entgegnete Frau von Roſen gleichmüthig, ſie hat nur das kalte Fieber gehabt; dagegen iſt Luftveränderung das beſte Heilmittel, und ich hoffe, ſie wird hier keinem neuen Anfall unterworfen ſein.“

Und als Ohlen eben eintrat und ſich nach dem Befinden ſeiner Couſine erkundigte, ſprach ſie: „Leonore iſt angegriffen, aber es geht ihr gut;“ und ſo war Leonore auf eine ſchickliche und natürliche Weiſe bei Frau von Roſen inſtallirt.

Catherine, des Geſprächs vom geſtrigen Abend eingedenk, betrachtete Ohlen mit erhöhter Theilnahme, und ſuchte den Eindruck zu erfaſſen, den die Nähe, die überraſchende Ankunft ſeiner Couſine auf ihn mache; allein ihr Blick glitt von ſeinem undurchdringlichen, ſtrahlenden Auge ab, wie eine Lanze von einer hellpolirten Rüſtung. Gaſton kam nicht.

Nachdem Ohlen ihn am Morgen verlaſſen, öffnete

er das Portefeuille, und las die Blätter; dann noch einmal und noch einmal.

## Julian Oblens Erinnerung.

Warum ſchreibe ich dies auf? fürchte ich etwa den Inhalt zu vergeſſen, noch ehe mein Gedächtniß ſchwach geworden? will ich etwa aus der abgeblätterten Blume meiner Liebe ein pot-pourri machen und mich an dem Duft der welken Blätter in ſpätern Jahren erfreuen? will ich etwa in ſpätern Jahren, wenn mein Haar grau iſt wie mein Leben, dieſe Zeilen nachleſen und bedächtig dazu ſprechen: „Wie ſich doch Alles entfärbt — Locken und Liebe!“ will ich mir etwa ein Dokument darüber aufſetzen, daß hinter meinen langen Nächten ein goldener Tag gelegen hat, damit ich ſelbſt nicht vergeſſe an ihn zu glauben? will ich etwa — nichts? — Richtig! ich will nichts, als einmal mit der Feder an ſie denken; oder beſſer: ich will ſie mir mit der Feder vergegenwärtigen in ihrer äußern Erſcheinung, wie ich das mit dem Pinſel, mit dem Stift ſo viel hundert Male gethan; denn an ſie denken .... wozu? man denkt an das Entfernte, und ſie iſt ja immer da. O, Vinzenze! ...

Nein, nicht meine Klagen will ich niederſchreiben! die ſind ſo ſchwarz, daß ſie ihr Bild umnachten könnten, glaub' ich! Und dann hat ja auch die Klage nichts mit ihr zu thun. Bei ihr war das Glück. Die alten Ditmarſen waren verſtändige Leute, nahmen zu den Hochzeitsfeſten immer ihr Leichentuch mit, wohl wiſſend,

daß es dabei nicht ohne Blutvergießen abgehe. Warum wickelt ſich der Menſch nach den hohen Feſten des Lebens nicht ſchweigend und ſtolz in ſein Leichentuch? ſoll denn das Gaſtgebot ewig währen, oder wenigſtens ſo lange, bis auf den Rauſch des Entzückens der ſchaale Moment der Ernüchterung folgt? Beſſer den Kryſtallkelch zerſchmettert ſehen, aus dem ich Nektar getrunken, als in andrer Hand und mit gemeinem Landwein gefüllt, oder in der meinen — aber leer.

Eine höhere Macht, als die unſers Willens beherrſcht unſer Schickſal, eine höhere Macht, als die unſrer Vernunft, giebt unſerm innerſten Weſen die Richtung. Woher ſtammt dieſe Macht und dieſe Kraft? fließt ſie aus geheimnißvollen Conſtellationen? gehört dazu ein beſondres Zuſammentreffen von Umſtänden, von Jahr, Tag und Stunde? kann es erbärmlicher Zufall ſein, daß beim Anblick eines Weſens unſer Herz ſo mächtig ſchlägt, wie nie vorher und nie nachher? Die Liebe verachtet den Zufall; weil das Geliebte ihr ein Göttliches iſt, ſo wird es ihr zum Boten einer göttlichen Sendung und eines göttlichen Willens. Es war genug der knabenhaft oberflächlichen Exiſtenz, genug des Lebens ohne Nerv, des Genuſſes ohne Entzücken, der Freude ohne Verklärung. Die erſte Jugend lebt ein Blutleben, warm, roſig, beſinnungslos; und dazwiſchen, ſeltſam genug! ein kühles Verſtandesleben, das, weil es nichts aus Erfahrung weiß, Alles raſch und ſcharf beurtheilt, annimmt, verwirft; denn man iſt ſehr ſtreng, ſo lange man ſich ſtark — und ſehr

einfältig, ſo lange man ſich klug wähnt. Dieſe zwei Sorten Leben machen den jungen Menſchen ungemein glücklich, wahrhaft triumphatoriſch, denn er kennt ſich nur als Sieger — nach außen wie nach innen. Das geht ſo fort, bei dem Einen kürzer, beim Andern länger, bis der alte Zuſtand nicht mehr genügt, bis man ſich langweilt bei all dem Glück, das nicht befriedigt, bei all den Opfern, die nichts koſten. Dann werden zuweilen ungeheure Thorheiten gemacht, bloß um der Langeweile zu entgehen. Ich machte in dieſem Lebensabſchnitt ſtatt der Thorheit — eine Reiſe. Ich war meiner ſämmtlichen Verhältniſſe, gute Freunde und Geliebte inbegriffen, ſo fürchterlich ſatt, daß ich meinen Onkel beinah fußfällig bat mir Urlaub auf ſechs Monat zu geben. Er hatte tauſend Gründe dagegen, hauptſächlich den: da er mit Freuden ſähe, daß die Vernunft allmälig die Oberhand bei mir gewinne, ſo ſolle ich ihr erſtes Dämmern nicht auf Reiſen verwirbeln, ſondern dazu anwenden meine Carriere günſtig zu geſtalten: jetzt könne er mich vortheilhaft in Berlin anſtellen, indeſſen ich nach ſechs Monaten vielleicht in die lithauiſchen Sümpfe oder die pommerſchen Wüſten wandern müſſe. Ich ſchwor mit Allem zufrieden zu ſein, ſogar mit Pommern, — und reiſte ab. Woldemar M. mit mir.

London, Paris, die Pyrenäen, das ſüdliche Frankreich, die Schweiz und Oberitalien durchſtürmte ich in fünf Monaten, mit einer Haſt, mit einer Ungeduld, die meinen Gefährten faſt zur Verzweiflung brachten —

nämlich wenn er grade müde war. War er das nicht, ſo fühlte er ſich ſehr gegen mich verpflichtet, daß ich ihm ſo ſehr viel mehr zu ſehen verſchaffe, als worauf er gerechnet; denn wir wollten von Paris nach der Schweiz und dann heim durch Süddeutſchland. Aber ich kannte Süddeutſchland und durſtete nach etwas Neuem. Indeſſen war Woldemar nicht zu bewegen von Mailand nach Florenz zu gehen; er wollte ſich nicht tiefer in den Süden locken laſſen und beſtand auf Venedig. Wir hatten nur noch vier Wochen Urlaub; wir gingen nach Venedig.

Kaum hatte ich meinen Fuß in dieſe zauberhafte Stadt geſtellt, ſo verfiel ich in eine Art von träumeriſcher Extaſe — Waldemar ſagte: von Apathie. Ich antwortete:

„Venedig iſt dermaßen aus aller Proportion mit dem, was wir bis jetzt geſehen, daß es auch ganz anders aufgefaßt und genoſſen ſein will. Bis jetzt ſind wir umher gerast, nun wollen wir ausruhen und man muß weder Herz, noch Seele, noch Nerven, noch ſonſt Etwas haben, um hier etwas Anderes zu begehren.“

„Wir haben aber noch außerdem Augen, entgegnete Woldemar verſtändig, und wir ſind gekommen, um zu ſehen: alſo wollen wir ſehen.“

„Gut, ſagt' ich, ſo nimm mich ins Schlepptau, und laß mich nur friedlich in unſrer Gondel liegen, während Du durch Kirchen- und Gemälde-Gallerien rennſt.“

Und ſo geſchah es. Ich lag ein Paar Tage faſt

ununterbrochen in der Gondel, selig wie ein Kind in der Wiege.

Eines Morgens stand ich im Fenster unsers Gasthofs, des Leone biancho am Canal grande, und that nichts, wie gewöhnlich. Woldemar war noch mit seinem Anzug beschäftigt, daher hatten wir noch nicht unser Tagewerk begonnen, und ich sah den Canal hinauf und herab. Ich weiß nicht, warum mein Auge auf dem Balcon des Nachbarhauses haften blieb; zwei große Orangenbäume und das Fußende einer purpurrothen Chaiselongue standen auf demselben, weiter nichts. Aber ich sah starr hin, wie man das gedankenlos oder gedankenvoll zu thun pflegt; ob ich das Eine oder das Andre war, hab' ich vergessen; doch nicht, daß ich zusammenfuhr, als plötzlich zwei Füße und der Saum eines schwarzen Atlaskleides auf der Chaiselongue erschienen.

Es liegt ungemein viel Physiognomie in den Füßen, viel mehr, als in den Händen. Die Hände werden so sehr gemißbraucht, auf Coquetterie eingeübt, durch Kunstfertigkeit verdorben, das Klavierspiel macht die Finger zu kleinen Kolben — selten rettet eine Hand ihren ursprünglichen Character aus der Verflachung des täglichen Gebrauchs; und wenn sie das thut, so ist sie nicht das, was man eine schöne Hand zu nennen pflegt. Die muß fett, rund, glatt, weiß sein wie Marmor, mit bläulichem Geäder durchschimmert. Ich hab' einen Widerwillen dagegen, mich fröstelt, wenn ich daran denke sie anzurühren; sie hat etwas von der Glätte der Schlange, von der Kälte des Fisches, und

zuweilen denk' ich gar: wenn Gänſe keine Flügel hätten, würden ſie ſolche Hände haben. Der Fuß iſt primitiver geblieben. Mag die Fürſtin ihn verzärteln und die Bäuerin ihn verderben, wird er dort welk und hier hart — dennoch muß er den Leib ſtützen, tragen, wenden, iſt eins mit ihm wie der Sockel mit der Säule, und ſein Auftreten, ſeine Haltung entſprechen dem Character der Beſitzerin. Hätte ich nur Luſt zu gründlichen Studien, ſo würde ich dem Schädelſyſtem mein Syſtem über die Analogie des Fußes mit dem Character gegenüber ſtellen, und es würde wenigſtens darin groſſe Aehnlichkeit mit der Craneologie, und überhaupt mit allen geiſtreichen Syſtemen haben, daß es nicht unfehlbar iſt. Aber grade die Modificationen, die es erleidet, geben ihm ſeine Bedeutſamkeit. Himmel! die Einförmigkeit ohne Ausnahme wäre ja wie das ſtarre Fatum; ich glaube an ſeltſam wechſelvolle Fügungen!

Jene zwei Füße waren gleich denen der Gazelle zum Lauf durch die Wüſte eingerichtet: ſchlank, behende, energiſch, kein Fleiſch, nur Nerv, und ſo zart dabei, daß mir war, als müſſe ich ihnen meine Hände als Teppich unterbreiten. Die Art, wie ſie auf der Chaiſelongue erſchienen, war im Einklang mit ihrer reinen Form; und wie ſie da lagen, ebenfalls. Die Frau hatte ſich raſch niedergelegt, nicht langſam einen Fuß dem andern nachgezogen, nicht bequem ſie gebettet, nicht daran gedacht ihr Kleid anſtändig oder graziös zu drapiren; aber die Füße lagen da feſt über ein-

ander gekreuzt, zierlich mit den Spitzen ſich berührend, und das Kleid bedeckte ſie bis zur Biegung. Es lag eine Sittigkeit, eine Gewohnheit der Dezenz in dieſer Attitude, die mein Herz erfreuten. Die unbeachteten, die allergewöhnlichſten Bewegungen des Weibes, hängen mit ihrer Seele zuſammen. Ich glaube, wir würden uns häufiger erſchrecken als freuen, wenn wir Frauen in ihrem Schlafzimmer einſam belauſchen dürften. Jene Stellung der Füße verbietet, daß die des Körpers plump, unbeholfen, disgraziös, unanſtändig ſei: er liegt ſtill und ruhend da. Sie waren mit ſchwarzſeidnen, durchbrochenen Strümpfen bekleidet, durch welche die Haut blaßröthlich ſchimmerte und mit Schuhen von ſchwarzem Maroquin. Keine Pantoffeln! früh um acht Uhr und keine Pantoffeln! die Frau hatte ſich nicht verweichlicht und trug keine zu enge Schuh. Ich dachte, ob es etwa ein junges Mädchen ſei; doch dazu war der Fuß zu entſchloſſen! trotzige Mädchenfüße hab' ich geſehen — keinen feſten: ſie ſind immer der Wendung gewärtig. Dann dachte ich, ob ihr Zimmer nicht voll Menſchen ſein könne, voll Männer .... ein Gemahl, ein Paar Brüder, ein .... —

Woldemar weckte mich aus meinen Betrachtungen durch die Frage, ob ich fertig ſei. Vielleicht hätte ich Nein! geſagt, wenn nicht der Gegenſtand meiner Aufmerkſamkeit von der Chaiſelongue plötzlich verſchwunden wäre, leicht und nachläſſig. Ich nahm ſchweigend meinen Hut: wir gingen hinab, und als wir unten einen Augenblick auf unſre Gondel warteten, hatte ich

grade Zeit, um vor dem Nebenhauſe eine Gondel und meine Unbekannte gewahr zu werden, die von der Treppe der Thür in ſie hineinſtieg. Damals herrſchte nicht die gegenwärtige Mode der ſchleppend langen Kleider, die den Gang hindern, und mir vorkommt, wie jener weite Mantel unter den der verzauberte Prinz ſeine ſchauerlichen Marmorfüße verſteckte. An den zarten Fuß meiner Unbekannten ſchloß ſich der ſchlanke Knöchel. Mehr ſah ich nicht. Ihre Gondel ſtieß ab, und ihr Geſicht war von einem weißen Hut mit langem Schleier verſteckt. Aber an dem Fuß werd' ich ſie erkennen, ſprach ich tröſtend zu mir ſelbſt, erwachte urplötzlich aus meiner Apathie, und betrachtete zu Woldemars inniger Freude einige Kirchen mit großem Intereſſe, denn ich hoffte aus jeder Kapelle meine Unbekannte hervortreten zu ſehen. Das war aber nicht der Fall, und mit einer unſäglichen Oede im Herzen, oder in den Gedanken, oder in der Phantaſie — alſo überall, fuhr ich an Woldemars Seite dahin. Der Tag verging ſo. Es fing an zu dämmern, als eine Gondel, aus welcher Muſik erſcholl, die unſre überholte: zwei Singſtimmen und eine Guitarre. Nie hörte ich ſolche Einheit und ſolche Verſchiedenheit der Stimmen des Ausdrucks! Der Mann ſang Tenor, heiter, fröhlich, jubelvoll, in Luſt ſich badend wie ein goldnes Fiſchlein im Meer; die Frau ſang tiefen, vibrirenden Alt, der ſich dem Tenor anſchmiegte mit einer Liebesſehnſucht, mit einer demüthigen Reſignation, mit einer grandioſen Selbſtaufopferung, die mich für

ſie zittern machte; denn der Mann hatte nicht ihre Kraft! ihm war die Liebe Spiel, und ihr Ernſt. Sie wußte das noch nicht; vielleicht ahnte ſie es, ohne es einzugeſtehen, und ſchmiegte ihm im Geſang ihre Seele an, um die Ahnung zu übertäuben.

„Laß uns der Gondel folgen!“ bat ich Woldemar. Er war ſo überraſcht durch die Schönheit der beiden Stimmen, daß er rief: „Gern! gern!“ und nur nach einem Augenblick des Beſinnens hinzufügte: „Aber wir wollten ja in die Fenice.“

„Später! ſagt' ich; wir haben noch viel Zeit.“ Und wir folgten dem klingenden Schiffchen. Beide Sänger nahmen abwechſelnd die Guitarre, man hörte es deutlich: er ſpielte immer ein brillantes Accompagnement, neckend, ſcherzhaft, muthwillig oder feurig und wild, wie es ſich zum Geſange ſchickte: ſie griff nur einzelne Accorde, aber ſo brauſend, ſo erſchütternd, daß in den wenigen Tönen eine Welt von Muſik und von Leidenſchaft ſich offenbarte. Plötzlich fuhr es mir durch den Kopf: Wenn die Unbekannte von heute früh die Sängerin wäre? die Hand mit den mächtigen Accorden — die Stimme mit dem vibrirenden Klang — paſſen zu der Energie des Fußes! .... — Und wie man es treibt, wenn man von einem Gedanken dominirt wird: nach fünf Minuten war ich überzeugt, daß die Frau, mit der ich mich den ganzen Tag beſchäftigt hatte, jetzt unſichtbar vor mir dahinziehe, glücklich an der Seite eines geliebten Mannes. Sehr glücklich! Zuweilen verſtummte Geſang und Guitarre .... ſie

hatten Recht! ich wunderte mich, wenn die Muſik wieder anhob. Mir graute vor der Fenice! vor den geſchminkten Geſichtern, der karikirten Leidenſchaft, den hirnloſen Fiorituren der Theaterwelt! Hier, vor meinen Augen, und doch unſichtbar, ſpielte ſich wahrſcheinlich der Act einer Tragödie, die das hatte, was Theilnahme einflößt: Wahrheit und Leidenſchaft. O die Glücklichen! ſie beſaßen Alles, was die Liebe bedarf: das Geliebte, Einſamkeit, Muſik, ſtille Nacht!

Endlich hielt die Gondel an einem öden Ufer. Zwei Geſtalten in ſchwarzen Mänteln ſchlüpften heraus; man hörte das Kniſtern ihrer Schritte im Sande; dann verſchwanden ſie.

„Was iſt dies für ein Ort?“ fragte ich unſern Gondolier.

„Der Lido mit dem Gottesacker der Juden“, antwortete er und ſchlug ein Kreuz.

Dahin gingen ſie! doch warum nicht? die Liebe fürchtet weder Geſpenſter noch Tod! kein Krieger- kein Heldenherz iſt ſo tapfer als ein liebendes. Während ich in ſolche Gedanken mich vertiefte, heimlich mich wundernd, daß ſie alle, alle, mit meiner Unbekannten in Zuſammenhang waren, hatte Woldemar den Gondolier zur eiligen Rückfahrt angetrieben und wir erreichten das Opernhaus. Es war gedrängt voll. Ich ſtand im Parterre und muſterte die Logen, in denen ſchöne Frauen Beſuche empfingen und ſich wenig um die Oper kümmerten. Mir gefällt dieſe italieniſche Sitte, die einen unbehaglichen Logenkäfig zum Salon, und ein Paar

tauſend Menſchen rings umher zu deſſen Tapeten macht. Ich hatte mich an eine Loge des erſten Ranges gelehnt und den Halbkreis mir gegenüber betrachtet; nun wendete ich den Kopf, um den Logenhalbkreis hinter mir zu überſehen — da funkelten zwei Sterne über mir, ſo hell, ſo nah, daß ich unwillkürlich einen Schritt zurücktrat, um bequemer in die Loge und in die Augen hineinblicken zu können. Es ſaß eine einzige Frau in dieſer Loge, die, zwiſchen dem Gedränge in den übrigen, wie eine Zelle oder eine Kapelle ausſah — ganz wie es ſich ſchickte für dieſe Inhaberin. Himmel! welch ein Antlitz! Eine Göttin — das iſt zu kalt! ein Engel — das iſt zu abgebraucht! eine Heilige — das iſt zu fremd! nun denn: Göttin, Engel und Heilige hätten das Antlitz dieſer Frau haben müſſen, wenn ſie den Erdkreis zu ihren Füßen ſehen wollten. In dieſem Ebenmaß der Züge, in dieſem glanzvollen und doch ſo milden Colorit, in dieſen zarten, blonden Locken, die leicht an den Wangen herabrieſelten, lag Schönheit genug, um jeden Blick zu feſſeln; aber ihr Auge! aber ihr Lächeln! denn ſie lächelte zuweilen vor ſich hin, himmliſch zerſtreut, wie da Vinci's Bilder; ſie ſah nichts und niemand dabei an, ſie lächelte in ſich hinein! .... Und ihr Auge, groß und glänzend, daß man es für einen dunkelblauen Diamant hätte halten können, wenn es nicht weich wie Sammt geweſen wäre, hatte einen wunderbaren Blick von oben herab, wie der Sonnenſtrahl fällt. — Ich glaube, ich bin etwas aus meinem Vorderſatz herausgefallen!

gleichviel! es iſt ein Symbol des Eindrucks, den dieſe Frau auf mich machte. Ich ſtand und ſtand, und ſah ſie an, mein Blick ſchlief auf ihrem Antlitz ein. Der ihre ſtreifte bisweilen über das Kopfmeer im Parterre dahin, ſie bemerkte den Einzelnen nicht, und würde ihn auch gewiß nicht beachtet haben, wenn ſie ihn bemerkt hätte. Die Oper beſchäftigte ſie; in den kurzen Zwiſchenacten ſpielte ſie mit ihrem großen, grünen Tafftfächer.

Das Gedränge hatte mich von Woldemar entfernt. Kurz vor dem Schluß fand er ſich wieder zu mir heran, folgte der Richtung meiner Augen und ſagte:

„Eine auffallend hübſche Perſon, nur zu mager.“

„Wer“? fragte ich. Ich konnte mir nicht vorſtellen, daß dies Lob und dieſer Tadel ihr gelten ſollten.

„Nun eben die, welche Dir auffällt!“ antwortete er lachend. „Venedig war ehedem berühmt wegen ſeiner ſchönen Courtiſanen — ich habe keine Spur mehr davon gefunden, vielleicht biſt Du glücklicher geweſen.“

Ich war wie von einem kalten Schlag getroffen. Der Vorhang fiel, ich ſtürzte fort, ich wollte ſehen, wo ſie blieb, was aus ihr ward.

Woldemar ſchrie: „Wohin? wohin?“ — Ich rief: „Warte am Ausgang fünf Minuten auf mich, und bin ich dann nicht dort, ſo fahr' nach Hauſe!“ — und rannte in den Corridor, der zu ihrer Loge führte.

Eine Thür ging auf, ſie trat heraus. Sie hatte jetzt einen weißen Hut aufgeſetzt, er kam mir bekannt vor! mein Blick glitt über ihr ſchwarzes Atlaskleid auf ihre Füße — ſie war es! ſie! meine Unbekannte! Mich überfiel eine unendliche Freude, weil .... nicht ſie in jener Gondel geſungen hatte. Sie trug durchbrochene, ſchwarzſeidene Handſchuh, und hielt in den ſchlanken Händen ihren grünen Fächer, einen Operngücker, ein Taſchentuch, ein Libretto — augenſcheinlich zu viel, denn als ein alter Diener mit weißem Haar ihr einen Mantel umhing, entglitt ihr der Fächer. Blitzſchnell hob ich ihn auf und reichte ihn ihr wieder. Sie nahm ihn, ſagte: „Grazie tante!“ wie jemand, der an Dienſtleiſtungen gewöhnt iſt, ohne den anzuſehen, der ihm den Dienſt leiſtet, und ging vornehm gleichgültig durch die Menge, der alte Diener hinter ihr, ein Lohnlakai, der ihr Platz machte, voran. Er rief nach der Gondel der Illustrissima — und mit einem unbeſchreiblichen Gefühl von ſeliger Zufriedenheit ſuchte ich Woldemar auf, der mich anſah und fragte:

„Was iſt Dir denn für ein Glück widerfahren? hat man Dir ein Rendezvous gegeben?“ — Ich war in ſo heitrer Stimmung, daß mir all ſeine ſchlechten Späße keinen Aerger machten, ſo intolerant ich ſonſt gegen ſie bin. Spaß muß friſch, tüchtig, meinetwegen derb, nur nicht matt ſein. Hat man dazu nicht die Courage, ſo laſſe man es bleiben.

Am nächſten Morgen ſprang ich aus dem Bett

ans Fenſter und blickte nach ihrem Balcon. Die Orangenbäume waren da, die Chaiſelongue auch; ihre Füſie nicht. Dafür trat ſie ſelbſt plötzlich auf den Balcon, drückte ihr Geſicht lieblich in einen Blüthenzweig, pflückte dann einen kleinern, befeſtigte ihn in ihrem Gürtel, und ließ mir ungefähr drei Minuten Zeit ſie zu betrachten. Es fiel mir ſchmerzlich auf, daß ſie ſo blaß war. Geſtern Abend die ſchönſten Farben, heute blaß! .... ſie mußte krank ſein. Es fiel mir nicht ein, daß ſie ſich geſchminkt haben könne. Und mager war ſie auch — Woldemar hatte Recht! Doch das iſt in meinen Augen kein Fehler; nicht bloß bei ihr: überhaupt! Ich kann's nicht leiden, daß das Blut langſam genug fließe, um breit und bequem Fleiſch zu werden. Nur muß es die rechte Magerkeit ſein.

Manche Frauen ſind koloſſal groß und eben ſo mager, mit gewaltigen Gliedern und Bewegungen; die erinnern mich an Telegraphen. Andre ſind kleiner, aber in ihrer Magerkeit herrſchen die Knochen vor und machen ihre Bewegungen hart, eckig, abgebrochen; die erinnern mich an Heuſchrecken. Wo wenig Fleiſch iſt, müſſen zarte Knochen ſein, damit die Formen rein und weich bleiben, damit die Bewegungen ſanft ſeien und nur an Leichtigkeit gewinnen, damit man nicht an Mangel — ſondern an Vergeiſtung der Schönheit denken dürfe: und ſo war dieſe Frau. Ihr Gehen war Gleiten — ihr Stehen Schweben — aber ohne Unſicherheit und Schwankung. Sie glitt, ſie ſchwebte

ſo ſicher wie die Himmelskönigin auf dem halben Mond durch die Wolken.

Ihre Gondel war früher da als die unſrige, und ſie fuhr fort. Wie hätte ich verſuchen können ihr nachzuſpüren, da eine Gondel genau wie die andere ausſieht! ich mußte dem Zufall überlaſſen, ob er mir das Glück gönnen würde ihr zu begegnen. Jedenfalls rechnete ich auf die Fenice, wo ich ſie am ungeſtörteſten und längſten betrachten konnte. Aber wie der Zufall launiſch iſt! als wir die Gondel vor der Kirche del Redemtore verließen, erſchien ſie in der Thür.

„Da iſt die hübſche Frau von geſtern Abend!“ rief Woldemar und berührte meinen Arm, um mich aufmerkſam zu machen, mich, der ich ſeit fünf Stunden nur nach ihr mich umgeſchaut hatte!

Sie blickte rechts und links, nachdenkend, ſinnend, als wolle ſie die Gegenſtände in ihre Seele aufnehmen; dabei ging ſie vorwärts an die Treppe, und glitt plötzlich über die erſte Stufe hinab. Eine unerträgliche Empfindung! man hat den ganzen Schreck des Fallens! Sie erſchrack auch heftig, denn das Blut ſtieg ihr in die bleichen zarten Wangen, doch ſchrie ſie nicht auf, und machte keine ungraziöſe Bewegung. Woldemar und ich waren beide raſch an ſie herangetreten, und boten ihr hülfbereit die Hand. Aber mit einer leiſen Kopfneigung ſagte ſie: „Grazie tante“, und ging zwiſchen uns durch, ihrer Gondel zu, die ich an dem alten Diener mit weißem Haar erkannte, welcher dort auf ſie wartete. Ob ſie mich angeſehen,

wußte ich nicht genau; jedoch der Ton ihrer Stimme war freundlicher als gestern, und zu meinen Füßen lag ein kleiner Zweig Orangenblüthe, der aus ihrem Gürtel gefallen war. Sie hatte ihn nicht fallen lassen, dennoch freuete ich mich über diese Huld — des Schicksals, und nahm ihn eilig auf. Er war ganz frisch. Ist ihr Herz so kalt, daß keine Blume daran welkt? fragte ich mich heimlich. Oder, setzt' ich rasch hinzu, ist es so tropisch, daß sich die Orange dort in ihrer Heimath fühlt und immer blüht? — Ich verwahrte sie an meiner Brust und sah mit Ungeduld der Opernstunde entgegen. Ich glaube, ich war der Erste im Saal. Doch wie ich wartete und spähte — sie kam nicht, ich hatte umsonst gehofft! ich war mit der Begegnung am Morgen für diesen Tag abgefunden!

Ziemlich verdrießlich und übernatürlich gelangweilt ging ich nach der Oper mit Woldemar auf den Markusplatz, wo wir gewöhnlich vor einem Café Gefrornes aßen oder Zeitung lasen oder die Menschen, welche sich dort versammelten, in Augenschein nahmen. Ich warf mich auf einen Stuhl, nahm ein Zeitungsblatt und wollte mich eben zum Lesen bequem zurecht setzen, als ich mein Auge aufschlage und sie erblicke, ganz nah, mir gegenüber! die Arme sanken mir herab, doch behielt ich die Zeitung wie einen Fächer in den Händen, hinter welchem ich sie ungestört belauschen konnte. Sie aß Gefrornes; der alte Diener stand hinter ihrem Stuhl. Ich wunderte mich, daß sie so

allein da war: ein Diener zählt nicht. Dann dachte ich wieder, es könne ihr unmöglich etwas Unangenehmes begegnen. Und wirklich begegnete ihr auch nichts. Nachdem sie ihren Becher fortgegeben, schlug sie die Arme über einander, und sah über alle Menschen und auch über mich hinweg die Markuskirche an, welche vom Mond beleuchtet wurde. Wie hätten auch die Menschen sie fesseln können! ihr Auge war wie das der Engel nur dazu bestimmt das Gute und Schöne auf der Welt zu sehen.

Eine Gesellschaft, welche die Sitze um sie her inne gehabt, erhob sich und ging fort; Männer nahmen die leeren ein. Ein ältlicher, langer, dürrer Mann betrachtete seine Nachbarin, folgte der Richtung ihres Blicks und sagte darauf:

„Una bellissima chiesa!“ — Da sie wahrscheinlich nicht glaubte, daß diese geistreiche Bemerkung an sie gerichtet sei, so gab sie keine Antwort. Da fragte er direkt: „Non e vero, Signora?“

„E vero, Signor!“ entgegnete sie lakonisch. Der dürre Mann war mit der Antwort zufrieden und setzte nicht die Unterhaltung fort. Doch ein junger, sehr elegant gekleideter, hatte sich nach ihr umgewendet, als sie jene drei Worte sagte, rückte seinen Stuhl so zu ihr heran, daß er ihr ins Gesicht sah, und begann eine französische Conversation, d. h. er sprach. Sie erwiederte keine Silbe, sie hörte nicht einmal hin, denn ihr Antlitz veränderte nicht seinen Ausdruck, ihr Blick nicht seine Richtung: es war, als gehe sie

das Alles gar nichts an, bis ſie zuletzt langſam aufſtand und zu ihrem alten Diener ſagte:

„Nach Hauſe gehen!“

In meinem ganzen Leben hab' ich mich nicht ſo geſchmeichelt gefühlt ein Deutſcher zu ſein, als in dem Momente! Wir waren Landsleute! Ich glühte vor Patriotismus wie ein deutſcher Student, der eben ſingt: „Was iſt des Deutſchen Vaterland?“ — Ich ſprang auf und eilte zu ihr, und hatte dermaſſen alle Beſinnung verloren, daß ich ſagte:

„Gnädigſte Frau, erlauben Sie mir Sie an Ihre Gondel zu begleiten.“

Sie ſah mich äußerſt befremdet an, ſtand ſtill und ſagte: „Kennen Sie mich? Haben Sie mir etwas zu ſagen? Sie ſind ein Deutſcher .... Was wünſchen Sie?“

Es kam ihr nicht in den Sinn, daß ich mich ihr als Beſchützer anbieten wolle, und ich ſah den Moment kommen, wo ſie mich wie einen anſtändigen Bettler behandeln würde. Um dem vorzubeugen, ſagte ich ruhiger:

„Ich kenne Sie nicht, gnädigſte Frau, und wünſche nichts als Ihnen in dieſem Gedränge Platz zu machen, denn Sie ſind allein.“

„Ich danke Ihnen, mein Herr, ich habe meine Bedienten“, ſagte ſie ganz mild und ganz kalt, und neigte faſt unmerklich den Kopf zu meiner Entlaſſung. Der Alte ſtand hinter ihr, der geſtrige Lohnlakai tauchte auch irgendwo aus der Menge auf; ſie wen-

dete ſich zum Gehen. Da, als ob ihr einfiele, daß ich nur ungeſchickt, nicht unbeſcheiden ſein möchte, wendete ſie langſam das ſchöne Haupt zu mir zurück, und ſagte mit einem ganz goldnen Klang: „Grazie tante.“ Dann ging ſie wirklich, und der Markusplatz war mir verödet.

Als wir eine Stunde ſpäter unſern Leone bianco erreichten, bemerkte ich, daß ihre Fenſter hell erleuchtet waren, und ich brachte die ganze Nacht mit Planen hin, um ihre Bekanntſchaft auf eine regelrechte Weiſe zu machen. Der Gedanke von ihr für einen zudringlichen Gecken gehalten zu werden, war mir unerträglich. Mir ſchien, daß ihre gute Meinung ein Brevet der Würdigkeit verleihe. Erſt gegen Morgen ſchlief ich ein und erwachte ſehr ſpät. Mein erſter Gang war zum Fenſter, mein erſter Blick auf den Balcon. Ich rieb mir die Augen, denn ich erkannte ihn nicht. Keine Orangenbäume, keine Chaiſelongue! ein Fußteppich hing über die Baluſtrade, und nach einer Weile erſchien ein geſchäftiger Burſche und klopfte ihn aus.

„Wenn ſie weg wäre! dachte ich athemlos, und um der qualvollen Ungewißheit ſogleich ein Ende zu machen, rief ich dem Burſchen die Frage zu, ob dort Zimmer zu vermiethen wären.

„Si, Signor!“ ſagte er freundlich. Alſo fort! fort! Und wie ſollte ich ſie wiederfinden! wer war ſie? wo lebte ſie? Ich fragte den Menſchen, ob er nicht wiſſe, wohin die Dame gereiſt ſei, die hier ge-

wohnt habe. Das wußte er nicht; aber ihren Namen, einen ganz unverſtändlichen polniſchen nannte er, und fügte hinzu, ihr Mann ſei geſtern Abend gekommen, um ſie abzuholen. Und ſo war ſie fort.

Ich fiel in meine frühere Apathie zurück, der aber eine Traurigkeit beigemiſcht war, die ich ſonſt nie, wenigſtens nicht anhaltend, empfunden. Wir blieben noch acht Tage in Venedig, gingen dann über Trieſt nach Wien; doch mein Intereſſe für die Reiſe war todt. Woldemar ſagte:

„Du haſt Dich im Anfang übernommen! wir haben das Merkwürdigſte zuerſt geſehen, nun biſt Du blaſirt und nichts macht Effect auf Dich — dann biſt Du langweilig. Du begehrſt immer Excitation!“

Ich ließ ihn reden. Er iſt ein braver Menſch und mein guter Freund; doch Gott behüte mich vor Erklärungen mit ihm! Uebrigens war ich wirklich des Reiſens ganz ſo überdrüſſig, wie ich vor der Reiſe meiner Geſchäfte und Vergnügungen überdrüſſig war und ſo langte ich in Berlin an, feſt entſchloſſen mich alles Ernſtes in meine Carriere zu werfen. Darüber war mein guter Onkel eben ſo erfreut, als über meine Rückkehr, doch meinen Wunſch, nach den Rheinprovinzen geſchickt zu werden, konnte er nicht erfüllen; ich ſollte nach Poſen. Im Grunde war mir auch jeder Ort einerlei. Damals ſchon ſchlug mir mein Onkel die Heirath mit Leonoren vor.

„Ich habe Euch Beiden die frühverſtorbenen Väter, ſo gut ich konnte, erſetzt, ſagte er, und habe Euch lieb

wie meine Kinder! Kannſt Du nicht mit ihr glücklich ſein, Julian?“

„Nein, Onkel!“ antwortete ich ganz beſtimmt.

„Gut, gut! entgegnete er freundlich, ich überrede Dich nicht; aber ſie iſt noch ſehr jung, ſie wird noch ſchöner werden, ſie iſt geſcheidt, ſie iſt reich, und ich gebe Dir mein Vermögen, dann biſt Du dereinſt eben ſo reich als ſie — Du haſt Jahre vor Dir, um Dich zu beſinnen, mein Junge.“

Ich dankte ihm gerührt für ſeine väterliche Liebe, doch für die Zukunft wie für jetzt wies ich die Verbindung mit Leonoren zurück. Das Mädchen hat mir nie gefallen — wahrſcheinlich weil ſie mir gefallen wollte, ernſthaft gefallen! O arme Weiber! Wir finden Euch anziehend und liebenswürdig, wenn Ihr Alles aufbietet, was Euch an Geiſt, Güte und Grazie zu Gebot ſteht, um uns ein Paar Stunden oder Tage zu amüſiren. Wollt Ihr aber dieſe Gaben anwenden, um uns dauernd zu feſſeln, ſo verlieren ſie allen Reiz, allen Werth in unſern Augen!

Ich fuhr mit dem Eilwagen nach Poſen. Sylvio R., mit dem ich damals ſehr liirt war, und der nach Königsberg reiſen mußte, machte meinetwegen den Umweg über Poſen. Zwei Frauenzimmer waren unſre Reiſegefährtinnen: eine kleine ſechszehnjährige Perſon, die, eben aus dem Luiſenſtift entlaſſen, eine Stelle als Erzieherin in der Gegend von Poſen antreten wollte — ein Gänschen, wenn ich je eins gekannt habe! das Ludovike hieß, und uns unerhört amüſirte; und eine

ältliche, ſanft und verſtändig ausſehende Frau, die mit niemand ſprach, um nichts ſich bekümmerte, und ſehr einfach, aber ordentlich gekleidet war, indeſſen Fräulein Ludovike einen roſenfarbenen Florhut trug, über den ein ſtaubiger Berliner Sommer triumphirend dahingezogen war. Den elterlichen Namen dieſes Gänschens hab' ich vergeſſen; doch das fürchterliche Ludovike, das man mit aufgeblaſenen Backen anheben und mit dem eigenſinnigen Anhängſel „ike" beenden muß, hat ſich mir eingeprägt.

Die Zungenfertigkeit und die oberflächliche Vielwiſſerei dieſes Perſönchens begann uns läſtig zu werden, als ſie zwei Stationen dieſſeit Poſen den Eilwagen verließ, um ihrer neuen Beſtimmung entgegen zu gehen. Ich blieb ſo gut wie allein mit Sylvio, denn die ältliche Frau rechneten wir nicht; und, nachdem wir viel über ſeine damals ſehr verwickelten Angelegenheiten geſprochen, fragte ich ihn:

„Du kennſt ja alle Welt: weißt Du nicht, ob Präſident Sonsky verheirathet iſt?"

„Freilich! entgegnete er, Gräfin Vincenze Norfelt hat ſich herabgelaſſen, den bourgeois-gentilhomme mit ihrer hochgebornen Hand zu beehren."

„Warum denn? iſt ſie alt und garſtig?"

„Keineswegs! aber er iſt reich. Sie war ſchon zweimal verlobt mit Männern, die ich beide kenne, aber ſie hat jedesmal mit ihnen gebrochen, nachdem ſie genaue Auskunft über das Vermögen ihrer Prätendenten erhalten. Andre ſagen, es ſei aus Launenhaf-

tigkeit geſchehen; das glaube ich aber nicht. Frauen haben immer ihre heimlichen Berechnungen, und der alte reiche, eitle Präſident iſt gewiß ein ſehr bequemer Ehemann."

„Iſt das ſo? rief ich lachend; mein Onkel hat ihn mir als einen tüchtigen Arbeiter und ehrenwerthen Mann genannt."

„Das ſtreit' ich nicht, entgegnete Sylvio, mais l'un n'empêche pas l'autre, um ſo mehr, da er funfzig Jahr alt iſt, und ſie fünfundzwanzig."

„Kennſt Du ſie?"

„Nicht perſönlich", ſagte Sylvio.

Zu unſerm unbeſchreiblichen Erſtaunen hub die ſchweigſame Frau zu mir gewendet an:

„Hätte dieſer Herr die Ehre Frau von Sonsky perſönlich zu kennen, ſo würde er in einem andern Ton von ihr ſprechen. Von Allem, was er geſagt hat, iſt nichts wahr, als daß ſie zweimal ihre Verlobungen gebrochen hat."

„Alſo doch!" rief Sylvio.

„Woher kennen Sie Frau von Sonsky ſo genau?" fragte ich.

„Ich war die Kammerfrau ihrer Mutter und bin jetzt in ihrem Dienſt." Sie ſagte dies Alles ſo beſcheiden, ſo ruhig, daß ihre Worte viel mehr Eindruck auf mich machten, als Sylvios. Der ſagte auf engliſch zu mir:

„Wie glücklich, daß ich nicht an Deiner Stelle bin! dieſe Zofe würde mir ſehr bei ihrer Gebieterin

ſchaden." — Dann ſprachen wir von andern Dingen, und erreichten bald darauf Poſen beim heftigſten Schneegeſtöber. Es war der letzte Abend des Jahrs; wir verplauderten ihn behaglich beim Champagner. Mir war leicht zu Sinn. Ich ging recht muthig in das neue Jahr und die neuen Verhältniſſe hinein.

Als ich ein fingerlanges, engliſches Portefeuille aus meiner Bruſttaſche zog, um eine Notiz für Sylvio herauszuſuchen, fiel mir ein kleiner trockner Orangenzweig in die Hand. Es war der aus Venedig. Ich hatte ihn ganz vergeſſen, doch nicht ſeine ehemalige Beſitzerin, wie man auch nicht eine griechiſche Statue oder ein Rafaeliſches Gemälde vergißt. Ich hielt das Zweiglein an die Flamme des Lichts, und ließ es langſam aufkniſtern.

„Was machſt Du da? fragte Sylvio befremdet; iſt es ein Symbol, daß Dir eine ſüße Hoffnung in Rauch aufgegangen?"

„O nein, entgegnete ich; ich mag nur nicht, daß liebliche Erinnerungen zu Staub werden, wie welke, zerfallende Blumen."

„Brachteſt Du ſie von Deinen Reiſen mit? erzähle doch."

Ich erzählte; doch das Rechte nicht — ich weiß nicht, warum.

Am andern Morgen fuhr Sylvio nach Königsberg, und ich eilte mich meinem Präſidenten, Herrn von Sonsky, vorzuſtellen. Ich fand einen ältlichen Mann mit einem wohlwollenden Geſicht und affablen Manieren,

die aber etwas zu protectorisch waren, um angenehm — und zu schwerfällig, um vornehm zu sein. Sylvios Epithet „der eitle Präsident“ und „le bourgeois-gentilhomme“ fielen mir nur bei diesen Manieren und seiner Sprachweise ein; was er sagte, war gut, wohlmeinend und verständig, nicht geistreich und nicht oberflächlich. Sein Haus war in dem Styl eingerichtet, den man comme il faut zu nennen pflegt; und der durchaus den Prunk ausschließt, womit Emporkömmlinge sich zu umgeben pflegen. Ich fand, daß Sylvio nach seiner gewohnten Weise arg übertrieben habe. Am Schluß meines Besuchs lud er mich zum Diner ein und setzte hinzu: „Dann werd' ich Sie auch meiner Frau vorstellen.“

Nachdem ich eine Masse Besuche bei allen Personen gemacht, mit denen ich in Verbindung trat, ging ich um vier Uhr zum Präsidenten. Ich hatte mir vorgestellt, daß ein Diner bei ihm am Neujahrstage ein glänzendes sein würde, und so war es denn auch. Wenigstens vierzig Personen befanden sich im Salon, als ich eintrat. Herr von Sonsky stand der Thür nah, und führte mich zu einer Damengruppe, die am Kamine die Frau vom Hause umgab. Sie wendete uns den Rücken zu. Als ihr Mann sagte:

„Liebe Vincenze, hier bringe ich Dir den Herrn von Ohlen“ — kehrte sie sich langsam um, und ich wäre fast in die Knie gesunken vor freudiger Ueberraschung, denn ich stand vor meiner Unbekannten. Sie sah mich klar an mit ihren diamantenen Augen und

ſagte nur: „Willkommen!“ — denn zwei Damen traten ein, ſie ging ihnen entgegen und ich zog mich zurück.

Wer hat nicht einen Brief, einen Schlüſſel, ein Papier mit Angſt und Unruh geſucht und wieder geſucht, und dann die Hoffnung des Findens gänzlich aufgegeben, wenigſtens immer ſich wiederholt: Ich find' es nicht mehr, es iſt verloren! — und auf einmal liegt es unter ſeiner Hand. Nun, dies frohe Gefühl, in dem Maaß erhöht, als eine Perſon wichtiger iſt als ein Brief, zog in meine Bruſt. Als ich zufällig in einen Spiegel ſah, ſtaunte ich ſelbſt über mein glückſtrahlendes Geſicht. Nicht einen Moment verlor ich Vincenze aus den Augen: ich glaube, alle Uebrigen müſſen mich für ſtupide an dieſem erſten Abend gehalten haben, denn ich wurde hie und da vorgeſtellt, ich traf die Perſonen wieder, die ich am Morgen beſucht [illegible] und ich war von einer Zerſtreutheit, daß mir der Kopf wirbelte; ich wollte nichts hören, nichts wiſſen, als das Eine: ob ſie mich für einen unbeſcheidenen Gecken halte, oder nicht. Ich hatte keine Gelegenheit mich ihr zu nähern; es waren wichtige Leute und vornehme Leute da, und ich war ein unbedeutender Menſch, ich mußte mich begnügen ſie aus der Ferne zu bewundern. Das that ich denn. Gott! wie ſie ſchön war! viel, viel ſchöner als in Venedig, denn das ſchwarze Kleid war zu hart für ſie; jetzt trug ſie eins von weißem Cachemir, auf ihren zarten Locken ein kleines Barett von weißem Kreppflor, und um den Hals eine

weiße Boa. War es die weiße Kleidung, das Schwebende der Gestalt und die Bewegungen, das Aetherische der ganzen Erscheinung, genug ich fand eine unglaubliche Aehnlichkeit zwischen ihr und dem Staubbach im Thal von Lauterbrunnen. Ja, der Staubbach, den ich vor zwei Jahren wiedersah, ist die alleinzige Erscheinung gewesen, die mich je an Vincenze erinnert hat und an sie erinnern wird.

Nach dem Diner trat sie zu mir heran und fragte mit unbefangner Freiheit:

„Wo hab' ich Sie gesehen, Herr von Ohlen? Sie sind mir bekannt."

„Wenn ich es sage, werden Sie mir nicht zürnen?"

„Haben Sie mir dazu Veranlassung gegeben?"

„Vielleicht absichtlos."

„Dann zürne ich nicht! .... Also, wo sah ich Sie?"

„In Venedig, gnädigste Frau."

„Ah, auf dem Markusplatz" .... —

„Da sahen Sie mich! ich sah Sie in der Fenice, auf den Stufen der Kirche del Redemtore, auf Ihrem Balcon" .... —

„Dann sind wir ja alte Bekannte", unterbrach sie mich, und erzählte mir, daß ihr Mann sie einige Tage in Venedig gelassen und eine Fahrt nach Triest gemacht habe, allein — weil sie die Seefahrten nicht liebe. Wir sprachen noch viel von Venedig. Ich fühlte mich befreit und in mein Gleichgewicht zurückversetzt. Das Glück, welches mich später in ihrer Nähe wie ein Strom überbrauste, fing an seine Wellen um

mein Herz zu ſchlagen. — Die Tage der Seligkeit begannen.

Ich kann nicht Schritt vor Schritt der Entwickelung meiner Liebe nachgehen. Mir ſcheint ſogar, daß ſie ſich gar nicht entwickelt hat, ſondern daß ſie fertig da lag, feſt und ſtark, wie ein geharniſchter, ſchlafender Krieger, der ruhig aufſteht, wenn die Schlachtmuſik ihn ruft, und der da iſt für Leben und Tod. So war meine Liebe da. Ich täuſchte mich nicht darüber, ich erſchrak auch nicht darüber — ich liebte ſie fort. Was gewann ich? was beſaß ich? — O, all die derben Handgreiflichkeiten der Exiſtenz, welche die Menſchen Freude und Genuß getauft haben, um dieſe Baſtarde des Glücks ſchicklicher Weiſe bei ſich aufnehmen zu dürfen — alle, alle, würd' ich hingeben, wenn ich nur einen einzigen Moment in ihr Auge ſehen dürfte, wie damals. Bah! es iſt Wahnſinn eine Frau ſo zu lieben, die mir nie geſagt hat: Ich liebe dich! Aber Andre haben es mir geſagt und logen: das war Wahnſinn. Die Lüge iſt Thorheit, die Wahrheit nie. Doch nur die Realitäten ſind wahr, ſprechen die Leute. Falſch! grundfalſch! Kein Wein-, oder Ehren- oder Liebesrauſch, kein Kuß und keine Umarmung, kein Feſtmahl und kein Jubellied dauert ewig; iſt denn das wahr, was vergänglich iſt? O nein, nein, tauſendmal nein! nur das Unvergängliche iſt wahr.

Herr von Sonsky war äußerſt freundlich für Alle, die zu ſeinem Collegium gehörten, und eben ſo gaſtfrei für Fremde. Vielleicht gefiel ſich ſeine Eitelkeit in

dieſen patriarchaliſchen Tugenden. Gewiß iſt es aber, daß ſein Haus, Dank ſeiner Frau, zu den angenehmſten gehörte, die ich je beſucht. Er fühlte das, fühlte, wie wichtig der feine Tact, die gewandte und doch ſo nachläſſige Anmuth dieſer Frau war, und trug ſie auf Händen mit einer Andacht, mit einer demüthigen Freude die ſogar mich rührten, mich, der kein Opfer und keine Huldigung zu groß für ſie fand. Ich ſah ſie täglich. Monate lang war ich glücklich geweſen in dieſem Umgang, hatte nichts gehofft und wenig gewünſcht. Ach, es tritt ein Moment ein, da hofft man auch noch nicht, aber man wünſcht ſchon unendlich — und damit beginnen die Qualen des Glücks.

Und war ſie denn glücklich in der Verbindung mit einem Mann, der ihrem Geiſt, ihrem Herzen unmöglich genügen konnte? war ſie befriedigt durch die temperirte Wärme dieſer Ehe, ſie, die Gluth- und Feuerſeele, aus der die Flamme der Begeiſterung bei der lindeſten Berührung ſprühte? — Ich wußte es nicht; ich konnt' und konnte es nicht ergründen. O, ſie hätte nicht zu klagen brauchen, nicht mit Worten, nicht mit Blicken, und ich hätte ſie verſtanden! Nur ein Hauch von Schwermuth, nur ein Schatten von Sehnſucht auf ihrer Stirn, um ihren Mund — ich hätte es verſtanden! Aber nein! bei aller Lebendigkeit ihrer Gefühle, bei aller Aufrichtigkeit ihres Characters — durch jene immer unbefangen, durch dieſe immer natürlich — bei aller Simplicität einer reinen Seele, die keinen Ausdruck und keine Empfindung zurückhält, die ſich nicht

ſcheut in Meinung und Urtheil ihr Inneres zu offenbaren, die immer auf den Grund der Dinge geht, weil ſie gewohnt iſt auf dem Grunde ihres Weſens, wie auf dem des Meeres, Perlen zu finden: bei dem Allem war und blieb ihr Herz mir unergründlich. War es ſchon gefeſſelt, oder ganz von der Pflicht erfüllt, oder verſchmähte es meine Huldigung? Sie war ſehr freundlich mit mir, freundlicher als gegen zehn Andere; doch nicht freundlicher als gegen einen jungen Polen, der auch täglich in ihr Haus kam, und der freilich ein äußerſt geiſtreicher, angenehmer Menſch war. Obgleich ich ihn zuweilen haßte, wenn ſie länger oder lieber mit ihm als mit mir ſprach, ſo konnte ich doch nicht dem Zauber ſeiner Unterhaltung widerſtehen, und dachte oftmals, von ſeiner Liebenswürdigkeit überwunden, ſie könne mich nicht neben ihm bemerken. Dann packten mich Eiferſucht, Trotz, Muthloſigkeit; ich ging zwei oder drei Tagen nicht zu ihr; aber dann kam eine Einladung des Präſidenten, oder die Sehnſucht nach ihrem Anblick wurde unwiderſtehlich — genug, ich ſtellte mich wieder ein; und wenn ſie dann in ihren langen, zauberhaften Blick mich wickelte und ſagte:

„Sie waren recht lange nicht bei mir“ — ſo zerſchmolz aller Trotz und aller Gram meines Herzens, und ich fragte mich heimlich, ob es denn etwas Höheres zu erreichen gäbe.

Als ich eines Morgens — ich glaube, es war vor der eigentlichen Beſuchſtunde — zu ihr kam, fand ich ſie ganz in Schreiben vertieft, ſo daß ich an ihrem

Stuhl ſtand und meinen Morgengruß wiederholte, ehe ſie mich hörte und aufſah.

„Wenn ich Sie ſtöre, ſo ſchicken Sie mich fort,“ ſagte ich.

„Sie ſehen ſo betrübt dazu aus, daß mir der Muth fehlt,“ rief ſie lächelnd.

„Und was beſchäftigte Sie ſo ſehr?“ fragte ich, und etablirte mich ſo raſch wie möglich neben ihr, damit ihr kein Gedanke an das Fortſchicken komme.

„Ich überſetzte eine Stelle aus den Confessions de St. Augustin.“

„Das Buch kenne ich nicht“, ſagte ich und nahm es vom Schreibtiſch. Es war in violetten Sammt gebunden, mit goldnen Klammern und Beſchlag. Vor dem Titelblatt war eine wunderſchöne Miniaturmalerei auf Pergament, den Heiligen darſtellend in ſeiner Biſchofstracht mit den Attributen, welche die Künſtler ihm geben: in der Linken ein Buch, in der Rechten ein flammendes Herz. In den vier Ecken des Blattes waren zwei Engels- und zwei Teufelsgeſtalten, die in ihren Händen Ketten hielten, in deren Mitte auch flammende Herzen hingen; um dieſe Herzen ſchienen ſie zu ringen. Nichts war ſauberer und andächtiger gemalt, als dieſe kleine ſymboliſche Arabeske, die rund um den Rand des Pergamentblattes lief. Dies Bildchen war alt, und auch das Franzöſiſch nicht modern. Vincenze ſagte:

„Ich kenne dies Buch ſeit meiner Kindheit, wo ich es in den Händen meiner Großmutter ſah und das lieblich. Bildchen kindiſch bewunderte; ſeit meiner

Jugend, wo meine Mutter es mich verſtehen lehrte; und ſeitdem immer beſſer und beſſer durch mich ſelbſt.“

„Und was ſteht in dem Buch?“ fragte ich.

Sie nahm es aus meiner Hand, ſchlug, ohne zu blättern, eine Stelle auf und zeigte ſie mir mit dem Finger. Ich las: „Mon bonheur eût été d'être aimé aussi bien que d'aimer; car on veut trouver la vie dans ce qu'on aime.“ Die Stimme verſagte mir; nie, niemals war der tiefſte, mächtigſte Wunſch meines Herzens ſo einfach, ſo ernſt ausgeſprochen. Wieder nahm ſie das Buch und ſchlug wieder eine Stelle auf, die ſie mir mit dem Finger bezeichnete. Ich las: „J'étais misérable, car on l'est dès qu'on livre son coeur à l'amour des choses qui passent.“ Ich ließ das Buch auf meine Knie und den Kopf in meine Hand ſinken, war es Zufall, daß ſie mir dieſe Zeilen zu leſen gab? welche Antwort auf die ſtumme Frage meines Herzens — oder vielmehr, welche Deutung durfte ich ihnen geben? Nach einer Pauſe fragte ſie:

„Beſinnen Sie Sich etwa, ob der Heilige Recht hat?“

„O er hat Recht! er hat Recht!“ rief ich außer mir.

„Nicht wahr?“ ſagte ſie; und zum erſten Mal ſah ich einen Ausdruck von ſo überirdiſcher Schwermuth in ihrem Auge, daß ich überraſcht fragte:

„Und das macht Sie traurig?“

„Die Erkenntniß, wie leicht wir unſer Herz an vergängliche Dinge hängen können — ja, die macht mich traurig.“

„Und was nennen Sie vergängliche Dinge?“

„Alles, was nicht Gott iſt.“

„Gnädigſte Frau, ſagte ich lächelnd, das klingt ſehr einfach und iſt doch ſehr unbeſtimmt.“

„Nun: Alles, was ich über kurz oder lang wie Staub von mir abſchüttele — Befriedigung meiner Wünſche, ſchmeichelnde Thorheiten, Erreichung egoiſtiſcher Ziele, Leidenſchaften .... — iſt das beſtimmt genug, um von Ihnen verſtanden zu werden?“

„O ja! und zwar in der tiefſten Seele verſtanden, nämlich als wahr erkannt, als wahr empfunden. Aber es giebt ein Gefühl, das ſich wie kein andres unſers Herzens bemeiſtert, das millionenmal entweiht, doch ewig ſeine urſprüngliche göttliche Abkunft bewahrt, und das wir nicht wie Staub von uns ſchütteln“ .... —

„Ja, die Liebe!“ unterbrach ſie mich.

„Und, nicht wahr, die Liebe rechnen Sie nicht zu den vergänglichen Dingen, gnädigſte Frau?“ fragte ich faſt beklommen, denn ihr Auge lag mit einer unbeſtechlichen Klarheit auf dem meinen.

„Je nachdem ihr Gegenſtand und ihre Wirkung iſt“, antwortete ſie.

„Und was verlangen Sie von Beiden?“

„Daß ſie dem, der da liebt, die Kraft geben ſich oder die Welt zu überwinden, und ſich auf einen Platz zu ſtellen, den er ohne die Liebe nie erreicht haben würde.“

„Wenn Sie alſo in dieſer Weiſe liebten oder geliebt würden, ſo würden Sie nicht fürchten Ihr Herz an Vergängliches verſchwendet zu haben?“

„Nein! denn dieſe Liebe wäre durch ihre ewig wirkſame Kraft ewig in mir, und nur das verlange ich, aber das .... durchaus!“

„Und haben Sie ſo geliebt?“ fragte ich ſo beſtimmt, daß es faſt hart klang.

„Wenn Sie darunter die Liebe zwiſchen Mann und Frau verſtehen — nein! aber dennoch muß ich Ihre Frage bejahen, denn ich liebe ſo .... eine Frau, eine Todte .... meine Mutter. Ihre Seele hat ſich der meinen bemeiſtert, und läßt nicht zu, daß dieſe etwas thue, was ihrer unwürdig wäre. Iſt das keine Liebe, Herr von Ohlen?“

„Es iſt auch Liebe, gnädige Frau“ — ſagte ich, und hätte mein halbes Leben verſchenkt, wenn nicht ein Diener eingetreten und mehre Perſonen gemeldet hätte, die unſre Unterhaltung ſtörten. Vincenze nickte mir holdſelig zu, wie um mir zu ſagen: auf ein ander Mal! und ich blieb, um wenigſtens ihre Stimme zu hören, welche die alltäglichen Worte gleichſam vergoldete.

Man ſchlug ihr vor in das Schauſpiel zu gehen, wo am Abend ich weiß nicht mehr welche Poſſe gegeben werden ſollte. Sie willigte ein. Ich wußte, daß dergleichen Poſſen ſie tödtlich langweilten und fragte:

„Aber wollten Sie nicht heut Abend ein Paar dringende Beſuche machen?“

„Mein Gott, Herr von Ohlen, rief eine der Damen ganz ungeduldig, warum ſuchen Sie Frau von Sonskys Willen wankend zu machen!“

„Keineswegs! rief ich; ich versuchte nur sie bei dem festzuhalten, den sie bereits ausgesprochen."

„Ach, sagte Vincenze lachend, fürchte doch Niemand etwas für oder von meinem Willen, ich habe gar keinen" .... —

„Als den immer liebenswürdig zu sein!" rief jene Dame und umarmte sie.

„Als den, meinen Willen für diejenigen Dinge aufzusparen, welche der Mühe werth sind, daß man sie wolle" — fuhr Vincenze fort.

„Gott, Sie charmante Frau! rief jene Dame mit einer abermaligen Umarmung; jedes Mal, daß ich bei Ihnen gewesen, bringe ich mir eine Bemerkung, ein Urtheil, kurz irgend ein Wort zurück, welches verdiente von der ganzen Welt anerkannt zu werden."

„Es paßt doch nur auf mich, Liebste, entgegnete Vincenze gelassen; wer einsamer und schutzloser als ich in der Welt steht, muß in allen Dingen seinen bestimmten Willen haben."

„Ja ja! Sie sind ein Engel! lautete die Antwort, und ganz besonders heute, wo wir uns doppelt amüsiren werden, weil Sie von der Partie sind."

So war sie immer — weich und schmiegsam. Man hätte meinen dürfen, sie folge jedem äußern Impuls. Doch wenn mich dann eine triumphirende Freude ergriff, so sah ich, um mich zu moderiren, ihren Fuß an — und zagte wieder, denn deutlich sah ich ein, daß dieser Fuß auf eignen Wegen gehe.

Einst fand ich sie leidend und todtenbleich auf dem

Sopha liegend. Herr von Sonsky war bei ihr, und jene Frau, mit der ich die Eilwagenfahrt gemacht, und der ich seitdem häufig im Hause begegnet war, denn Vincenze hatte sie zur Haushälterin gemacht; sie hieß Madame Grün. Sie saß im Fenster an einem großen Stickrahm und nähte seidne Decken; ich zog gleich voll Entsetzen den Schluß, daß Vincenze sehr krank sein müsse, weil förmlich eine Pflegerin bei ihr installirt war. Ich hatte gefunden, daß sie während des ganzen Winters nicht so blaß ausgesehen, als in Venedig; jetzt erschrak ich fürchterlich vor diesem kranken Aussehen.

„Es ist nichts, meine alte Frühlingskrankheit! sagte sie, als ich mich ihr mit unsäglicher Angst stumm näherte; — mein Mann weiß, es ist gar nichts!“ Sie sah ihn an, nicht Trost suchend, sondern gebend; aber sie sprach so leise und abgebrochen, daß ich sie kaum verstand.

„Ja gewiß! es wird vorübergehen — wir wollen hoffen, recht bald“ — sagte Herr von Sonsky, und bog sich zu ihr nieder, vielleicht um ärztliche Vorschriften zu wiederholen. Ich trat an den Stickrahm und fragte leise;

„Beste Madame Grün! was fehlt der gnädigen Frau?“

„Sie hat ihren Bluthusten“ — antwortete sie mit einem so traurigen Blick, daß er mir, verbunden mit dem Ausdruck „ihren Bluthusten“, wie ein Todesurtheil vorkam. Ich weiß nicht, welche Zerstörung in meine

Züge kam, genug, Madame Grün ſah mich mitleidig an, und ſetzte raſch hinzu: „Es iſt ſchon oft vorübergegangen, denn Gott iſt gnädig! aber laſſen Sie Sich keine Angſt anmerken — ſie mag es nicht.“

In dem Augenblick ſtand Herr von Sonsky auf und ſagte zu mir:

„Lieber Ohlen, bleiben Sie hier, wenn Sie können; erzählen Sie meiner Frau allerlei, was ſie amüſirt und zerſtreut, ſorgen Sie, daß ſie nicht rede! ich muß fort .... in einer Stunde ſpätſtens löſe ich Sie ab.“

Er ging und ich ſetzte mich in einen Lehnſtuhl neben Vincenze. Sie hob langſam die Augenlieder auf, ſah mich an und lächelte.

„Sie lächeln! rief ich überwältigt — und ich ſterbe!“

Ganz, ganz leiſe ſagte ſie: „Thor! ich lebe ja!“

Ueber Tod und Leben, über Erd' und Himmel riß mich dies Wort hinaus. Aber ſprechen konnt' ich nicht, nicht ſie anſehen, nicht ihre Hand berühren, die, gleich einer kranken weißen Blume welk auf dem Sopha an ihrer Seite lag. Die Grün kam mit Arznei. Vincenze hob den Kopf auf, um ſie einzunehmen, und bei dieſer geringen Bewegung brach der Huſten aus und ihr Taſchentuch war voll Blut. O, ich bin ein Mann, und habe bei hundert Gelegenheiten gezeigt, daß ich den Anblick von eignem und fremdem Blut ertragen kann — aber ihr Blut .... ihr Herzblut .... ich glaube, ich hatte die erſte Ohnmachtsanwandlung meines Lebens! — Der Anfall ging vorüber. Ich nahm meinen

Platz wieder ein und sagte endlich nach einer langen Pause:

„Vergebung, gnädige Frau! ich kann Sie nicht so unterhalten, wie Herr von Sonsky es mir zur Pflicht gemacht hat. Sein Sie nachsichtig — und vor Allem .... erbarmen Sie Sich und sterben Sie nicht.“

„Ich will ja gern leben“ sagte sie.

„O! rief ich seltsam getröstet, Ihr Wille ist wie der der Engel eins mit dem göttlichen! Jetzt bin ich beruhigt.“

So vergingen einige Tage, die Anfälle verminderten sich, die Kräfte kehrten nach und nach wieder, sie schöpfte freier Athem und ich auch. Die Grün war mir in dieser bänglichen Zeit wirklich rührend gewesen. Anscheinend mit ihrer Arbeit beschäftigt führte sie immer emsig ihre Nadel; doch zwischen jedem Stich schlug sie rasch die Augen auf zu ihrer Gebieterin — gute, klare, braune Augen, in denen etwas von der wachsamen Intelligenz des Hundes neben der tiefen Zärtlichkeit eines demüthigen Herzens lag. Den geringsten Wechsel in Vincenzens Zügen und Ausdruck bemerkte sie nicht bloß, sondern sie verstand ihn und richtete sich danach mit ihren Diensten, ihren Hilfleistungen, wie der Schiffer sein Fahrzeug nach dem geringsten Luftzug lenkt. Oft begegneten sich unsre Augen in Sorge oder Freude. Meine Liebe war nicht im Stande schärfer, feiner zu beobachten; ich war fast eifersüchtig auf sie. Ich ging und kam nie ohne ein Paar Worte mit ihr zu wechseln, und oft hat sie mich

ermuthigt und wahrhaft mütterlich getröſtet, denn ſie gewann mich lieb, weil ſie ſah, wie ich ihre Gebieterin liebte.

Endlich war Vincenze hergeſtellt. „Proviſoriſch“ — wie ſie ſcherzend ſagte. Nun wagte ich ſie zu fragen, wie lange ſie denn ſchon an dieſer fürchterlichen Bruſtkrankheit leide, und ſie antwortete:

„So lange ich denken kann! doch das darf Sie nicht beunruhigen! ich leide nur im Herbſt und Frühling, Sie haben Selbſt geſehen, wie gut ich mich im Winter befand. Alle Sommer ſchicken mich die Aerzte nach Salzbrunn, was mir vortreffliche Dienſte thut, und ſprechen, wenn ich nur erſt dreißig Jahr alt wäre, ſo würd' ich mich ganz wohl befinden. Im vorigen Herbſt brachte mich mein guter Mann zur Traubenkur nach Oleggio; von dort gingen wir nach Venedig. Sie haben mich dort zwar bleich gefunden, doch war der Herbſt ſehr erträglich, und ich denke oft, wenn ich ein oder ein Paar Jahre in Italien ſein könnte, ſo würde mich das gründlich herſtellen, und ich brauchte mich nicht nach dem dreißigſten Jahr zu ſehnen, was ganz widernatürlich für eine Frau iſt.“

„Und denkt Herr von Sonsky nicht an Italien für Sie?“

„Ich ſag' Ihnen ja, wir waren in der Lombardei.“

„Aber Sie müſſen nach Piſa, nach Rom“ .... —

„Ich glaube nicht, daß ſeine Geſchäfte das zulaſſen.“

„Mein Gott! rief ich ungeduldig, kann er Sie nicht begleiten, so gebe er Ihnen Arzt, Begleiterin, Verwandte, was weiß ich! mit“ .... —

„Würd' es Ihnen so leicht sein Sich auf ein Jahr von Ihrer Frau zu trennen?“

„Ich würde mich nicht von ihr trennen, sondern mit ihr gehen.“

„Nicht alle Verhältnisse gestatten das! übrigens hab' ich Salzbrunn mit seiner schönen Natur so lieb, daß ich mich alle Jahr zu der kleinen Reise freue — abgesehen davon, daß sie mir wohlthätig ist. Ende Junius trete ich sie an.“

„Wann kommen Sie wieder?“

„In sechs, sieben Wochen, je nachdem die Kur gut geht und das Wetter günstig ist.“

„Ich werde auch eine kleine Reise machen — während Ihrer Abwesenheit.“

„Das ist Recht! der Stadtaufenthalt im hohen Sommer ist nicht zu ertragen. Wohin gehen Sie?“

„Zu meinem Freunde, Graf Sylvio N. — ins schlesische Gebirg.“

„Sylvio N. ist Ihr Freund?“ fragte sie erröthend.

„Halten Sie mich dessen nicht würdig?“ fragte ich spöttisch, weil es mir unangenehm war sie bei seinem Namen erröthen zu sehen.

„O, rief sie sehr lebhaft, ich halte ihn nicht würdig Ihr Freund zu sein.“

„Und warum das, gnädigste Frau?“

„Weil ich Sylvio N. nicht heirathen wollte.“

„Vincenze!“ rief ich hingeriſſen, und nahm ihre Hand.

„Herr von Ohlen?“ ſagte ſie und zog ſanft ihre Hand zurück. Da ich ſchwieg, ſetzte ſie nach einer Weile hinzu: „Das iſt übertrieben! ich habe Unrecht, und vielleicht hat er ſich gebeſſert. Als ich ihn kannte, war das dritte Wort, das er ſagte, eine Lüge — und zwar immer eine boshafte.“

„O er hat ſich nicht gebeſſert!“ rief ich, eingedenk unſers Geſprächs über ſie im Eilwagen.

„Und den Mann machen Sie zu Ihrem Freunde .... Sie?“

„Nun? ich? warum ich nicht, gnädige Frau? ich bin ein Mann wie alle.“

„O ja, ſagte ſie nachdenklich, wie alle! ich wundre mich oft, daß Sie wie alle, und dabei ſo ganz anders ſind .... — Viel ſtärker in Ihrer Seele“ — ſetzte ſie raſch hinzu.

„Haben Sie ſchon meine Stärke erprobt?“

„Ich würde keine Gelegenheit dazu haben; dennoch trau' ich ſie Ihnen zu. Sie haben ein klares, entſchiedenes Geſicht, und oftmals, wenn auch nur bei Kleinigkeiten, gewahrte ich, daß Ihre Geſinnung es nicht Lügen ſtraft; daraus ſchließe ich, daß wiederum Ihre Handlungsweiſe übereinſtimmend mit Ihrer Denkart ſein wird .... und das iſt unendlich ſelten. Sagen und thun iſt zweierlei bei den meiſten Menſchen.“

„Sagen iſt das Trinkgeld, vermittelſt deſſen man

bei der Douane der Welt die Contrebande des Thuns einschmuggelt!" rief ich.

„O die Welt!" sagte sie mit einem magnifiken Lächeln.

„Achten Sie die Welt und ihre Satzungen gering, gnädigste Frau! Sie sind geschaffen, um ihr Gesetze vorzuschreiben!" rief ich.

„Nein, sagte sie sanft, ich bin geschaffen, um dem Gesetz zu gehorchen — doch nicht dem, welches eine Welt sanctionirt, in der Sylvio R. für einen liebenswürdigen Mann gilt."

„Sie haben das Anathema über ihn ausgesprochen, erwiederte ich, und ich werde zwar gewiß ins schlesische Gebirg, doch nicht zu ihm gehen."

Als sie einen Monat später ihre Reise begann, sah sie so lieblich frisch und blühend aus, als sei eine Badekur Luxus. Es war bestimmt; daß Herr von Sonsky ihr binnen sechs Wochen nachreisen — daß ich ihn begleiten sollte, und daß wir dann eine große Bergreise zusammen machen wollten. Diese Aussicht half mir über Abschied und Trennung hinweg, und füllte mir die langen Stunden aus, welche ich sonst in ihrer Nähe und jetzt, zwar nicht einsam, aber in jenem oberflächlichen Leben der Geselligkeit, verbrachte, das eine todte Steppe ist, wenn man es nicht mit den Guirlanden der Hoffnung zu einem Blumengarten macht. Ach, damals! ich glaubte schon unglücklich zu sein, weil ich sie nicht täglich sah und hörte, weil ich nach Wochen statt nach Stunden den Moment des Wieder-

ſehens berechnen mußte, weil ich nicht jeden Abend zu ihr, wie zur Sonne, ſagen durfte: Auf morgen! Was bin ich denn jetzt, wo ich die eiſerne Gewißheit habe, daß ich nie: Auf morgen! ſagen darf.

Wie erſtaunte ich, als Herr von Sonsky mir eines Tages erklärte, er ſei keineswegs geſonnen, ſeine Frau abzuholen. Er hab' es ihr zugeſagt, weil ſie es gewünſcht habe; doch die Geſchäfte .... die Arbeiten .... nach einer vierzehntägigen Abweſenheit würden ſie wie aus einer Schleuſe über ihn einbrechen — und ich möchte nur allein reiſen und ſeine Frau auf der Bergtour begleiten und bewachen, damit ſie ſich nicht zu ſehr anſtrenge. Ich ſegnete in meinem Herzen die kleine Manie meines guten Präſidenten, die darin beſtand, daß er durchaus der unentbehrlichſte Arbeiter in ſeinem ganzen Collegium ſein wollte. Mir konnte ja gar kein größeres Glück widerfahren, als mit Vincenzen allein, ungeſtört durch einen Dritten zu ſein; denn, obgleich Herr von Sonsky ſie durchaus nicht genirte, oder, beſſer geſagt: eben deshalb — nahm ſie unglaubliche Rückſichten auf ihn, und ſtets in ſo zarter Weiſe, daß ich allein es bemerkte, er nie. Nun war ſie frei! frei!

Ueberſelig reiſte ich ab, reiſte ich zu ihr. Weder Alpen, noch Pyrenäen, weder provençaliſche noch Schweizer Thäler, waren mir ein Jahr früher ſo zauberhaft ſchön vorgekommen, als jetzt die kleinen, blauen ſchleſiſchen Berge. Je näher ich an Salzbrunn kam, deſto heller wurde die Sonne, deſto reiner die Luft,

deſto grüner das Land. War das ſo? ſchien es mir? Ich weiß es nicht. Es glänzte und funkelte dermaßen um mich und in mir, als ob die Welt in ihr Auge hineingemalt ſei, und als Spiegelbild von ihrem Auge mir zugeſtrahlt werde. Ich mußte zuweilen die meinen ſchließen, um mich zu ſammeln und zu faſſen; ich war geblendet und berauſcht .... — O Erwartung und Erfüllung! — Zum erſten Mal in meinem Leben legte ich meine ganze Seele in die Schaale meines Glücks hinein, hoffend, ſie werde nun tief genug ſinken, um von meiner Hand erfaßt zu werden, und zum erſten Mal zitterte ich vor der Möglichkeit des Glücks. Was dachte ich? was wollte ich? Es iſt unglaublich, in welchem kleinen Kreiſe Gedanken und Wünſche ſich bewegten! Ich dachte: „Wenn ſie mich liebte“ .... und ich wollte: „Sie muß, ſie wird mich aber lieben“ .... und fing ich nun an, dies Fundament aus der Erde herauszubauen, ſo kamen vernichtende Zweifel und Grübeleien, ob ſie mir denn je Veranlaſſung gegeben, an ihre Liebe zu glauben. An ihre Liebe! ... Ah bah! wenn mir doch jemand mit mathematiſcher Gewißheit beweiſen möchte: weshalb die Liebe der einen Frau ſo verſchieden iſt von der der andern. Ungefähr ein Jahr vor meiner Bekanntſchaft mit Vincenzen kannte ich eine Frau, die ich vielleicht ſehr geliebt haben würde, wenn ſie mir erlaubt hätte, mich ein klein wenig mehr um ihre Gegenliebe zu bemühen. Sie war wunderhübſch und ſehr geſcheidt; ſie war voll Anmuth und Phantaſie — und für dieſe beiden Gaben muß das Weib dem Himmel

dankbarer sein, als für Schönheit und Verstand — aber sie war von einer Schwäche des Characters, daß sie mir, trotz all ihrer Lieblichkeit, ganz wie eine welke Rose vorkam, und daß ich entmuthigt und zugleich müde ohne Kampf die Hand sinken ließ, die sich nach ihr ausgestreckt. Eine schmiegsame, opferwillige Natur ist nur dann anbetungswürdig, wenn auf ihrer Kehrseite ein starker Wille ist, der, wenn's Noth thut, aufsteht und sie beherrscht; denn sonst ist Schmiegsamkeit eine alltägliche Allüre der Schwäche.

Ich langte in Salzbrunn an, und schickte sogleich den Brief, den Herr von Sonsky mir mitgegeben und der seine Entschuldigung enthielt, an Vincenze. Dabei ließ ich um Erlaubniß bitten sie in einer halben Stunde besuchen zu dürfen, denn da es kaum neun Uhr Morgens war, so wagte ich nicht so früh zu ihr zu gehen. Ich erhielt die Antwort, sie sei unwohl und könne mich, wenigstens heute Morgen nicht sehen. Als diese Nachricht kam, die mich auf einmal aus dem Himmel zu Boden schmetterte, stürzte ich zu ihr, nicht um sie zu sehen, sondern nur, um ihre Leute auszufragen über ihre Gesundheit. All ihre Briefe an Herr von Sonsky enthielten die befriedigendsten Nachrichten über ihr Befinden, und nun war sie krank! — Es tröstete mich, daß die Grün bei ihr war! ich wußte, die gab mir treu und wahr Bescheid. Ich traf die Grün im Vorzimmer und konnte nur fragen: „Was ist geschehen?" Ich fiel erschöpft auf einen Stuhl.

„Ja, was ist geschehen? erwiederte sie; ich weiß

es nicht! die gnädige Frau hat sich sehr wohl befunden, ist heute noch ganz frisch und munter von der Brunnenpromenade gekommen, da erhielt sie den Brief, den Ew. Gnaden mitgebracht haben, las ihn, stand vom Frühstück auf und sagte zu mir: Mein Mann kommt nicht, ich fühle mich nicht wohl, ich kann Niemand sehen, auch Herr von Ohlen nicht — und ging in ihr Schlafzimmer, wo sie sich noch befindet." —

In dem Augenblick ging die Thür auf und Vincenze trat heraus. Sie sah sehr blaß und traurig aus, ihre Augen waren roth und die Wimpern feucht; sie hatte Hut und Handschuh an — also wollte sie ausgehen. Ich sagte bitter:

„Gnädige Frau, ich kam nur, um mich bei Madame Grün nach Ihrem Befinden zu erkundigen; da es sich in dieser Viertelstunde merklich gebessert zu haben scheint, so ziehe ich mich zurück."

Sie wollte mich ansehen, doch Thränen überquollen ihr Auge; sie neigte schweigend ihr liebes, schönes Gesicht. Da, statt zu gehen, trat ich ihr näher und rief mit gerungenen Händen:

„Um Gotteswillen! was ist Ihnen widerfahren?"

„Mein Mann kommt nicht!" sagte sie leise.

Dies begriff ich nicht! sie, die sich grade in ihrem Verhältniß zu Herr von Sonsky so vortrefflich benahm, eben so entfernt von übertriebener Zärtlichkeit als von unpassender Gleichgültigkeit, zeigte jetzt eine Betrübniß, die unmöglich dadurch motivirt sein konnte, daß

sie ihren Mann vierzehn Tage später wiederſehen ſollte, als ſie gerechnet hatte.

„Wie hatte ich mich gefreut!“ ſetzte ſie hinzu und faltete die Hände.

Wir ſtanden noch immer im Vorzimmer. Ein Bediente trat ein; da ſagte Vincenze raſch:

„Ich wollte nur in das Gärtchen hinter dem Hauſe gehen, da iſt kühler Schatten, die ſchwüle Zimmerluft macht mir Bruſtweh. Wollen Sie mich begleiten, Herr von Ohlen?“

„Aber wozu haben Sie Sich denn eigentlich gefreut?“ rief ich im Heruntergehen ſtatt weiterer Antwort.

„Zu der Bergreiſe“, ſagte ſie.

„Herr von Sonsky hat mir geſagt, er habe Sie ausdrücklich gebeten, die kleine Tour zu machen“ — antwortete ich wie jemand, der eine Gefahr ahnt, ohne es ſich eingeſtehen zu wollen.

„Ja, entgegnete ſie, er iſt gütig genug mir jede Freude zu gönnen .... aber dies geht nicht! in fünf Tagen iſt meine Kur vollendet, dann fahre ich direct zurück und ich weiß ... das iſt ihm doch lieber, obzwar er es mir kaum eingeſtehen wird — was übrigens auch nicht nöthig iſt.“

Nach und nach hatte ſie mit ganz ſicherer Stimme geſprochen, wir waren in eine Laube getreten, ſie ſetzte ſich und ich blieb ihr gegenüber ſtehen — zitternd vor Schmerz, vor Zorn, vor Ueberraſchung, vor Wehmuth, vor Liebe; und mit all dieſen Empfindungen in der Stimme fragte ich:

„Sie werden also die projectirte Reise aufgeben?“

Ich glaube, sie erschrak vor meinem Ton, denn sie antwortete mit einer Schüchternheit im Blick und Ausdruck, die mich völlig entwaffnete:

„Ja, Herr von Ohlen!“

„Ist Ihnen vielleicht meine Begleitung lästig? nur ein Wort, und“ .... —

„Nein, Herr von Ohlen!“ unterbrach sie mich.

„Also weder mit mir, noch allein?“

„Weder mit Ihnen noch allein.“

„Wenn Sie wüßten, wie ich mich gefreut habe“, sagte ich traurig.

„Oh!“ rief sie, und sah zum Himmel mit ihrem seltsam geheimnißvollen Lächeln.

„Wissen Sie es?“ rief ich und kniete vor ihr nieder.

„Ich weiß nur, wie ich mich gefreut habe“ antwortete sie und setzte hinzu: „Stehen Sie auf.“ Aber ich blieb in meiner Stellung und sah sie an. Da sagte sie: „Ich bitte!“ und legte zwei Fingerspitzen unter meine Hände, die ich gefaltet vor meiner Brust hielt. Sie hätte keine Feder mit dieser leisen Berührung aufheben können; aber mich hob sie. Ich stand auf und setzte mich zu ihr. Sie sprach nicht, und auch ich schwieg, und sah finster zu Boden. Sie nahm ihren Hut ab und legte ihn zwischen uns auf die Bank: diese Bewegung machte, daß ich sie anblickte. Gott, wie war sie schön! muß ich schon wieder sagen, muß ich eigentlich jedes Mal sagen, wenn ich an sie denke, wie ich es auch jedes Mal beim Anblick eines Regen-

bogens, oder des Sternenhimmels, oder des jungen Frühlings ſage. Als wäre ein Sonnenſtrahl verkörpert, ſo ſaß ſie in der Laube mit ihrem weißen Morgenanzug, mit ihrem blonden Haar, das nicht wie gewöhnlich in leichten Locken ringelte, ſondern geſcheitelt und weich gewellt Stirn, Schläfe und Wange frei ließ, und ihr reines Profil ganz zeigte. Sie hatte ſich ein wenig vorüber gebogen und zeichnete mit ihrem Sonnenſchirm Figuren in den Sand. Wie graziös war die Linie, welche die Senkung von Haupt, Hals und Nacken bezeichnete! wie vortheilhaft war ihr die nachläſſige Kleidung! — Wenn ich etwas Schönes ſehe, muß ich lächeln. Meine Seele kann nicht finſter und trübe bleiben bei einer Offenbarung des göttlichen Geiſtes. Ich lächelte; und da ſie gerade in dem Moment zu mir umblickte, ſagte ſie:

„Sie zwingen Sich freundlich zu ſein .... aber Sie zürnen mir.“

„Nicht Ihnen! entgegnete ich; und freundlich bin ich auch nicht.“

„Nun, bis Sie es wieder werden, entlaſſe ich Sie“ — ſagte ſie mit ihrer gewohnten Lieblichkeit, und ich ging, wie eine Maſchine, die durch einen Federdruck von fremder Hand in Bewegung geſetzt wird.

Aber ſie quält mich! ſagte ich mir heimlich; ich bin ein Wahnſinniger an ihre Liebe zu glauben! will ich denn wie ein Fat, daß ſie mir ihre Liebe anbieten ſoll? nein! nur die meine annehmen, höchſtens ... erwiedern, doch nicht ſo ſtreng, ſo unerbittlich ſie in

ſtarren Schranken halten, und jeden Ausbruch ihr verſagen! — Sieht ſie denn nicht, daß ſie mich martert? ... oder ſieht ſie es gern? wiederholt ſich überall die Geſchichte von Polydor und Regine, und muß ich mich am Ende von einem Weibe fangen laſſen, welches die Koketterie im ſuperfeinen Styl treibt. O Julian Ohlen! du biſt dumm wie alle Männer, wenn ſie verliebt ſind.

Kurz darauf kam ihr Diener und lud mich zum Mittagseſſen ein. Ich fragte ihn, ob noch mehr Perſonen da ſein würden. Fünf, ſagte er. Ich glaubte, ſie hätte die Geſellſchaft eingeladen, um nicht mit mir allein zu ſein; doch als ich zur Speiſeſtunde bei ihr eintrat, kam ſie mir holdſelig entgegen und ſagte:

„Ich wollte meinem Mann die wenigen Menſchen vorſtellen, mit denen ich hier in Verbindung gekommen bin; ſie ſind ſchon ſeit mehren Tagen eingeladen, darum finden Sie heute ein kleines Diner bei mir, was bei der Hitze draußen und der Zimmerenge drinnen ziemlich unbequem ſein wird.“

Die hohe Simplicität ihres Weſens machte es mir unmöglich länger als einen verdrießlichen Augenblick an ihre Koketterie zu glauben; ich war wieder ihr demüthiger Sklav — und ein überglücklicher obenein, denn ich war in ihrer Nähe, und fühlte, daß Salzbrunn oder Poſen, die Schneekuppe oder Kamtſchatka mir an ihrer Seite ganz gleich waren: nämlich ein Paradies. Nur als ſie mich fragte, wann ich die Bergreiſe antreten würde, erwachte der Groll in mir,

daß ſie ſich und mich um ſchöne Stunden bringe, und ich ſagte:

„Morgen! das Wetter iſt herrlich, man darf die günſtigen Tage nicht verſäumen.“

„Das iſt recht!“ ſagte ſie ohne einen Hauch von Bedauern.

„Waren Sie ſchon in Fürſtenſtein?“ fragte mich eine der anweſenden Perſonen. — Ich verneinte. Da riefen alle:

„Fürſtenſtein müſſen Sie ſehen! müſſen morgen hier bleiben und es beſuchen! Fürſtenſtein verdient den Tag!“ — und Jemand ſetzte hinzu:

„Wir wollen ſämmtlich morgen nach Fürſtenſtein fahren; nicht wahr, Frau von Sonsky?“

„Ich fahre gern hin; es gefällt mir“ antwortete ſie; und ich blieb, ohne daß eine Aufforderung von ihr den Chor verſtärkt hätte. Ach, ſie hat nie mit mir kokettirt.

Als wir am andern Abend ziemlich ſpät von Fürſtenſtein nach Salzbrunn zurückkamen, ſagte ſie zu mir:

„Wenn Sie nicht zu müde ſind, dürfen Sie den Thee bei mir trinken, obgleich ich dadurch die vorgeſchriebene Schlafzeitſtunde überſchreite, oder vielleicht grade, damit ich es könne. Sie ſtellen Sich nicht vor, wie langweilig es iſt, wochenlang der Badedisciplin zu gehorchen, die ſo ſtreng in Kleinigkeiten, alſo ganz gegen meine Grundſätze iſt. Ich komme mir immer dabei vor, wie eine kleine Penſionärin, die auf den

günſtigen Moment lauert, um die Gouvernante ein wenig zu betrügen.“

Ich beſchloß ihre heitre Stimmung zu benutzen, um eine Frage zu thun, die mir längſt auf den Lippen geſchwebt hatte, nämlich: weshalb ſie Herrn von Sonsky geheirathet. Da ſich dies aber nicht gradezu bei ihr wagen ließ, ſo fing ich bei Fürſtenſtein an, drehte dann die Rede auf ein ſehr romantiſch gelegenes Schloß von Sylvio R. und fragte dann plötzlich:

„Iſt es wahr, was er mir geſagt hat, gnädige Frau? Waren Sie zweimal verlobt?“ — Ich wußte es; Madame Grün hatte es mir ja ſchon im Eilwagen beſtätigt; ich hätte ihr wol die kleine Verlegenheit ſparen können. Doch zu meinem Erſtaunen ohne die geringſte Verlegenheit:

„Es iſt wahr!“ ſagte ſie lächelnd. Nach einer Pauſe rief ſie: „Aber was er Ihnen darüber geſagt haben mag, wird ſchwerlich wahr ſein.“

„Ich hab' es vergeſſen, gnädige Frau“ — ſagte ich bittend.

„Mein Gott, Ohlen, rief ſie, warum ſind Sie denn nicht ehrlich mit mir und ſagen mir grade heraus das, was Sie von mir wollen“ ... —

„Darf ich?“ rief ich, und ſah ſie an ... weiß Gott wie! und wollte ihr ſagen ... weiß Gott was! doch ſie ſchob mir Blick und Wort in die Seele zurück, indem ſie ihr Auge feſt auf das meine legte und ſprach:

„Immer! was thut es denn, wenn Sie mich redlich fragen: Wie war das? Wie ging das zu? Wenn

ich nicht antworten will, ſo antworte ich nicht ... das iſt Alles, was Sie dabei zu fürchten haben."

„Aber diesmal wollen Sie antworten?"

„Warum nicht? ich kann dadurch weder jenen Männern noch mir ſelbſt ſchaden; vielleicht mache ich mich ſelbſt ein wenig lächerlich. Indeſſen — wenn alle Leute ihre erſten Liebesgeſchichten erzählen ſollten, ſo würden wenige ohne einen lächerlichen Anſtrich ſein."

„Liebesgeſchichten! ſagte ich; darauf war ich keineswegs gefaßt."

„Hören Sie zu! rief ſie lachend; es iſt nicht artig von Ihnen, daß Sie meinen, ich könnte keine friedliche kleine Liebesgeſchichte gehabt haben, ſo gut wie alle andern vernünftigen Leute. Alſo: in meinem ſechszehnten Jahre war ich verlobt — ſo zu ſagen, nicht offiziell, weil ich ſehr jung und ſchwächlich war, doch in der Stille anerkannt, von allen Verwandten und Freunden, und von meiner Mutter ſanctionirt. Mein Vater ſtarb, als ich ein kleines Kind war; ich habe keine Erinnerung von ihm, als Thränen meiner Mutter, die er ſehr unglücklich gemacht hat; dies nur beiläufig. — Die Mutter meines Verlobten war eine intime Freundin der meinen, und beide ſahen die Verbindung ihrer Kinder mit Freuden, doch ohne ſie zu befördern. Wir wuchſen zuſammen ganz geſchwiſterlich auf, d. h. wir behandelten uns wie Geſchwiſter, denn da er ſechs Jahr älter als ich war, konnte von zuſammen Aufwachſen nicht eigentlich die Rede ſein, und Aurel — ſo hieß er — war ein ſchöner Jüngling von

neunzehn Jahren, als ich noch ein kleines, blödes, ungeschicktes Mädchen, mit langen, dünnen Armen, und eckigen Bewegungen war. Dennoch hatte er das kleine Mädchen lieb, ich weiß nicht warum, und ich erinnere mich sehr gut, daß er nach einem ziemlich langen Aufenthalt in Prag, wo damals seine und meine Mutter lebten — bei seiner Abreise nach einer Universität zu mir sagte:

„Ich komme erst in zwei Jahren wieder, Vincenze; aber es bleibt dabei, hoff ich: Du bist meine Braut.“ Er hielt mir die Rechte hin; ich schlug tapfer ein.

Während dieser zwei Jahr ließ er mich in jedem Brief, den er seiner Mutter schrieb, herzlich grüßen, erkundigte sich nach Allem, was mich anging und interessirte, ließ mich bitten nicht zu viel zu tanzen, da ich wahrscheinlich jetzt ein großes, schönes Mädchen geworden sei — genug, seine Theilnahme freute mich so, daß ich seine Heimkehr fast eben so ungeduldig erwartete, als seine Mutter. Endlich kam er — und seltsam! von dem Augenblick an war es mir nicht mehr möglich irgend ein Interesse für ihn zu hegen. Er war der Alte, sehr hübsch, sehr gut, sehr freundlich — aber! aber! er hatte wenig Verstand und gar keinen Willen, war ganz abhängig von seiner Mutter, und ich hatte mich in dieser Zeit genug entwickelt, um leicht die Schwächen eines Mannes zu erkennen. Auf dem alten Fuß waren wir auch nicht mehr, das vertrauliche Du, das wir aus der Kindheit herüber gebracht, war verschwunden; ich fing an ihn forschend

zu betrachten, er gefiel mir nicht mehr so wie sonst. Ich behandelte ihn übermüthig, in Kleinigkeiten: nicht weil Herrschsucht in meinem Character lag, sondern aus kindischer Laune, gleichsam um zu versuchen, wie weit ich ihm gegenüber gehen könne. Wir hatten eines Tages eine kleine heftige Scene, weiß der Himmel weshalb! sie schloß damit, daß Aurel sagte:

„Vincenze, wenn ich Ihnen verzeihen soll, so müssen Sie mir einen Kuß geben."

Ich lachte hell auf, und rief: „Die Verzeihung hängt freilich von Ihnen ab, und es ist möglich, daß ich Ihren majestätischen Zorn verdient habe; allein so theuer erkaufe ich nicht Ihre Vergebung."

Er sagte geärgert: „Wissen Sie wohl, daß Sie mich hundert Mal geküßt haben, als Sie noch ein kleines, dummes Mädchen waren?"

„Einem kleinen, dummen Mädchen muß man eine so große Dummheit nachsehen, antwortete ich kalt; jetzt bin ich klüger geworden."

„Und wissen Sie auch, rief Aurel sehr heftig, daß ich Ihnen befehlen darf mir einen Kuß zu geben, wenn Sie erst meine Frau sind?"

„Das hab' ich noch nicht gewußt, entgegnete ich ruhig. Ist es der Fall ... und ich will sogleich meine Mutter danach fragen — so werd' ich nie Ihre Frau."

Er wollte mich zurückhalten, sich entschuldigen; aber ich ging zu meiner Mutter und erzählte ihr unser ganzes Gespräch. „Darf er das?" fragte ich zuletzt. Sie antwortete:

„Mein Kind, ein Mann darf Dinge befehlen, die ſchwerer ſind, als ihm einen Kuß zu geben, und die Frau muß gehorchen, wenn ſie nicht gegen ihr Gewiſſen ſind. Uebrigens aber pflegt ein vernünftiger und geſitteter Mann nicht einen Kuß zu befehlen.“

Raſch rief ich: „Aurel hätte es gethan, wenn ich ſtatt ſeiner Braut ſeine Frau geweſen wäre.“

„Haſt Du eine ſo geringe Meinung von ihm?“ fragte meine Mutter.

„So gering, daß es mir ſchwer ſein würde ihn zu heirathen!“ rief ich.

Damit war die Sache abgethan. Aurels Mutter zürnte mir nicht; ſie hatte mich zu lieb. Die meine ſagte nur: „Ich ahnte es!“ — und Aurel ſelbſt war in ſechs Monaten anderweitig verheirathet, hat jetzt fünf Söhne, eine rothe Naſe und einen dicken Bauch, und keine Spur ſeiner früheren Schönheit, in die ich doch tout bonnement ein wenig verliebt war. — Wie gefällt Ihnen meine erſte Liebesgeſchichte?“

„Vortrefflich! um ſo mehr da keine Spur von Liebe in ihr iſt.“

„Die zweite folgte unmittelbar; denn auch ich war ſchnell getröſtet, und nach ſechs Monaten zwar nicht verheirathet, doch verlobt. Dieſer Mann, den ich nur bei ſeinem Vornamen Alfred nennen werde — war das Gegentheil von Aurel, nämlich ſehr häßlich und ſehr geſcheidt. Bei ſeiner Jugend — denn er war höchſtens ſechsundzwanzig Jahr — erwarb ihm ſeine hohe Bildung, der Umfang und die Gründlichkeit ſeines Wiſſens,

der Ernſt, womit er tiefe Studien machte, und der ſcharfe Verſtand, womit er dies Alles ordnete, anwendete und beherrſchte, ſolche Achtung und ſolchen Ruf, daß ich mich unendlich geſchmeichelt fühlte, als dieſer ausgezeichnete Menſch ſich um meine Gunſt — und wahrhaft geehrt, als er ſich um meine Hand bewarb. Daß er häßlich ſei, bemerkte ich nicht: der unfeine Mund ſagte ſo gute Sachen; das kleine graue Auge blitzte von Geiſt; und die Gedanken waren nicht ſo ſpärlich hinter ſeiner hohen, breiten Stirn, als das Haar auf ihr. Ueberdies ſchien mir nach der Erfahrung, die ich mit Aurel gemacht, Schönheit eine wenig wünſchenswerthe Gabe für einen Mann. Ich hatte eine andächtige Bewunderung für Alfred, und wähnte kindiſch, dies genüge, um eine ſehr glückliche und ſehr gute Frau zu werden. Aber! aber! wiederum geſtalteten ſich die Sachen ganz anders, als ich ihm verlobt und genauer mit ihm bekannt ward. Manche Perſonen halten den Brautſtand für überflüſſig; ich, nach meinen Erfahrungen, finde ihn ganz nothwendig — vorausgeſetzt, daß beide Theile ihn als das betrachten, was er ſein ſoll: als Probezeit; und den Muth haben die Verbindung aufzuheben, wenn die Probe mißglückt. — Alfred fand mich bildungsfähig: glücklich begabt ſowohl, als willig das Schöne anzunehmen; er inſtallirte ſich förmlich bei uns und ward mein Lehrmeiſter. Das hätte mich amüſirt, wenn er nicht meine Kräfte überſchätzt hätte; ſo aber erdrückte er mich, indem er mich zu ſich emporheben wollte. Meine Mutter ſagte

ihm auch einmal: „Lieber Alfred, ich fürchte sehr, die Intelligenz meiner armen, kleinen Vincenze erlahmt bei dem Schwung, den Sie ihr geben wollen.“ Doch er antwortete lächelnd und verbindlich: „Vincenze kann uns alle überflügeln.“ Und so fuhr er fort mir zu erzählen, vorzulesen, auseinanderzusetzen, zu erklären — Dinge, die ich zur Stunde nicht fasse, viel weniger damals, wo ich so ungeübt im Nachdenken war, z. B. philosophische Systeme und mathematische Sätze. Sein sonst so richtiges Urtheil verließ ihn ganz bei diesem Verfahren! er wollte mich nun einmal durchaus zu einem kleinen Weltwunder machen, und da es ihm nicht so leicht gelingen wollte, wie er gehofft, so wurde er zuweilen ungeduldig, und ich fing an mich vor ihm zu fürchten. Nun müssen Sie aber wissen, daß die Furcht mich complet stupide macht! vor ihr entfliehen die Gedanken aus meinem Kopf, die Gefühle aus meinem Herzen — es tritt eine geistige Vernichtung ein. Aus Angst nicht zu verstehen und nicht das Richtige zu sagen, verliere ich mein gesundes Urtheil, verstumme und verdumme ich. Stellen Sie Sich vor, welche traurige Figur ich dem Mann gegenüber machen mußte, den ich fürchtete, weil er unerhörte Ansprüche an mich machte und vor dem ich doch ungern als Gänschen erscheinen wollte. Nach und nach ward er mir aber so lästig, daß ich mich zu dem Gänschen resignirt haben würde, wenn ich mich dadurch von seinem Bildungsvorhaben hätte befreien können. Ach! eh' wir verlobt waren, freute ich mich alle Tage auf die Abende, an

denen er uns zu beſuchen pflegte; jetzt ſah ich ihn vom Morgen bis zum Abend — doch, wenn ich aufſtand, blickte ich mit Zittern und Zagen auf die langen und langweilig bänglichen Stunden, die ich mit ihm verbringen mußte; und wenn ich ſchlafen ging, flehte ich zum lieben Gott, er möge mir die nöthige Einſicht geben, um dieſen Mann zu würdigen, und beſchloß regelmäßig, am nächſten Morgen mit einer ganz extraordinären Liebe zu ihm aufzutreten; aber es ging durchaus nicht. — Kennen Sie Jacobi's „Woldemar?“ — unterbrach ſich Vincenze.

„Wo alle Leute auf Stelzen einherwandeln und mit ihren Gefühlen Verſteck ſpielen: iſt es das?“ fragte ich.

„Ganz recht! dieſen Eindruck machte mir das Buch, als ich es vor einiger Zeit las, entgegnete Vincenze. Damals las Alfred es mir vor, und ich verging dabei vor Langeweile. Plötzlich ſprang ich mitten in ſeiner Lectüre auf und ans Fenſter und rief: „Ach Gott! ich kann es nicht mehr ertragen.“

„Was fehlt Ihnen? ſind Sie krank?“ fragte Alfred theilnehmend.

„O! rief ich ganz außer mir, lieber, beſter Alfred, nehmen Sie es mir nicht übel, aber ich bin zu einfältig, um Ihre Frau zu werden: ich langweile mich bei Ihnen. Sie müſſen mich ja auch zu einfältig finden — ſagen Sie es nur ehrlich.“

„Ich habe es zwar ſchon gedacht“ .... — ſagte er mild.

„Gottlob!“ jubelte ich, und ſprang in den Garten hinein und herum. Das erſte Mal fand ich ſtatt des Diamants der Liebe ein wenig buntes Glas in meiner Hand, das ich zu Staub zerdrückte; diesmal hatte ſich der Diamant in einen ſchweren Stein verwandelt, der mir die Bruſt preßte und nach dieſer Erklärung fortrollte. Alfred ſchied ohne Groll von mir; er hat ſich nie verheirathet, und ich war ſo abgeſchreckt durch meine zwei Mal mißglückten Liebes- und Heirathsverſuche, daß ich beſchloß mich nie mehr darauf einzulaſſen. Meine Mutter geſtattete mir völlige Freiheit; ſie war eine hohe, vorurtheilsfreie Seele. Sie ſagte: „Es iſt beſſer, daß man ſich vor der Hochzeit als nach der Hochzeit trennt, und ich will lieber, daß Vincenze für launenhaft und eigenſinnig gelten als unglücklich werden ſoll.“ Aber zu mir ſagte ſie: „Du haſt ganz Recht, Vincenze, Dich zu keinem Schritt zu entſchließen, den Du nicht aus völliger Ueberzeugung, daß er der beſte ſei, thun kannſt; denn wenn Du ihn einmal gethan haſt, ſo vergiß nicht, daß die Würde Deines Lebens an ſeiner Durchführung hängt. Eh Du wählſt, nimm auf niemand Rückſicht, als auf Dich allein und Dein Glück; haſt Du aber gewählt, feſt und entſchieden, ſo darfſt Du auf Dich keine Rückſicht mehr nehmen, und nur im Glücklichmachen glücklich ſein.“ — Ich ſagte einmal: „Aber kann man nicht auch glücklich gemacht werden?“ — „Rechne nicht zu ſehr darauf“, antwortete ſie lächelnd.

Heftig unterbrach ich Vincenze und rief: „O Ihre Mutter hat Ihnen keine richtige Anſicht gegeben.“

„Nicht? fragte Vincenze mit einem prächtigen Lächeln; nicht, mein guter Ohlen? ſie ſagte mir doch: „Es giebt nur eine Befriedigung auf der Welt: das Bewußtſein recht gethan zu haben.“

„Es wird mir ſchwer, antwortete ich, dieſe ſtoiſche Geſinnung an einer Frau zu bewundern, da ſie dadurch die Blüthe des weiblichen Weſens, die Welt der Gefühle, das Herz, zerdrückt.“

Vincenze ſah mich an .... ich denke, der ſterbende Chriſtus muß ſo geblickt haben, als er ſprach: Vergieb ihnen! ſie wiſſen nicht, was ſie thun. Dann fuhr ſie fort: „Meine Mutter ſagte weiter: „Es giebt auch nur einen Genuß auf der Welt, den, die Seele rein und unbefleckt — wenn nicht von Schwäche und Fehlen— doch von Erniedrigung erhalten zu haben, und nichts erniedrigt ſo, als die Treuloſigkeit gegen uns ſelbſt. Nimm nie Andre zur Richtſchnur, folge nie fremdem Beiſpiel; jeder Menſch iſt anders! wenn Millionen fallen — Du mußt ſtehen: Gott will es! Habe Achtung vor Dir ſelbſt, weil Gott Dich gut und rein geſchaffen hat.“

„Man muß ganz beſonders organiſirt ſein, unterbrach ich Vincenze mit kaum unterdrückter Verzweiflung, um in dieſer unantaſtbaren Reinheit über die ſchmutzige Erde hinzugehen — glaub' ich.“

„Ja wohl! entgegnete ſie mild; nicht Alle können

das wie Einer! Jeder ſo, wie Gott ihn mit mehr oder weniger Stärke begnadet hat.“

„Und um die zu prüfen, heiratheten Sie Herrn von Sonsky?“ fragte ich mit einer Bitterkeit, die mir ſelbſt weher that als ihr.

„Drei Jahre lebte ich glücklich bei meiner Mutter, und in dieſe Zeit fiel Sylvio Rs. Bewerbung, die ich, wie Sie wiſſen, ausſchlug. Nun wendete ſich mein friedliches Schickſal: meine Mutter ſtarb plötzlich, und ich ward von dem einzigen nahen Verwandten, den ich hatte, von einem Bruder meines verſtorbenen Vaters aufgenommen. Er war Wittwer und kinderlos, und behandelte mich grade ſo, wie er eine eigne Tochter behandelt haben würde: er wünſchte ſehnlichſt mich zu verheirathen. „Wähle doch, Kind, ſagte er, Du biſt ja charmant und hübſch, ich gebe Dir eine glänzende Ausſteuer, ganz ohne Vermögen biſt Du auch nicht, dereinſt meine Erbin — wenn mir etwas zu vererben übrig bleibt — die Männer verlangen ja nichts Beſſeres, als ſich um Dich bewerben zu dürfen; ſind ſie Dir denn Alle nicht gut genug?“ — Es fiel mir aber gar nicht ein, daß die Männer nicht gut genug für mich wären, ſondern nur, daß ich für keinen Mann paſſe. Das ſagte ich auch meinem Onkel; dann rief er:

„Ah bah! was ſind das für Faxen! ich werde Dir einen Mann ausſuchen, mit dem Du vortrefflich harmonirſt. Harmonirſt? gelt, Vincenze! das iſt ein hübſches Wort? der alte Onkel weiß mit jungen ſentimen-

talen Mädchen zu reden .... obgleich Du eigentlich nicht sentimental bist, nur eigensinnig! eigensinnig! eigensinnig .... wie eine ächte und rechte Frau."

Meines Onkels Projecte wurden durch einen heftigen Gichtanfall gestört; ich begleitete ihn nach Teplitz und lernte dort Herrn von Sonsky kennen. Ich trug noch die Trauer um meine Mutter, und lebte daher ganz einsam für meinen Onkel und für die Personen, die er gern sah. Herr von Sonsky gehörte zu diesen. Ich müßte lügen, wenn ich sagte, daß ich ihn mit besondrem Interesse bemerkt hätte! im Gegentheil, ich bemerkte kaum das seine, das er mir doch von der ersten Bekanntschaft an bewies. Ein Mann von funfzig Jahren benimmt sich anders gegen ein junges Mädchen, das ihm gefällt, als ein Mann von fünf und zwanzig, und bis jetzt hatten nur junge Männer sich mit mir beschäftigt. Mein Erstaunen war daher grenzenlos, als mein Onkel mir eines Tags in Herr von Sonskys Namen einen Heirathsantrag machte. „Gefällt Dir die Partie?" fragte er schließlich.

„Ich weiß noch nicht, wie Herr von Sonsky selbst mir gefällt", antwortete ich. — „Nun so sieh ihn Dir an! sagte mein Onkel; er verlangt auch nicht auf der Stelle Dein Jawort; im Gegentheil ... er sagte sehr vernünftige Dinge von längerer Bekanntschaft, von ... was weiß ich! Er ist ein ehrenwerther Mann, der seine Frau immer mit Achtung behandeln wird, und den sie daher immer achten kann. Das ist die beste

Eigenſchaft in der Ehe, die man bei einem jungen Springinsfeld nicht immer vorausſetzen darf; und das iſt auch die einzige Empfehlung, die ich ihm bei Dir gebe. Daß er der Sohn eines Holzhändlers in Bromberg oder da herum, iſt — hab' ich Dir ſchon geſagt; Du mußt wiſſen, ob das Schild des neugebacknen Edelmannes die Norfeltſche Grafenkrone verdient." So plauderte mein guter Onkel noch lange. Ich geſtehe, nur eins ſeiner Worte hatte Eindruck auf mich gemacht, nämlich das: Herr von Sonsky wird ſeine Frau immer mit Achtung behandeln! — Aurel war auf gutem Wege geweſen mich zu brutaliſiren, Alfred, mich gering zu ſchätzen; und ich fühlte doch die Nothwendigkeit in der Ehe einem Manne gleich zu ſtehen, um dann ohne Widerwillen und ohne Angſt ihm gehorchen zu können. — So ſah ich denn Herrn von Sonsky täglich und ſtündlich, lernte ſeinen vortrefflichen Character, ſeinen tüchtigen, ſchlichten Verſtand, ſeine allgemein wohlwollende Geſinnung würdigen; erkannte auch ſeine Schwächen, und fühlte, daß ſie mich nicht erniedrigen würden, daß ich vielleicht eine andre Wendung ihnen geben könne. Sein Vertrauen rührte mich, ſeine Achtung freute mich; ohne Jubel und ohne Beſorgniß gab ich ihm mein Wort und meine Hand — und ſeit fünf Jahren hat er es Gottlob! nie bereut ſein Glück mir anvertraut zu haben."

So erzählte Vincenze. Meine Neugier war befriedigt: ich wußte, was ich ſo lange hatte wiſſen wollen. Aber ich wußte auch, daß ſie mich zu ihren Füßen

ſterben laſſen würde, ohne mir das rettende Wort zu ſagen: „Ich liebe dich.“ — Ich wollte fort! wollte ſie nie, nie wiederſehen. Sie merkte mir den Entſchluß an; denn als ich aufſtand, ſagte ſie gefaßt und ernſt:

„Thun Sie das Rechte.“ — Ich ergriff ihre Hand, ſie war eiskalt; ſie drückte die meine und ſprach: „Gott ſegne Sie;“ dann verließ ſie das Zimmer und als die Thür hinter ihr zufiel, ſtürzte ich fort, nahm den erſten beſten Wagen und fuhr — aber nicht ins Gebirg, ſondern auf die große Straße nach Wien bis ich einem Eilwagen begegnete. In dieſen Wagen ſtieg ich und fuhr nach Wien dann nach München, dann durch ganz Baiern nach Dresden — ohne mich auszuruhen, ohne mich irgendwo nach irgend etwas umzuſehen; ich fuhr, um mich zu betäuben, um den Körper müde zu machen, zu zerbrechen, damit er etwas, nur ein wenig die Schmerzen der Seele auf ſich ableite. In Dresden hatte ich kein Geld mehr, dafür aber heftiges Fieber. Ich mußte mich drei Tage ausruhen und Geld ſchaffen. Nachdem ich das gethan, ſprach ich zu mir ſelbſt: „Da du lebſt, Julian Ohlen, da du deine fünf Sinne ganz erträglich beiſammen haſt, ſo ſehe ich nicht ein, was dich hindert ſtracks nach Poſen zu fahren, und deine Stelle als königlich preußiſcher Oberlandesgerichtsaſſeſſor mit Glück und Ruhm zu verwalten. Sie liebt dich nicht! du wirſt dir doch nicht die Schmach anthun eine Frau zu lieben, der du gleichgültig biſt!“ — —

Ich kam nach Poſen; ich eilte zum Präſidenten und klagte ihm meine große Krankheit in Dresden;

er glaubte mir gern, ich ſah fürchterlich angegriffen aus. Als er mich ermahnte nicht ſogewaltig auf meine Geſundheit zu ſtürmen, trat Vincenze in ſein Zimmer. Sie gewahrte mich, lehnte ſich todtenbleich an die Wand, und ein ſeltſamer Ausdruck von Freude und Entſetzen lief wie eine Wolke über ihre Züge. „Sie liebt mich dennoch!“ jubelte mein Herz; und Herr von Sonsky ſagte:

„Nicht wahr, Vincenze, er ſieht wie ein Auferſtandener aus?“

„Ich bin es auch!“ rief ich ſelig.

Ich liebte ſie fort und lebte neben ihr fort wie ſonſt. Ich wartete. Ja, ſo mächtig war meine Liebe, daß ſie mir ſogar Geduld gab! Ich ging durch das Fegefeuer und wartete auf den Himmel. Sie liebte mich ... ſie mußte mein werden ... einſt! das hielt mich aufrecht. Aber ich litt, Gott allein weiß wie! ich litt ſo, daß ich zuweilen dieſe Liebe verwünſchte und den Augenblick, wo ich ihr begegnet war, wo ſie ihre magnetiſchen Augen auf mich geheftet hatte, und ſeitdem ihre Wimper zum Hebel machte, der mich ins Paradies oder in die Hölle ſchleuderte. Ich litt ſo, daß ich oft mit meinen Piſtolen ſpielte und mich fragte: ich? oder ſie? oder lieber wir beide? — und daß ich zuweilen mit Wuth dachte: O ſie will ja gern leben! darum fürchtet ſie die Stürme einer Leidenſchaft, die das Leben aufzehrt: das iſt ihre Tugend! — War der raſende Anfall vorüber, ſo ſank ich wieder vor ihr in meinen Gedanken auf die Knie, und flehte ſie an um

Vergebung, um Rettung. Sie vermied mich sichtlich; zuweilen wußte ich ihr dafür Dank. Hätte sie mir erlaubt allein mit ihr zu sein wie in Salzbrunn, ich hätte ihr gesagt: Vincenze, ich liebe Dich. Nun hatte ich keine Gelegenheit dazu; und wenn ich die Gelegenheit herbeigeführt hätte, so würde sie es bemerkt, und meine Erklärung vielleicht angehört, aber ganz gewiß geantwortet haben: „gehen Sie!" Die Todesangst ihr zu mißfallen und, wenn sie wirklich mich liebte, weniger stark zu sein als sie, gab mir Kraft. Ich schwieg.

Im Spätherbst kam ihr Krankheitsanfall mit ungewohnter Heftigkeit. Sie erklärte ungestört in ihrem Zimmer bleiben und niemand sehen zu wollen bis sie ganz hergestellt sei. Täglich kam ich ein Paar Mal zu der Grün und überschüttete sie mit Fragen und Klagen. In einer Nacht, als Vincenze sehr krank war, beschwor ich die Grün mir zu erlauben in ihrem Zimmer zu bleiben, das an das Schlafzimmer der Kranken stieß. Aber sie war und blieb unerbittlich. „Wenn Sie wüßten, welche Folter ich leide, so würden Sie Mitleid haben, Madame Grün!" rief ich in Verzweiflung.

„O, ich sehe es Ew. Gnaden an, sagte sie mitleidig; aber hier zu bleiben ist unmöglich ... es schickt sich nicht."

„Liebe Frau, Sie sind wahnsinnig! rief ich; ich will sie ja gar nicht sehen, ich komme ja nicht wie ein Liebhaber! ... sie ist krank, sie kann sterben und ich bin nicht da! verstehen Sie das?"

„O ja! antwortete ſie ſanft; wenn Ew. Gnaden gleichgültiger dabei wären, könnten Sie eher bleiben.“

Das war eine Nacht! ... Die Leute finden mich ſpöttiſch und kalt: wüßten ſie, durch welche Affecte ich gegangen bin, ſo würden ſie ſich nicht wundern, daß ihre Sentimentalitäten mich gleichgültig laſſen.

Nach drei Wochen war Vincenze vollkommen hergeſtellt, und trat in ihrer unvergänglichen Schönheit aus ihrer Klauſur heraus. Doch ihre Nerven waren ſo angegriffen, daß Thränen aus ihren Augen quollen, als ſie mich zum erſten Mal wiederſah.

„Ja, Vincenze, ich bin immer noch da, ſagte ich traurig; ich kann nicht ſterben, und doch iſt das Leben ſchwer.“

„Schwer!“ ſagte ſie mit einem Ausdruck von unendlicher Ermüdung.

„Schwer ſogar für Sie, die Sie doch ein Engel ſind! urtheilen Sie, was es für mich ſein muß.“

„Gott! rief ſie und rang die Hände, rette ihn! rette ihn!“ Es lag ein Schmerz auf ihrem Geſicht, daß mich ein Schauer überrieſelte. So litt ſie, und ich wollte nicht leiden! — Die Gewißheit ihrer Liebe gab mir für kurze Zeit Troſt und Kraft; dennoch ging es mit dieſer zu Ende; ich fühlte es; fühlte, daß ich nichts weiter erſehnte, als mich zu ihren Füßen hinzulegen und zu ſagen: Mache mit mir, was Du willſt ... aber ich liebe Dich! tödte mich, verbanne mich ... aber ich liebe Dich. — Da kam ein Brief von meinem Onkel, der mir ſchrieb, mein langgehegter

Wunsch sei erfüllt und ich nach Trier versetzt, augenblicklich! binnen drei Tagen müsse ich Posen verlassen, da ich mich in Berlin noch einige Zeit aufhalten müsse; er habe dort viel für mich zu thun. Mein erster Gedanke war: ich gehe nicht fort! mein zweiter: ich gehe, wenn sie es befiehlt. Ich flog zu ihr, und reichte ihr stumm den Brief. Sie las ihn, und fragte dann, indem sie ihn mir wiedergab:

„In drei Tagen reisen Sie?" — Ich fühlte ihre Hand zittern und fragte: „Reise ich denn?" — „Wenn Sie mich fragen ... ja!" erwiederte sie. Ich stürzte vor ihr nieder und rief: „Gnade!" —

„Gott ist gnädig, sagte sie; zeigen Sie, daß Sie es verdienen."

„Und Sie sind unmenschlich!" rief ich, stand auf und ging zum Präsidenten, der mir unbefangen und herzlich Glück wünschte, und viel Freundliches für mich hinzufügte. Die drei Tage vergingen wie im Traum mit einer Million nichtsnutziger Geschäftigkeiten, die ich doch alle mit maschinenmäßiger Ordnungsgewohnheit vollzog, wie im somnambulen Zustand. Der letzte Tag meines Aufenthaltes in Posen war der letzte des Jahrs, und ein Ball bei Herr von Sonsky sollte ihn feiern. Mit einem Fest kam ich zu ihr, mit einem Fest schied ich von ihr; äußerlich war Alles grade so wie vor zwölf Monaten; aber ich — ich war ein Andrer .... und sie vielleicht auch!

Aber der Gedanke auf einem Ball von ihr Abschied zu nehmen, war mir unerträglich — überhaupt der

ganze Ball, wo ich alle Welt kannte, und folglich gleichgültige Complimente hergebrachten Bedauerns machen und hören mußte. Ich beſchloß nicht auf den Ball, ſondern Nachmittags zu ihr zu gehen: zwiſchen vier und fünf Uhr pflegte ſie allein zu ſein; es war keine Beſuchſtunde und der Präſident ſchlief nach dem Speiſen. Ich ging; ich fand im Vorzimmer keinen Bedienten, ſie waren mit Vorbereitungen zum Ball beſchäftigt — und ſo kam ich unbemerkt an ihr Zimmer, die Teppiche verhehlten meine Schritte. Ich trat ein. Sie kniete vor einem Sopha, hatte die Arme auf den Sitz deſſelben, und das Geſicht auf ihre Arme gelegt, den Rücken mir zugewendet und bemerkte mich nicht. Ich machte eine leiſe Bewegung, um ſie zu ſtören. Ohne ihre Stellung zu verändern, fragte ſie:

„Was wollen Sie?“

„Ich bin es“, ſagte ich leiſe.

„Ich weiß wohl“, antwortete ſie immer in derſelben Stellung.

„Ich will ... Abſchied nehmen“, ſprach ich mühſam.

„Abſchied! wiederholte ſie und ſtand langſam auf; es iſt aber ſehr früh für den Abſchied, da Sie noch zwölf Stunden länger in Poſen bleiben.“ Während ſie ſprach, hielt ſie fortwährend ihr Tuch vor dem Geſicht und drückte es einige Mal an ihre Augen; jetzt ließ ſie es ſinken, und freilich — die Augen waren trocken, aber ihr ſchönes, ſonſt ſo friedliches Geſicht, war von Schmerz zerriſſen, und gleichſam gebrochen im innerſten Weſen ſank ſie mehr aufs Sopha, als

ſie ſich ſetzte. Seltſam! wenn ich ſie ermattet ſah, ſo wurde ich ſtark! dann fiel mir ein, ich ſei der Mann, ich müſſe ſie tragen und heben. War ſie hingegen ſtark und gefaßt, ſo überließ ich mich den leidenſchaftlichſten Affecten, weil ich dachte, ſie ſei unmenſchlich oder übermenſchlich und ich nur menſchlich. Ich ſetzte mich neben ſie und ſprach ziemlich gefaßt:

„Ich muß einige Fragen an Sie richten: werden Sie ſie mit aller Wahrheit Ihrer Seele beantworten?“

„Ich muß erſt die Fragen hören: vielleicht bin ich nicht im Stande ſie zu beantworten — und das wird Ihre Schuld ſein; wenn ich es aber kann, ſo ſage ich die Wahrheit — wie immer.“

„Auf wie lange nehme ich von Ihnen Abſchied?“

„Auf immer!“ ſprach ſie, ohne ſich einen Moment zu beſinnen.

„Dies iſt alſo kein Abſchied, ſondern .... eine Trennung?“

„Ja.“

„Ich darf nicht wieder kommen?“

„Nein.“

„Ich darf Sie nie wiederſehen?“

„Nein.“

„Ich darf Ihnen nicht ſchreiben?“

„Nein.“

„Ich darf Ihnen nie ſagen, wie ich Sie“ ....

„Nein!“ unterbrach ſie mich.

„Vincenze! rief ich und legte die Hand auf ihre

Stirn; Gott ſegne Sie dafür: ſolche Opfer verlangt man nur von dem Mann, den man" .... —

„Stark genug weiß, um ſie zu bringen" — ergänzte ſie, als ich ſtockte.

„Werden Sie an mich denken?" fragte ich weiter.

„Ja!" rief ſie mit einem triumphirenden Lächeln.

„Werden Sie mich nie vergeſſen."

„Nie."

„Nicht wenn ich lebe, nicht wenn ich ſterbe?"

„Nicht wenn Sie leben, nicht wenn Sie ſterben."

„Nicht bis zum letzten Augenblick Ihres Lebens?"

„Nicht bis zum letzten Augenblick meines Lebens."

„Und jetzt kann ich gehen?" ſagte ich und ſtand auf.

Ich weiß nicht, was ſie antworten wollte, denn ihre Stimme verſagte. Ich ſank vor ihr nieder und flehte mit gerungenen Händen:

„Vincenze! ein Wort! ein einziges kleines Wort der Gnade! ... ſieh, ich gehe jetzt ... ich ſeh Dich nie wieder! nie, Vincenze! bei Gott und meiner Ehre, nie! was ſchadet es Dir, wenn Du ein Wort ſagſt, das ich fern von Dir in meinem dunkeln Leben einwölbe, wie eine Reliquie in eine Kirche. O Vincenze! es iſt ſehr bewundernswerth tugendhaft zu ſein, aber rechnen Sie die Barmherzigkeit nicht zu den Tugenden?"

„Ich habe keine Barmherzigkeit mit mir! ſtammelte ſie, und Alles, Alles, was ich Ihnen thue ... thu' ich mir ſelbſt." Sie machte mir ein Zeichen aufzuſtehen; doch ich blieb vor ihr liegen; ich wollte nicht gehen ohne das Wort: ich liebe dich! von ihren Lippen

gehört zu haben. Ich nahm ihre beiden Hände in die meinen und ſagte:

„Vincenze! ich hab' ein ganzes Jahr mein Herz zerdrückt und geſchwiegen, und ich werde es ferner thun, weil es Ihr Wille iſt — ja! ſo ſehr hab' ich meine Seele zum Sklaven der Ihren gemacht, daß ich Ihnen gehorche ſtumm und blind. Für dies Opfer meines ganzen Weſens, für dies täglich ſich erneuernde Sterben auf dem Scheiterhaufen unbefriedigter Sehnſucht — ein Wort, Vincenze! ein einziges, armſeliges Wort der Gnade ... der Rettung!“

Sie riß ihre Hände aus den meinen, hob beide Arme zum Himmel, ſchlang ſie dann um meinen Kopf und ſagte, indem ſie ſich über mich beugte:

„Julian!“

Mir war, als hörte ich ſeraphiſche Chöre, als verhülle mich ein goldner Schleier, als trügen Wolken mich über die Welt .... — ich war ohnmächtig.

Als ich zu mir kam, waren die Thüren geſchloſſen, ich lag noch auf der Erde, aber an das Sopha gelehnt, und Vincenze und die Grün knieten neben mir. Vincenze hatte meine Hand an ihre Lippen gedrückt, als wölle ſie mit ihrem Athem ſie erwärmen, und die Grün rieb mir die Schläfe mit ſtarken Eſſenzen. Ich wehrte letztere ab und ſagte:

„So laſſen Sie mich ſcheiden.“

Ich ſtand auf und erhob ſie. Sie zitterte ſo, daß ſich die Grün ängſtlich ihr nahte.

„Ich kann heut Abend nicht auf den Ball kommen!“ — rief ich.

„Ich muß es doch können“, entgegnete sie.

„Wolan denn — auf Wiedersehen! dies Mal noch: auf Wiedersehen!“ rief ich und stürzte fort.

Als ich gegen zehn Uhr wiederkam und im Vorzimmer meinen Mantel abnahm, trat ein Bedienter, ohne mich zu bemerken, ein und sagte zu einem andern:

„Gotts Donner, Friedrich! sieh an die Beschee-rung! die gnädige Frau hat ihren Bluthusten bekommen und läßt sich nichts merken; ich soll ihr ein andres Taschentuch bringen.“

Dabei wickelte er das Tuch auseinander, das er in der Hand trug: es war wie in Blut getaucht. Ich stürzte halb wahnsinnig in den Salon .... sie trat mir entgegen, im weißen Atlaskleide, mit einem weißen Rosenkranz auf ihren blonden Locken und ganz mit Perlenschnüren überrieselt — selbst weißer, zarter, durchsichtiger, als Rose und Perle. Wie eine Leiche! war der Gedanke, der mein Hirn zerspaltete. Transfiguriet! sprach bewundernd mein liebendes Herz.

„Ah, das ist schön von Ihnen! rief sie und ein rosiger Schein flog über ihre Wangen; ich fürchtete, Sie würden nicht kommen.“

„Also darum!“ sagte ich und fixirte sie und den Diener, der ihr eben ein frisches Taschentuch brachte.

„Woher wissen Sie das?“ fragte sie lächelnd.

„Sie tödten Sich!“ rief ich, ohne auf ihre Frage Rücksicht zu nehmen.

„O nein! erwiederte sie; ich will leben, damit“ ....

„Nun? damit?“ fragte ich erstaunt; denn ich hatte sie nie stocken hören.

„Damit Sie kein Recht haben das Leben allzuschwer zu finden“, sagte sie und verließ mich.

Wir begegneten uns oft im Lauf dieser Ballnacht. Wir sprachen wenig und nur gleichgültige Worte zusammen; unser eigentlicher Abschied war genommen, wir wollten nur noch unter einem Dach verweilen und uns bis zum letzten Augenblick sehen. Wir glichen Verurtheilten, die da wissen, daß sie sterben müssen und die sich resignirt haben. Meinen offiziellen Abschied nahm ich von ihr und vom Präsidenten, als der Ball beendet war. Sie gab mir ihre Hand, ich küßte sie, und fühlte durch ihren Handschuh, daß sie eiskalt war — wie eine Leiche! dachte ich wieder. — Eine halbe Stunde später war ich auf dem Wege nach Berlin. —

So war es denn geschehen! Wer sich von dem geliebtesten Geschöpf auf immer trennen kann, und nicht stirbt, und nicht wahnsinnig wird — der kann Alles überwinden: das prägte ich mir ein, danach lebte ich fortan mit großer Kälte und äußerer Schroffheit ein ganzes Jahr. Ich hörte nichts von ihr.

Da bekam ich ein Paquet mit dem Poststempel Posen, doch weder mit ihrer Schrift, noch mit ihrem Siegel. Ich war mit niemand dort auch nur in entfernt freundschaftliche Verbindung getreten, Vincenze hatte mich ganz absorbirt; daher erwartete ich in die-

sem Paquet irgend einen Geschäftsbrief oder dergleichen und riß es gleichgültig auf; denn Alles, was nicht von ihr kam, war mir gleichgültig, und niemand durfte sich unterstehen mir von ihr zu schreiben. Als ihr grüner venezianischer Fächer mit Sandelholzstäben aus dem Paquet in meine Hand fiel, hielt ich athemlos inne, und wagte nicht die Papiere aus einander zu schlagen, worin er gewickelt war, denn sie waren beschrieben. Endlich nahm ich das oberste ab und las:

„Gestern, am Sylvestertage, Nachmittags 5 Uhr, ist meine geliebte und verehrte gnädige Frau sanft und selig verschieden. Ihrem letzten Willen gemäß zeige ich es Ew. Gnaden an, und übersende Ihnen anbei dasjenige, was die Selige Ihnen bestimmt hat. Es ist nun ein Engel weniger auf der Welt, und einer mehr im Himmel, und ich denke, der liebe Gott muß diesen mit ganz besonderer Freude aufgenommen haben. Ich bete zu ihm, daß Ew. Gnaden diese Nachricht mit demüthiger Unterwerfung in den göttlichen Willen empfangen mögen. — Ihre unterthänige Sophie Grün.

P. S. Die Selige hat sich eine schöne und passende Grabschrift gewählt; den Spruch aus der Offenbarung Johannis: Sei getreu bis in den Tod und ich will Dir die Krone des Lebens geben.“

Ich war erstarrt. Gedankenlos nahm ich das andere Papier und las: „Julian!“ mehr nicht! ich sank vom Stuhl zu Boden und weinte! ich, der ich nicht geweint habe, seit ich aus der Wiege bin! Nun, die

Thränen eines ganzen langen Menſchenlebens, die drängte ich in eine Quinteſſenz zuſammen, und weinte, weinte, weinte! Gott weiß, wie lange, ich vergaß die Zeitrechnung! — In dem Brief ſtand:

„Julian! ich verſprach Ihnen Sie bis zum letzten Augenblick meines Lebens nicht zu vergeſſen; der iſt gekommen und Sie ſehen .... ich hab' Ihnen Wort gehalten. Ich halte gern mein Wort. Darum würd' ich auch gern gelebt haben, wie ich ebenfalls Ihnen ſagte — doch Gott hat Mitleid mit mir und läßt mich ſterben. Ich durfte mich nicht ſterben laſſen! ich wäre nach Salzbrunn gegangen, wie immer; doch eine große Krankheit meines Mannes führte ihn, und natürlich mich mit ihm, nach Karlsbad; damit verging der Sommer, der Herbſt kam .... mit ihm der Tod, ganz allmälig. Nun iſt es gleich zu Ende. Ich will auch weiter nichts, als Sie um Vergebung bitten, daß ich Ihnen ſo viel, ſo viel Schmerz gemacht. Ach, all Ihre Schmerzen hab' ich nicht bloß geſehen und gewußt — ich habe ſie empfunden. Doch ſparen konnte ich ſie uns nicht. Es giebt Verhältniſſe, die außerhalb der Grenzen gewöhnlicher Zuſtände liegen: da iſt Vieles zu verzeihen! doch bei mir fanden ſie nicht ſtatt. Ich habe zuweilen ſagen hören, die Treue des Herzens ſei Alles, und, wenn ſie verletzt ſei, ſo ſei die Treue des Wortes und der That ohne Sinn, wohl gar Heuchelei. Aber das ſcheint mir nicht richtig. Jene bewahrt uns der Zufall, das Glück, der Himmel — man nenne es, wie man wolle! — dieſe bewahrt

uns die eigene, gottgegebene Kraft. Was will denn die Liebe, als das Geliebte beglücken und im Geben ſelig ſein? Das mußt' ich opfern, und nur der weiß, wie ſchwer ſolch ein Opfer iſt, der es gebracht hat. Aber ich mußte es, um mir ſelbſt getreu, und die Vincenze zu bleiben, die Sie lieben: die Siegende. Darin liegt mein Glück; ein ernſtes, ſtrenges, ſchmerzähnliches Glück — aber doch Glück, und glücklich muß der Menſch ſein, durchaus! Jeder, wie ers verſteht .... und Sie, das weiß ich, verſtehen es auf dieſelbe Weiſe: eins mit der Würde, mit der allerinnerſten, von der nichts zum Vorſchein kommt, die nicht in der Welt glänzt, kaum von ihr geahnt, ſchwer von ihr begriffen wird — nicht wahr, Julian? — Ich ſchicke Ihnen hier meinen grünen Fächer zum Andenken — nicht an mich, ſondern an Venedig, wo das erſte Glied der Kette geſchlungen wurde, die uns verbindet. Als Sie jenen Fächer aufhoben und mir reichten, muß ich Sie wohl ſchon bemerkt haben, denn wie wären Sie mir ſo bekannt geweſen, als ich Sie hier ſah? O, die Seelen wiſſen früher von einander als die Augen, und darum auch länger. Und eben darum ſag' ich nicht: Vergiß mich nicht! ich weiß, das iſt Dir unmöglich; — auch nicht: liebe mich! ich weiß, das iſt Dein Leben; — auch nicht: ſei glücklich! Du wirſt Dir ſelbſt getreu ſein; ich ſage nur jetzt, in dem Moment, wo ich darüber und darum ſterbe, jetzt, wo der Tod mit dieſer Schwäche meines Herzens verſöhnt:

ich liebe Dich, Julian, und Du bist der einzige Gedanke, der meine Ewigkeit ausfüllen wird. Vincenze."

Damit ist mein Leben aus — das meines Herzens; nicht das meines Geistes, meiner Thätigkeit. Ich habe Interesse für das Gute, ich habe Freude am Schönen. Wo ich eine starke, oder reine, oder edle Hand finde, da drücke ich sie gern. Wo ich einer Wesenheit voll Einfalt und Adel der Gesinnung begegne, da verehre ich sie gern. Mich erquickt die Grazie, mich rührt die Unschuld. Der Baum des Lebens ist mir nicht verdorrt, er trägt ein monotones, kühles Grün, nur keine Blüthen und keine Hesperidenfrüchte; denn es giebt für mich nur eine Vincenze, und diese eine ist meine ewige und ganz unsterbliche Liebe, und diese eine ist um unserer Liebe willen gestorben!

Als ich mich aus der ersten Erstarrung des Schmerzes aufgerissen, als ich gewiß wußte, daß ihr holdseliges Antlitz nicht mehr über mir leuchten würde, da fing ich an es zu zeichnen, zehn, zwanzig, hundert Mal; und als ich ein Portefeuille voll dieser verschiedenen Bilder hatte, reiste ich damit nach Paris und ließ nach ihnen und nach meinen mündlichen Anleitungen von Augustin ihre Miniature malen, welche die Aegide geworden ist, unter der mein Herz unvergängliche Feste ihr feiert. Denn ich liebe sie — nicht mehr noch weniger, nicht froher noch trauriger, nicht sehnsuchtsvoller noch gleichgültiger, sondern grade so wie im ersten Augenblick, nur von jenem Hauch triumphirender Wehmuth über-

ſtreift, womit Märtyrer ihren Gott lieben. Und oft denke ich, ſie ſei gen Himmel gefahren und meinen Augen entrückt, damit ich, wie die Blinden, deſto tiefer in mein Innerſtes einkehren möge, wo ſie nimmermehr mir fehlen wird.

Vincenze! ſiehſt Du mich? weißt Du von mir? .... o Vincenze!

* * *

Als er ſich ſatt geleſen, rief er: Warum nicht mir ſolch ein Erlebniß! wo giebt es einen Menſchen durſtiger als ich nach einer allumfaſſenden, allverſchlingenden Liebe? wer hat ſie ſchmerzlicher entbehrt? wer tiefer ihre Seligkeit erkannt? Nur ſie hab' ich gewollt, ſeit ich meiner bewußt bin. Und Ohlen, der nie an ſie dachte, der nur gefallen, ſcherzen, ſich amüſiren wollte, der auf der Welt noch manches andere Glück ſah, der mehr vom Leben begehrte, als das was eine Frau gewähren kann — dem muß eine ſolche Göttererſcheinung werden! O mein armer, mein dreimal ſeliger Julian! Du verdienteſt ſie! Du nannteſt nicht jede oberflächliche Regung des Herzens, und jede heiße Wallung des Blutes: Liebe, Du verſchwendeteſt nicht Dein innerſtes Selbſt an klägliche Götzen, wie ich es, der Gottheit ermangelnd, gethan; und lag Dein Herz im Kerker — ſo doch nicht in ſelbſtgeſchmiedeten Feſſeln! Wie zu Petrus im Gefängniß kam der Engel zu Dir und brachte Dir die Freiheit, das Märtyrthum und die Krone des Lebens!

Dann ging er auf seine Erinnernngen, sein Liebesweh und Liebesglück über, und verging fast in Schmerz, in Schaam, über seine platten Freuden und platten Verzweiflungen. Er vergrub sich in seinen Lehnstuhl und seine Gedanken; er mochte nicht ausgehen, Niemand sehen, hören, sprechen. Kaum vermochte Gertruds Stimmchen, die an der Thür um Einlaß bat, ihn aus seiner Lethargie zu wecken, aber er konnte nicht mit ihr plaudern, wie sie es gewohnt war. Er ließ sie allein spazieren gehen, allein essen, und Gertrud rächte sich gegen ihre Bonne durch allerlei kleine Ungezogenheiten für die Vernachlässigung von Seiten ihres Vaters.

Am andern Tage brachte Gaston seinem Freund das Portefeuille wieder, und sagte nur:

„Ich sehe jetzt, daß Deiner Cousine nicht zu helfen ist."

„O doch!" entgegnete Ohlen lachend, „nur nicht durch mich."

Das war Alles, was sie über diesen Gegenstand sprachen. Gaston wußte genug. Er mußte lächeln, wenn er daran dachte, daß er Ohlen habe empfänglich für Leonorens Liebe machen wollen, oder daß er ihn von Leidenschaft für Catherinen befangen geglaubt. Welch Weib durfte mit Vincenze in die Schranken treten und die Fessel lösen, die sie um ihn gelegt? Er war ihr Vasall, folglich Anderen gegenüber ein Freier. Gewisse Dinge geben dem sonst so schwankenden menschlichen Wesen eine unwandelbare Färbung, brennen wie das Feuer dem zerbrechlichen Glase unver-

gängliche Malereien ein. Zerbrochen iſt manches ſchön gemalte Fenſter in den alten Kirchen, verwiſcht iſt keins. —

Catherine war neugierig und geſpannt auf Leonorens Bekanntſchaft; ſie wußte ſelbſt nicht, war es aus Intereſſe für Ohlen oder war es das Geheimniß, welches die Erſcheinung des Mädchens umgab. Auch fehlte ſie am nächſten Abend nicht bei Frau von Roſen, und es mußten wohl Manche von derſelben Theilnahme befallen ſein, denn ein Paar Dutzend Menſchen verſammelten ſich, es fehlte Keiner von den Intimen, wohl aber — Leonore. Die Schneiderin hatte ihr Wort gehalten, wie Mächtige pflegen: nach ihrer Bequemlichkeit, und das Kleid, das ſie um 5 Uhr ſchicken ſollte, kam gegen neun Uhr. Leonore ſchwankte, ob ſie noch heute in den Salon gehen ſolle; zwei Dinge beſtimmten ſie: den Wunſch, ihren Vetter und Lady Desmond zu ſehen, gegen die ſie nun einmal ein eiferſüchtiges Vorurtheil hegte, und die Furcht, man könne ihre Unſichtbarkeit ihrer Verlegenheit in der Geſellſchaft aufzutreten zuſchreiben. Da ſie allerdings guten Grund zur Verlegenheit hatte, ſo beſchloß ſie ſich durch nichts aus der Haltung bringen zu laſſen, kleidete ſich an, trat durch eine Seitenthür in den Salon und ſetzte ſich auf ein Tabouret zu Frau von Roſen, die es für ſie aufbewahrt hatte. Alle Augen hafteten auf Leonoren, keine ſo geſpannt als Gaſtons und Catherinens. Ohlen war der Einzige, der nicht mitten im Satz ſtockte, als ſie eintrat. Dieſer allge-

meine Effekt war ihr sehr schmeichelhaft, und gab ihr die vollkommenste Unbefangenheit. Frau von Rosen nannte sie mehren Damen und sagte zuletzt zu der, die neben Leonoren auf der andern Seite saß:

„Ihnen, Lady Desmond, die Sie auch halb und halb mein Pflegetöchterchen sind, empfehle ich ganz besonders meine liebe Leonore."

Beide sahen sich an und grüßten sich mit der hergebrachten Gesellschaftsphrase, über der das obligate Lächeln schwebt, so sicher wie der Punkt über dem i.

Man pflegt Liebe und Haß als Gegensatz zu betrachten; das ist nach meiner Meinung nicht der Fall. Sind sie zwei Pole, die sich abstoßen, so ziehen sich doch auch die zwei Pole an. Sind sie Tag und Nacht, so treffen sie sich doch in der Morgen und Abenddämmerung. Liebe hat sich in Haß umgesetzt, sogar Haß hat sich in Liebe gewandelt: es existirt also zwischen ihnen ein verbindendes Element. Aber das existirt nicht zwischen der Liebe und einem Gefühl, welches man bis jetzt so wenig gewürdigt, daß man ihm nur den oberflächlichen Namen Antipathie gegeben hat, und dieselbe nur gegen Spinnen, Schlangen, Kröten, Mäuse und dergleichen eingesteht. Und doch ist Antipathie der unaufhebbare Gegensatz der Liebe, denn beide sind unwillkürlich, von unsrer Bestimmung unabhängig, und räsonniren nicht. Der Haß räsonnirt und hat seine Gründe; der Gehaßte hat mich gekränkt, beleidigt, verletzt, geliebt; ich will mich rächen; oder auch nicht mich rächen, und dafür lieber das Bewußtsein

in mir wach halten, wie unrecht, wie weh er mir gethan; oder ich kann ihm auch verzeihen und durch Frömmigkeit oder Großmuth meine Seele von Haß rein waschen. Aber eine gute, gesunde, stille Antipathie, schießt, wie der Pilz aus der Erde, in demselben Moment in mir auf, wo diese oder jene Person zum ersten Mal mir begegnet. Man sagt mir: das ist eine vortreffliche Person, gescheidt, brav, liebenswürdig, schön! — Ich glaub' es, ich glaube Alles, ich glaub' es auch gern — ich wünsche ihr Lohn und Anerkennung für ihre Tugenden und Verdienste — ich will mich sogar christlich freuen ihr eine Gefälligkeit erweisen zu können, wenn sie im Stande ist, sie von mir anzunehmen — nur muß man mir erlauben dies Alles in der gehörigen Entfernung zu thun, denn ihre Nähe vernichtet mich auf eine eben so unerklärliche Weise, als die einer geliebten Person mich belebt; ich bin nicht mehr das frische, unabhängige Ich, sondern nur das Widerspiel meiner Antipathie. Ich muß verstummen, wenn sie spricht, versteinern, wenn sie lacht, mich bewegen, wenn sie ruht, lustig sein, wenn sie ernst ist — Alles das, um ihr nicht zu gleichen, so wie ich bei der geliebten Person stets in ihre Stimmung einzugehen, und ihre Worte und Bewegungen anzunehmen suche, um ihr ähnlich zu werden. Gebieterisch vereint die Liebe und scheidet die Antipathie. Beide sind unüberwindlich wie das Licht; und sperre und lebe ich mich in einen Keller ein, um ihm zu entfliehen — draußen ist es doch und harrt meiner, wenn ich auftauche.

Catherine ſah Leonore an und dachte: „Himmel! wie häßlich iſt ſie!“

Leonore ſah Catherine an und dachte: „Welch ein abſtoßender, hochmüthiger Ausdruck;“ aber Leonore hatte ein Vorurtheil gegen Lady Desmond, und zum Ueberfluß ſaß Ohlen hinter ihr; alſo fand ſie es ſehr natürlich, daß die bewunderte Frau einen unangenehmen Eindruck auf ſie mache. Catherine hingegen war überraſcht, daß Leonore ihr ſo mißfiel. Sie ſah ſie wieder an und dachte:

„Aber ſie iſt ja ſehr hübſch! ſie gleicht Ohlen! .... So muß denn in ihrem Anzug etwas Mißfarbiges, Störendes ſein! .... aber nein! der roſenfarbene Merino ſteht blaſſen Brünetten ſehr gut, wirft einen ſchönen Wiederſchein auf ihren Teint.“

Sie blickte ſich nach Ohlen um; er war aufgeſtanden und hatte Gaſton und Baron Oberg Leonoren vorgeſtellt, die heftig erſchrak, als ſie den Graf Laßperg erkannte, den ſie im Sturm der gedrängten, wechſelnden Empfindungen dieſer Tage ganz vergeſſen hatte. Doch mehr noch als durch ihren Vorſatz ſich nicht decontenanciren zu laſſen, ward ſie durch Laßpergs Ausdruck beruhigt. Von dieſem Mann — das fühlte ſie — hatte ſie keinen Spott zu fürchten; ſie vertraute ihm, und da er ungewöhnlich aufmerkſam für ſie war, um das Unbehagen zu verwiſchen, das in ihr aufſteigen konnte, und da Beide ein Geheimniß mit einander theilten: ſo ſchienen ſie weit mehr gegenſeitiges Intereſſe

zu äußern, als man bei einer ersten Bekanntschaft zu thun pflegt.

Catherine war den ganzen Abend ungewöhnlich schweigsam; sie ging auf keine Disputation mit Ohlen, auf keine friedfertige Unterhaltung mit Laßperg ein; sie war versunken in Leonore. Diese hatte ein hübsches, musikalisches Talent, und als Frau von Rosen sie aufforderte zu singen, setzte sie sich ohne Ziererei ans Piano, und sang zwei Lieder von Beethoven so schön, so lebhaft, daß sogar ihr Vetter sie bewundern mußte. Das eine Lied war Clärchens: „Die Trommel gerührt und das Pfeifchen gespielt;" das andre: „In questa tomba oscura lascia mi riposar." Das letzte besonders mit dem tiefmelancholischen Schluß: „Ingrata!" bewegte zu inniger Theilnahme. Nur Catherine fand im Stillen den Ausdruck und Vortrag Leonorens viel zu leidenschaftlich für ein so junges Mädchen, und die Wahl der Lieder seltsam, besonders wegen des Vorwurfs, den das letzte macht, und den man als einen indirecten gegen die Gleichgültigkeit des geliebten Vetters betrachten konnte. Aber war diese unglückliche Neigung nicht vielleicht eine erfundene Geschichte? Leonore betrug sich ganz ungezwungen gegen Ohlen, und überhaupt mit einer Sicherheit .... — mein Gott, warum mißfällt mir das Mädchen so? schloß sie ihre Gedankenreihe, schützte Kopfweh vor und zog sich früh zurück. Frau von Reich bemerkte:

„Wenn Lady Desmond nicht ihre beiden Verehrer

neben ſich hat, wie die Schachkönigin ihre Thürme, ſo wird ſie bald matt.“ Und eine andre Dame ſagte:

„Es iſt eine wunderliche Prätenſion mit dieſem ſchönen, jungen Mädchen rivaliſiren zu wollen.“

„O, rief Frau von Roſen, immer bereit die Abweſenden zu vertheidigen; Lady Desmond rivaliſirt mit Niemand und behauptet ihren eigenen Platz; doch nichts iſt ſiegreicher, als die Migräne.“

Da Leonore in dieſem Augenblick einen brauſenden Walzer von Strauß beendete und das Piano verließ, ſo wurde eine andre Unterhaltung begonnen; aber alle Frauen von Catherinens Alter waren äußerſt zuvorkommend gegen Leonore und empfingen ſie, wie man in der Schlacht ein Hülfscorps empfängt. Was nur ohne Ungezogenheit grade ins Geſicht zu loben war, wurde gelobt: ihre Stimme, ihre Gefälligkeit, ihr Talent auswendig zu ſingen, ihr Kleid.

„Man hat hier keinen Merino von dieſem blaſſen, reinen Roſa“ — ſagte die Gräfin Feldkirch, eine hübſche, junge Frau, die ſogar von Männern lieber das Lob ihres Anzugs als das ihrer Schönheit hörte, denn die Schönheit — nun, die verſtand ſich von ſelbſt bei ihr, wie ſie meinte; aber der Anzug war das Studium ihres Lebens, und ſie wollte es gewürdigt wiſſen.

„Um Vergebung, ſagte Ohlen, man hat grade dieſe Farbe.“

„Woher wiſſen Sie das? rief die Gräfin; die Herrn haben ſelten einen Blick für Nüancen.“

„Ich bitte mich zu den Ausnahmen zu zählen! ich

kenne dieſe Nüance, ich habe mir einen ſolchen Schlafrock machen laſſen.“

„Und wo kauften Sie den Merino?“

„Bei Mannheimer, aber es war der letzte Vorrath.“

„Und den nahmen Sie zu einem Schlafrock! das iſt frevelhaft — ein Schlafrock! wer ſieht denn den?“

„Ich, gnädige Gräfin. Mich langweilen meine dunkeln Kleider, zu denen ich durch die Mode verdammt bin, dermaßen, daß ich mich an ihr durch meine munteren Schlafröcke räche. Wenn Sie wüßten, wie ſich mein Auge an den ſchönen, bunten Farben erquickt, Sie würden mir den Merino gönnen.“

„Es iſt wahr, ſagte die Gräfin ernſthaft, daß die Farben ſchöner Stoffe förmlich in die Seele hinein lachen können, und daß ich eben ſo gern in ein reiches Waarenlager gehe, als Blumenliebhaber durch Felder von Hyazinthen oder Nelken gehen. Dennoch .... der letzte Vorrath, Herr von Ohlen! .... der letzte!“

„Der allerletzte, gnädige Gräfin!“ ſagte er ſo ernſthaft nnd mit einer ſo betheuernden Handbewegung, als habe er wirklich den Merino gekauft.

Leonore war auf dem Punkt ihn der Lüge zu zeihen, um die Gräfin Feldkirch zu tröſten; aber ihr fiel ein, daß ſie ſich dadurch verrathen könne, und ſie wandte ſich daher an Gaſten mit der Bemerkung, daß ſie ihren Vetter ſelten in ſo guter Laune geſehen habe.

„Man hat ihn hier ſehr gern, entgegnete Laſperg, er gefällt; das giebt Sicherheit, und ſie entwickelt die

Talente der Geſelligkeit, Scherz, Witz, Freiheit des Benehmens.“

„Aber glauben Sie nicht, daß dieſe Sicherheit in Uebermuth ausarten könne?“

„O ſehr leicht! ſagte Gaſton überraſcht; doch ich geſtehe, daß ich es nie bei Ihrem Vetter gefürchtet habe.“

„O bei meinem Vetter nicht! ſagte Leonore gleichgültig; ich dachte nicht mehr an ihn. Nur war hier vorhin eine Dame .... mit einem engliſchen Namen, von der ich ſchon in Berlin hörte .... jetzt iſt ſie fort!“ .... —

„Sie meinen Lady Desmond, meine Couſine!“ unterbrach Gaſton.

„Sie nennen die Couſine zu rechter Zeit!“ rief Leonore lachend.

Gaſton war verblüfft vor Erſtaunen eine ſo ganz andre Leonore zu finden, als die er vor acht und vierzig Stunden geſehen. Welche bewundernswerthe Selbſtbeherrſchung in ſo jungen Jahren, dachte er; das iſt eine ſtarke Seele! oder ſollte das Glück in Ohlens Nähe zu ſein, ſie in ſolche Freiheit verſetzen? — Eben ſo beſchäftigt mit Leonoren, als Catherine es war, ging er fort, und als er am nächſten Morgen Lady Desmond beſuchte, war ſein erſtes Wort die Frage, wie Leonore ihr gefalle. Sie entgegnete verdrießlich:

„Ich habe ſie noch nicht genug beachtet, um das zu wiſſen.“

„Finden Sie nicht eine ſprechende Aehnlichkeit zwiſchen ihr und Ohlen?“

„Beide haben schwarzes Haar, sonst ist keine Spur! Fräulein Ohlens Züge sind wie mit einem scharfen Meißel aus Marmor gehauen.“

„Aber grade darin sind sie sich ähnlich.“

„Nein, unähnlich! denn ihm steht es gut, ihr schlecht.“

„Ah so!“ sagte Gaston lächelnd. Er wunderte sich gar nicht, daß sie Paradoxen behauptete; nur darüber, daß sie sich für einen Mann gegen eine Frau entschied. Catherine fuhr fort:

„Gewiß so iste! — wenn ich auch zugeben muß, daß Beide dieselbe Gesichtsbildung haben, die gebogene Nase, die länglichen Augen, die schmalen Augenbrauen, den kühn geschnittenen Mund — kurz, Alles, was ich morgenländische Schönheit nennen möchte, wenn man dabei nicht immer an die jüdische dächte — so ist der Ausdruck doch so verschieden, daß er die Aehnlichkeit wegschmilzt. Herr von Ohlens Auge beherrscht und belebt abwechselnd sein Gesicht, wie ein Gestirn die Erde; und Fräulein Ohlens Auge hat die ganze Unsicherheit eines Irrlichts.“

„Ein junges Mädchen kann unmöglich den sichern Blick eines Mannes haben.“

„Nicht den eines Mannes, Graf Laßperg, denn der sucht und fixirt; aber wohl den eines Mädchens: er läßt sich finden. Ein Mädchen kann blöde, gar linkisch in ihrem Benehmen sein vor lauter Schüchternheit und dabei ihr Auge klar und frei aufschlagen; das steht ihr gut. Fräulein Ohlen aber hat einen vollkommen

unbefangenen Anstand, und keinen ruhigen Augenaufschlag — das mißfällt mir."

Heimlich fand Gaston dies sehr natürlich bei Leonoren, und um unwillkürlich nichts zu verrathen, sprach er abbrechend:

„Das Finden der Aehnlichkeit liegt im Auge des Betrachtenden."

Catherinen schien in der kurzen Antwort eine versteckte Theilnahme für Leonore zu liegen, die sie bei Gaston nicht begriff. Es kam ihr ganz unmöglich vor, daß ein solches Wesen ihm gefallen könne, ihm — so einfach, so ruhig und verständig. Die Masse der Männer mußte von Leonoren angezogen werden, sie frappirte zu sehr, sie blendete; aber gehörte denn er zu der Masse? Aus der Betrübniß, welche sie darüber empfand, erkannte sie, daß sie Gaston auf einen ganz besondern Platz gestellt hatte, und war deshalb mit sich selbst vielleicht noch unzufriedener, als mit ihm. Um ihn und sich für ihren Irrthum zu strafen, begann sie auf der Stelle ihn mit großer Zurückhaltung zu behandeln, und ihm die sanfte Freundlichkeit zu entziehen, die sie bisher für ihn, und für ihn allein an den Tag gelegt.

Leonore hatte indessen von ihrer Mutter Briefe voll der größten Zärtlichkeit erhalten, die ihr Vollmacht zu Allem gab, was ihrem Glück förderlich und ihrem Ruf nicht schädlich sei. Ein Dankbrief für Frau von Rosen, Koffer mit Kleidern, Kasten mit Hüten, Blumen und Bändern erfolgten rasch. Eben so rasch wurde

Leonore durch ihre neuen Freundinnen von den innern Zuſtänden der kleinen Coterie unterrichtet, und als Frau von Reich ihr erzählte, Lady Desmond halte Graf Laßperg und Herrn von Ohlen ſo ſchlau in ihren Feſſeln, daß man nicht ergründen könne, ob und für welchen ſie wirklich Intereſſe hege: ſo dachte Leonore: Vetter um Vetter, Mylady! — Von dem Augenblick an, wo ſie klar wußte, Ohlen ſei ihr unerreichbar, von jenem Abend ihrer überraſchenden Ankunft an — gab ſie ihn auf, blitzſchnell, ohne Kampf, und nur mit dem Schmerz der gekränkten Eitelkeit. So wahr iſt es, daß eine unerwiederte Liebe eine Phantaſieliebe iſt, die ihren Gegenſtand verfehlt hat, und augenblicklich erliſcht, wenn das Herz aufwacht, oder nur wenn der Phantaſie andre Nahrung, andre Richtung, anderer Spielraum gegeben wird. Hingegen eine erwiederte Liebe mag immerhin unerreichbar bleiben: ſie erliſcht nicht; Beſitz oder Nichtbeſitz, genießen oder entbehren, haben oder erſehnen, ſind für ſie nur Zufälligkeiten, die beglücken oder elend machen, aber ohne ſie zu zerſtören. — Leonore wollte ſich an Lady Desmond rächen, die ihr in jedem Fall ſehr einflußreich auf Ohlen vorkam; nebenbei dieſem beweiſen, daß wirklich nur eine Art von Geiſteskrankheit ſie befangen habe, als ſie ihm ihre Neigung geſchenkt; und endlich verſuchen, ob ſie allen Männern unliebenswürdig erſcheine, welche dieſer hochmüthigen Lady Desmond huldigten, die einzig zwiſchen den übrigen Damen ihr nicht freundlich entgegen gekommen war. Sie erkannte leicht, daß

Koketterie keine gute Wirkung auf Gaston machen würde, daher verharrte sie in der freundlichen, vertrauenden Weise, mit der sie zuerst ihm begegnet war.

Ohlen kam eines Tages athemlos zu Laßperg und sagte:

„Der letzte Schnee soll benutzt und morgen eine große Schlittenfahrt gemacht werden; thue mir den Gefallen Leonore aufzufordern. Die übrigen Männer könnten glauben, daß ich sie fahren werde, und ich will es nicht. Sie ist zwar, Gottlob! wie ausgetauscht, aber ich will dennoch jede Annäherung, und Alles, was zu fremden Glossen Anlaß geben könnte, vermeiden. Käme sie aber um dies Vergnügen, so würde Frau von Rosen sehr gekränkt sein, die wirklich mit mütterlicher Zärtlichkeit an ihr hängt."

„Gut! gut! sagte Gaston, ich gehe auf der Stelle, und ich muß Dir gestehen, wär' ich nicht Augenzeuge einer gewissen Scene gewesen, so könnte ich nimmermehr glauben, daß dies die nämliche Person ist. Solche plötzliche Verwandlung ist mir ganz räthselhaft."

„Mir nicht! ein wahrer Eindruck kann an die Stelle des geträumten getreten sein. Das prächtigste Bild einer Laterna Magica verschwindet, sobald das geringste Licht ins Zimmer gebracht wird." Er ging darauf zu Catherinen und erbat sich die Ehre sie fahren zu dürfen. Sie entgegnete:

„Recht gern. Doch warum fahren Sie nicht Ihre Cousine?"

„Graf Laſperg iſt mir zuvorgekommen," ſagte er gleichgültig.

Catherine, ſonſt ſo anſpruchslos, fand daß Gaſton jede Artigkeit gegen ſie aus den Augen ſetze, gegen ſie, die ihm ſo freundlich begegnet war, ohne Rückſicht darauf zu nehmen, daß er in äußern Verhältniſſen ihr Feind. Sie trat ihm jetzt mit all der Schärfe und Kälte entgegen, die ſie im Umgang mit Männern äußerte; ſie ließ alle verwandtſchaftliche Traulichkeit fallen, die ihn bisher ſo wohlthätig bei ihr berührt hatte. Er bemerkte dieſe Verwandlung erſt, nachdem ſie ſtatt gefunden, nachdem es ihm unmöglich war einen holden Blick, ein freundliches Wort von ihr zu erhaſchen. Doch nachdem er es bemerkt, zog er ſich kalt und ſchweigend von ihr zurück, und dachte nur heimlich, allein mit tiefer Bitterkeit: Der alte Fluch laſtet auf mir — ich bin nicht liebenswürdig, und dies launenhafte Weſen macht es mir eiſern fühlbar. Gut, daß es zur rechter Zeit geſchieht! es gab Momente, in denen ich an ein Herz in ihrer Bruſt glaubte — Momente, in denen ich wähnte, ſie wehre kühl die Menge ab, um Einem den Schatz ihrer Liebe zu gönnen! Es fehlte nicht viel, ſo hätte ich wohl gar mich ſelbſt für den Einen gehalten. Gott, wie iſt ſie lieblich zwiſchen den beiden Kindern! — —

Als er an jenem Abend ausführlich und wahr Catherinens Geſchichte von Frau von Roſen erzählen hörte, wiederholte er: Sie hat kein Herz! ich wußte es ja! auch ſie hat kein Herz und kann nicht lieben,

denn Liebe hegt Nachsicht und Schonung und sie tritt in den Staub. — Er beschäftigte sich fast ausschließend mit Leonoren. Ihre immergleiche Anmuth kontrastirte höchst vortheilhaft mit Catherinens Schroffheit. Ihre Verehrung für Frau von Rosen gab ihr den Zauber der kindlichen Liebe; sie hatte immer eine kleine Aufmerksamkeit ihr zu erweisen, einem kleinen Wunsch zuvorzukommen. Einmal ward Frau von Rosen durch ein leichtes Schnupfenfieber drei Tage lang ans Bett gefesselt, so daß Leonore Gelegenheit zu Opfern fand und benutzte; denn in diesen drei Tagen fand ein Ball und ein déjeuner dansant statt, und sie, die leidenschaftliche Tänzerin, war durch keine Bitten und Vorstellungen zu bewegen mit Frau von Reich den Festen beizuwohnen. Sie sagte nicht: Frau von Rosen bedarf meiner; oder irgend ein Wort, wodurch sie sich selbst einen Werth beilegte — sondern nur: Ich ängstige mich, wenn ich nicht bei ihr bin. Gegen dies Gefühl ließ sich nicht streiten, und Frau von Rosen sprach fortan nur mit Thränen in den Augen von Leonorens himmlischem Gemüth. Gaston fand, daß sie wenigstens opferwillig sei, und daß ein Mädchen, welches durch Dankbarkeit zu so liebenswürdiger Selbstverleugnung bewogen werde, durch ein stärkeres Gefühl zur Heldin werden müsse. Ihre frühere Thorheit, die er stets, wenn nicht zu rechtfertigen, doch leicht zu entschuldigen gefunden, verlor nach und nach alles Gewicht bei ihm; ihre Liebe war ein Irrthum — der besinnungslose Schritt ein Fehler gewesen; aber ver-

diente dies junge, rasche, warme Herz nicht volle Vergebung? Und als Frau von Rosen sie einmal in seiner Gegenwart, ganz absichtlos, aus überwallender Zärtlichkeit, mit Lob überhäufte, und sie mit Thränen im Auge erwiederte: „Ich habe viel gut zu machen", und dabei ihren feuchten, glänzenden Blick von Frau von Rosen auf Gaston gleiten und haften ließ; da hatte sie durch diese rührende Demuth ihn überwunden und gefesselt.

Ohlen war außer sich vor Erstaunen über diese Wendung der Dinge. Meine Cousine ist eine gute Schauspielerin! dachte er. Denn Ohlen, dem eine hohe Leidenschaft den Psychometer für die Wahrheit der Gefühle gegeben, hatte ein unbestechliches Auge. Ging er aber nicht in seinem Vorurtheil gegen Leonore zu weit? Das fürchtete er. Weil er sich gewöhnt hatte in Gastons und Catherinens Verbindung Beider Glück zu sehen — weil er fand, daß sie sich vollkommen für einander paßten und gut verstehen würden, sobald sie nur erst zu gegenseitigem, offnen Verständniß gekommen — so nahm er mit Schreck wahr, was Leonore heimlich froh und Gaston mißbilligend und beleidigt wahrnahm: daß Catherine sich wie ein Igel zusammenrollte und jeder Annäherung, jeder Berührung ein Heer von Stacheln entgegenstreckte. Sie kam selten zu Frau von Rosen, weil Gaston täglich dort war, und täglich mehr mit Leonoren beschäftigt; und je einschmeichelnder, je milder und schmiegsamer diese in allen Beziehungen und Aeußerungen war, wohl wissend, wie

linde ſie dadurch Gaſtons Herz umſpann: um deſto mehr legte Catherine Alles in ihr Weſen, wovon ſie wußte, daß es ihm mißfalle. Sie richtete heftige Diatriben gegen die Männer, ſie ſpottete ſchonungslos über jede Schwäche, und kam ſie dann nach Hauſe, ſo warf ſie ſich erſchöpft zu Bett und ſuchte im Schlaf ihre Thorheit und Gaſtons Verblendung zu vergeſſen. Zuweilen dachte ſie: Aber warum ſtoß' ich ihn ſo muthwillig ab? muß er ſich nicht nothwendig gekränkt fühlen und mich für die launenhafteſte der Frauen halten? kann ich ihn nicht wie ſonſt behandeln? .... unmöglich! o ganz unmöglich! ich hielt ihn für eine Ausnahme, wähnte ihn gut ohne Schwäche, feſt ohne Eigenſinn. Aber er iſt wie alle Männer ſchwach, erbärmlich ſchwach, zu fangen und zu leiten durch Koketterie, und wenn er derſelben unterlegen ſein wird, ſo wird er ſie mit den Waffen des Eigenſinns bekämpfen wollen; denn Eigenſinn iſt die Kraft der Schwäche. Er iſt ein gewöhnlicher Mann, ich behandle ihn wie einen gewöhnlichen Mann, und thue wahrlich ſehr recht daran, denn ich würde mich ja lächerlich machen, wenn ich ihn auszeichnen wollte .... jetzt! .... Nein! auf Koketterie und Rivalität laſſe ich mich nicht ein. In dem Fach mögen Andere ihr Glück machen.

Genug: man kann ſich ſeine Zukunft nicht abſichtlicher und muthwilliger verderben, als Catherine es that. Ohlen ſagte ihr einmal:

„Sie ſind recht unliebenswürdig geworden, Lady Desmond.“

„Das fühl' ich, antwortete ſie; es rührt von der Ungewißheit her, in der ich über meine Zukunft bin. Wäre ſie nur entſchieden, meinetwegen zu meinem Nachtheil, ſo würde ich mich darin finden; jedoch dieſer Zuſtand ewigen Schwankens zwiſchen Furcht und Hoffnung ängſtigt, verſtört und erbittert mich."

„Reden Sie in Beziehung auf Ihren Prozeß?" fragte er unbefangen.

„Ich hab' auf der Welt außer meiner Tochter kein Intereſſe als dieſen Prozeß! rief ſie heftig und erröthend vor Unwillen; und es iſt himmelſchreiend, daß ich ihn verlieren werde!"

„Ah, Sie werden ihn verlieren? wer ſagt das?" fragte er erſtaunt.

„Kann da ein Zweifel ſein, wo Männer zu Gericht ſitzen, um zwiſchen einem Mann und einer Frau zu entſcheiden?"

„Das Recht wird nach andern Grundſätzen geſprochen, als nach denen, welche in der Geſellſchaft oft ungerecht herrſchen."

„Das Recht iſt von Männern erfunden; man lehrt ſie es deuten und anwenden; unwillkürlich kommt es ihrem Vortheil zu gut. Männer dürfen ja Alles thun, Alles wiſſen, Alles lernen. Sie ſitzen zu Gericht und entſcheiden, wie Gott ſelbſt, über die Seelen und über Leben und Tod. Sie ſtehen auf der Kanzel zwiſchen der Menge, an Wiege und Grab bei dem Einzelnen, und vertheilen Himmel und Hölle. Sie vertheidigen

das Vaterland, ſie umſchiffen die Welt — und wir .... wir ſehen zu! — O, ich haſſe ſie!“

„Weil ſie Dinge thun, die den Frauen unmöglich ſind? wie ungerecht!“

„Unmöglich? — ſchickt die Mädchen auf die Univerſität, und die Knaben in die Nähſchule und Küche: nach drei Generationen werdet ihr wiſſen, ob es unmöglich iſt, und was es heiſt, die Unterdrückten ſein.“

„Alſo wenn ich zugeben könnte, daß eine ſolche Umwandlung der Natur durch Erziehung und Bildung hervorzubringen ſei, ſo würden Sie zugeben, daß die Frauen ihre Oberherrſchaft mißbrauchen würden?“

„Ganz gewiß, Herr von Ohlen! ſie haben alle Fähigkeiten der Männer.“

„Bei Ihnen, Lady Desmond, zweifelt man gewiß nicht daran.“

„Wie? hält man mich für herrſchſüchtig, für übermüthig“ .... —

„Allerdings .... ein wenig!“

„Gott, will ich denn etwas Andres als gehorchen?“

„Dem lieben Gott! ja! das will ich allenfalls zugeben; aber ſonſt“ .... —

„Dem, deſſen Willen ich reiner, klarer, feſter als den meinen erkenne. O, Herr von Ohlen, der Himmel hat mich mit zwei Männern vereint, von denen der eine einen verkehrten, und der andere gar keinen Willen hatte. Wie konnte ich mich ihnen unterwerfen? Wäre nicht mein ganzes Leben Heuchelei geweſen?

Aeußerlich den zu ehren, den man innerlich mißachtet — das nenn' ich feig."

„Aber man mißachtet nicht um eines Fehlers willen! wie könnte Liebe exiſtiren, wenn jeder Schatten, der doch ganz untrennbar von dem vollkommenſten menſchlichen Weſen iſt, ihren Glanz vernichtete. Die Liebe trägt und duldet, und läßt ſich nicht erbittern. Aber Sie haben Sich erbittern laſſen" .... —

„Denn ich habe vielleicht nie geliebt! das mag ein Unglück ſein, aber iſt es denn eine Schuld? — Warum bin ich nicht dem rechten Gegenſtand begegnet?"

„Vielleicht weil Sie ihm nicht haben begegnen wollen."

„O nicht doch, Herr von Ohlen! nie bin ich einem edeln Gefühl ausgewichen, nie hab' ich mich bemüht, das Verdienſt eines Mannes zu verkennen" .... —

„Vergebung! das ſcheint wirklich der Fall zu ſein."

„So iſt der Schein falſch. Laſſe ich z. B. nicht Ihnen vollkommne Gerechtigkeit wiederfahren?"

„Ja, Sie ſind ſo gnädig mir täglich zu ſagen, ich ſei ein eitler, übermüthiger Menſch — ob das nun vollkommne Gerechtigkeit iſt" .... —

„Ach, die liegt nicht bloß in Worten! gehe ich nicht mit Ihnen immer auf dieſelbe Weiſe, und zwar wie mit einem Mann um, den ich achte? O ſchweigen Sie! ſagen Sie mir keinen banalen Dank! — Ich meine alſo: wo ich ungleich bin, da bin ich es in Folge eines Irrthums, und mein Unrecht beſteht darin, daß ich in einen Irrthum verfallen konnte."

„Welchen Stolz, Lady Desmond.“

„Nein! nur Selbsterkenntniß! mit dem Schatz meiner Erfahrungen ist der Irrthum wirklich nur möglich, wenn er absichtlich begangen wird, wenn ich mich blindlings in ihn hineinwerfe, weil er einem stillen Wunsch oder einer Thorheit schmeichelt, und das halte ich für ein Unrecht. — Sie gehen wohl heute Abend zu Frau von Rosen?“ setzte sie abbrechend hinzu.

„Wenn ich nicht zu Ihnen kommen darf!“

„Ich fürchte, Sie langweilen Sich bei mir! Eben haben Sie mir gesagt, ich sei sehr unliebenswürdig geworden.“

„Nicht für mich, Lady Desmond, nur für Andere, denen ich Ihre Huld“ .... —

„Guter Ohlen, Advokaten sind nur dann zu ertragen und anzuhören, wenn sie zu unsern Gunsten reden.“

Er verbeugte sich leicht und sagte mit unverändertem Ton, als ob es eine directe Antwort sei: „Sie kommen so selten zu Frau von Rosen.“

„Es ist seit einiger Zeit Abends so gedrängt voll bei ihr, daß ich von dem Geräusch und der Hitze ganz schwindlich werde. Ihr Salon ist zu eng für all die Leute; sie müßte ihren Tanzsaal öffnen.“

„Viel Menschen bei sich zu sehen ist ihre Freude, ihr Stolz! es ist gar eine liebe, freundliche Frau.“

„O ja, nur zu freundlich fast — denn sie ist es ungefähr gegen Jedermann, damit man ihren Salon allen übrigen vorziehen möge.“

„Das iſt undankbar! ſie hat Sie mit wahrer Liebe aufgenommen.“

„Ja, ja! Sie glaubte meine arme Perſönlichkeit könne ein Magnet für ihren Salon werden. Sie hat einen wirkſameren gefunden und entbehrt mich nicht. Ich muß geſtehen, daß ich mich durch eine ſolche Freundlichkeit nicht ſehr geehrt fühle.“

„Mich erquickt ihr allgemeines Wohlwollen grade ſo wie ein gelindes Kaminfeuer; dabei kann kein Gold der Liebe geſchmolzen, kein Eiſen der Kraft glühend geſchmiedet werden, allein es erhält die Temperatur, welche nothwendig iſt, um uns vor dem Erfrieren in der Geſellſchaft zu ſchützen.“

„Sehen Sie, grade dieſer peinlichen Empfindung entgehe ich, wenn ich einſam in meinem Zimmer bei den Kindern bleibe.“

„Bei den Kindern?“ fragte Ohlen, die letzte Silbe mit Verwunderung betonend.

„Die kleine Gertrud iſt Stephanies tägliche Geſpielin — ein herzig nettes Kind, dem ich eine Mutter wünſche. Ich begreife nicht, wie mein Vetter es ſo in der Welt herum führen mag. Will er ſie bei ſich erziehen, ſo müßte er ſich fixiren.“

„Das iſt ſein Wunſch — jedoch als ſolcher leichter gehegt, als ausgeführt.“

Indem öffnete ſich die Thür und die beiden kleinen Mädchen kamen mit Stephanies Bonne vom Spaziergang zurück, beide allerliebſt, mit friſchen, apfelrunden, roſigen Geſichtern. Sie warfen ſich in Catherinens

Arme und überhäuften sie nach Kinder Weise mit stürmischen Liebkosungen. Es war ein köstliches Bild — lebendig, frei und schön, wie Titian malte. Einen Augenblick betrachtete Ohlen die Gruppe mit Liebe und Rührung, dann gab er einer Leidenschaft nach, die bei Männern ganz allgemein, aber noch gar nicht in ihrer vollen Bedeutung gewürdigt ist: er fing an die Kinder zu necken.

Gott, wenn ich an die Neckereien denke, die ich als kleines Mädchen erduldet habe, so schwillt mir noch das Herz vor Zorn. Wie sollte so ein winziges, achtjähriges Herzchen, reizbar und raschblütig, nicht ganz außer sich gerathen! und grade das macht den größten Spaß! nichts amüsirt mehr, als die possierlichen Geschöpfchen in ihrer ganzen leidenschaftlichen Beweglichkeit zu sehen, ihre naiven Geberden, ihre funkelnden Augen, ihre glühenden Wangen. Ich meines Theils bin überzeugt, daß eine Menge trotziger, impertinenter, eigensinniger Frauen diese Eigenschaften den Neckereien zu verdanken haben, mit denen sie in ihrer Kindheit heimgesucht sind.

Gertruds Taschentuch war zur Erde gefallen. Ohlen nahm es auf, steckte es in seine Tasche und sagte:

„Gertrud, bist Du ohne Taschentuch spazieren gegangen?"

„Nein! sagte die Kleine und sah sich rasch um, wo es wohl sein möge; ich hatte es, als ich herein kam."

„Wo ist es denn?" Beide Kinder fingen an zu

ſuchen. Da ſie es nicht fanden, ſagte er: „Nun wird Mademoiſelle Juliette ſehr böſe auf Dich ſein.“

Aber Gertrud mochte ihn bereits kennen, denn ſie rief dreiſt: „Du haſt es.“

„Ich? liebe Gertrud, was ſollt' ich mit Deinem kleinen Tuch machen! Nein! ich habe eben geſehen, daß eine Krähe drüben auf dem Dach es im Schnabel hatte.“

Beide Kinder ſahen unwillkürlich nach dem Dach drüben.

„Angeführt! rief er und klatſchte in die Hände, angeführt!“

„Du haſt mein Tuch, ſagte Gertrud verdrießlich, gieb mir's wieder.“

Er verneinte eifern. Sie fing an zu bitten und zu flehen. Er verneinte. Endlich, als dicke Thränen in ihren Augen ſtanden, ſagte er:

„Sollte ich es vielleicht in Gedanken in meine Taſche geſteckt haben?“ und zog es hervor.

„Ah! rief Stephanie, Herr von Ohlen hat gelogen!“

„Stephanie! ſagte Catherine verweiſend, ſiehſt Du nicht, daß Herr von Ohlen ſcherzt?“

„Darf ich auch im Scherz lügen, liebe Mama?“ Was ſollte Catherine auf dieſe ſehr natürliche Frage antworten? Für den Augenblick ward ſie der Antwort überhoben, denn Gertrud hub ein Zetergeſchrei an. Ohlen wollte ihr nur das Taſchentuch für einen Kuß wiedergeben; ſie hatte grade nicht Luſt ihr rechtmäßiges

Eigenthum zurückzukaufen und verweigerte den Kuß sehr hartnäckig.

„Oho, Kleine, Du bist trotzig! rief er, Dir muß man nicht nachgeben!“ und damit haschte er sie, küßte ihre heißen Wangen und Gertrud schrie.

„Himmel! was hat solch ein Kind für eine durchdringende Stimme!“ sprach er lachend, und Catherine sagte: „Bitte, gehen Sie jetzt nur! Ihre Lectionen können die armen Kinder nicht brauchen! Der Einen haben Sie beigebracht, daß man, um sich zu amüsiren, immerhin lügen dürfe; und der Andern, daß man sich mit einem Kuß Recht schaffen könne. Für zehn Minuten haben Sie genug geleistet.“

Welchem Kinde sind nicht tausend Mal ähnliche Scenen begegnet, und wie sollten sie keinen Eindruck machen.

Um die Kinder zu zerstreuen, setzte Catherine sich an ihren Flügel, spielte lustige Tänze und sie tanzten umher. Herberts Ankunft störte höchst unwillkommen den Ball. Er kam ziemlich häufig zu Lady Desmond und zwar in den Stunden, wo er gewiß war sie allein zu finden. Dann declamirte er ihr oft irgend eine seiner Productionen vor, die er alle auswendig wußte — was mir, beiläufig, sehr merkwürdig scheint, indem ich jedes Lied vergesse, sobald ich es niedergeschrieben habe — und sie hörte eben so gern seine poetischen Gemeinplätze an, als die prosaischen der Uebrigen. Man warf ihr scherzhaft vor, sie protegire Herbert zu sehr, da er doch wirklich unerträglich eitel sei; darauf

entgegnete ſie: „Sein kleines Seelchen iſt in der Eitelkeit in ihrem Recht: ſie kann ja nicht ſtolz ſein. Und dann amüſirt er mich, weil er ſo unbefangen in der Selbſtbewunderung iſt, nnd ſich dadurch vortheilhaft zwiſchen den Männern auszeichnet.“

Jetzt trat er ein, friſirt und parfümirt, den Körper in den engſten aller Röcke — die Hände in die engſten aller Handſchuh, die Füße in die engſten aller Stiefel gepreßt, vor lauter Zierlichkeit mumienhaft. Catherine ſagte vom Flügel aus:

„Guten Abend, Herr Doctor!“ und als Herbert ſich mit einer Miene verbeugte, als ſchlucke er einen Löffel Rhabarber herunter, verbeſſerte ſie ſich raſch und fragte:

„Wie geht's, mein beſter Herbert?“

Das war aber ſo: Herbert hatte ſich allerdings den vagen Titel Doctor geben laſſen, um dem Volk zu zeigen, daß er nicht zu demſelben — und gelehrten Männern, daß er zu ihnen gehöre. In der Geſellſchaft aber wollte er nur ſeinen Namen gelten laſſen und ſein Titel, beſonders in dem Munde einer Frau, war ihm ein Greuel. Jetzt entgegnete er verſöhnt:

„Wenn ich hier etwas Stille finden könnte, ſo würd' es mir gut gehen.“

Catherine ſchickte die Kinder fort und ſagte: „Ich hab' eben wieder eine zu gute Mahnung bekommen, wie thöricht es iſt, den Salon zur Kinderſtube zu machen, um nicht davon zu profitiren. Doch was fehlt Ihnen? Sie ſehen verſtört aus?“

„Ja, sagte er und fuhr mit der Hand durch das Haar, jedoch nicht heftig genug, um den Lockenbau zu vernichten — ich muß mich calmiren!“

„Wollen Sie Zuckerwasser?“ fragte sie lachend.

„Dank! mein Blut ist ruhig .... doch die Seele! die Seele! .... ich bitte Sie, spielen Sie mir etwas vor, was mich herabstimmt“ .... —

„Etwas Heitres, Lustiges? Ein Capriccio vielleicht?“

„Was Sie wollen.“ Er zog einen tiefen Lehnstuhl an den Flügel, vergrub sich dermaßen darin, daß seine Knie fast horizontal mit seinem Kinn waren, und bemühte sich durch zusammengezogene Augenbraunen und festgeschlossene Lippen einen Ausdruck von Tiefsinn in sein Gesicht zu legen, dem der nüchterne, vacante Blick seines Auges durchaus widersprach. Catherine wollte sehen, ob Musik wirklich Eindruck auf ihn mache und spielte ein Adagio von Beethoven, das nicht anders klang als die letzten Schläge eines brechenden Herzens. Ihm wurde die Zeit dabei lang, denn er wollte sprechen, daher rief er hastig, als sie kaum geendet:

„Gott, wie das erleichtert und stärkt. Was war es denn?“

„Ein Satz aus Beethovens Sonate pathétique,“ entgegnete sie lächelnd.

„Ja, es erleichtert, wenn solcher Genius die Gedanken aus unsrer Seele nimmt und sie in seine himmlische Sprache übersetzt“, antwortete er schnell gefaßt.

„Nun ſagen Sie mir, was Ihnen widerfahren iſt? Verletzte Sie eine Kritik?“

„Die Lieder, die ich bis jetzt nur einzeln in Journalen und Taſchenbüchern dem Publikum mitgetheilt, ſind zu unbedeutend, um von dem ſcharfen Meſſer der Kritik zerfleiſcht zu werden“ — ſprach er vornehm nachläſſig.

„Oder haben Sie Sich etwa urplötzlich verliebt?“

„Ich mich verlieben? Nein, Lady Desmond, das begegnet mir nicht.“

„Schämen Sie Sich! wer ſich bei vier und zwanzig Jahren noch nie verliebt hat, kann bei dreißig nicht lieben, hat ein kaltes, egoiſtiſches Herz und wird nimmermehr ein Dichter ſein.“

„Letzteres iſt ganz und gar das Vorurtheil einer Frau! Ihr Geſchlecht ruinirt den Dichter.“

„Möglich! .... aber es inſpirirt ihn — das iſt gewiß.“

„Es giebt noch andre Ideen, die in unſrer Bruſt das himmliſche Feuer entzünden.“

„Ja! Gott und Vaterland! aber welcher Dichter hat in unſern Tagen den Muth zu ſagen, daß er den guten Gott liebe und daß er ein andres Vaterland als das Univerſum habe. Das wäre ja ganz philiſterhaft — wenn Sie mir dieſen vortrefflichen Studentenausdruck geſtatten wollen.“

„Ich habe den Muth! Theure Lady, die Aufregung, in der Sie mich ſehen, rührt daher, daß eine gigantiſche Idee mich gepackt hat, deren Ausführung

mein Vaterland verherrlichen wird. Nämlich: wie ein roher Marmorblock liegt der Plan zu einem Epos in vier und zwanzig Gesängen, zum Mongolenzug, vor mir."

„In vier und zwanzig Gesängen?"

„Ja, wie der Messias und das befreite Jerusalem! doch weder im schleppenden Hexameter noch in der monotonen Ottave rime, sondern im ungezwungenen Verse der Nibelungen."

„Ach, bester Herbert, durch vier und zwanzig Gesänge wird jeder Vers monoton."

„Dafür lassen Sie mich sorgen! der Gegenstand, oder vielmehr die Art, wie ich ihn aufzufassen gedenke, bietet so unendlich viel Abwechselung dar, daß gewiß Niemand über Monotonie in der Form klagen wird."

„Sie haben mich so neugierig gemacht, daß Sie mir Ihren Plan mittheilen müssen!"

„Das kann ich nicht! ich bin darin wie Göthe, der eine Dichtung fertig macht, bevor er über sie spricht. Bei Schiller war es umgekehrt."

„Nun, guter Herbert, da Sie in jedem Fall dem Beispiel eines Unsterblichen folgen, so befriedigen Sie ein klein wenig meine Neugier."

„Der Gedanke ist zwar viel zu kolossal, um mit wenigen dürren Worten den gehörigen Effekt zu machen .... indessen, Ihrem Wunsch opfre ich gern eine kleine Eitelkeit. Also: Aus dem Osten kamen alle gewichtigen Umwälzungen, die Europa trafen: Das Christenthum, die Völkerwanderung, der Islam, der Untergang

des römiſchen Kaiſerreichs — auch die Invaſion der Mongolen im dreizehnten Jahrhundert. Derjenige, welcher berufen war Deutſchland zu ſchirmen, weil er Deutſchlands Krone trug, Friedrich II., der geprieſene und gefeierte Hohenſtaufe — was that er bei dieſem verheerenden, die Welt bedrohenden Einfall? Er that nichts, ſondern ſetzte ſeine egoiſtiſchen Fehden in Italien den allgemeinen Reichsintereſſen voran. Da ſtand unſer groſſer Herzog Heinrich II. von Liegnitz auf, ermahnte zur Gegenwehr, ſammelte Fürſten und Herrn unter ſeinem Banner und zog dem grimmigen Batu Chan mit einem glaubensfreudigen Heer entgegen: Es färbte die Gefilde um Liegnitz mit ſeinem Blut, die Blüthe des Volks an Rittern und Reiſigen ſank dahin. Achtzehn Rothkirchs blieben unter Andern auf dem Schlachtfeld, und ein Knabe in der Wiege pflanzte ſpäter die Familie fort. Herzog Heinrich ſelbſt — fiel! aber Batu entwich! Deutſchland, Europa, war gerettet!"

„Das iſt gewiß recht ſchön und heldenhaft; aber — meiner Unwiſſenheit halten Sie die Frage zu gut! — warum machen Sie vier und zwanzig Geſänge daraus?"

„Weil jetzt erſt das eigentliche Thema beginnt."

„Nach dem Tode Ihres Helden?"

„Ja! denn es giebt noch andre Heroen als die bis zum Ueberdruß gefeierten mit Helm und Schwert."

„Ah! die heilige Hedwig" .... —

„Ja, die heilige Hedwig ſucht den geliebten Sohn auf dem Schlachtfeld zwiſchen Tauſenden von entſtell-

ten, verstümmelten, blutigen Leichen, erkennt ihn an dem sechsten Zeh seines rechten Fußes; führt den theuern Leichnam hieher, und erbaut die Sand-Kirche über seinem Grabe."

„Der sechste Zeh mißfällt mir! es ist etwas Mißgebornes" .... —

„Was oft die größten Männer hatten! Alexander den schiefen Hals, Lord Byron den kurzen Fuß."

„Aber dieser sechste Zeh kann doch unmöglich Ihr Hauptthema sein" — sagte Catherine ungeduldig, weil Herbert sich immer auf ein Beispiel berief.

Er warf ihr einen drohenden Blick zu; der Wunsch sie für ihren Spott durch Schweigen zu strafen, bekämpfte einen Augenblick den Drang sich über seine große Idee auszusprechen; aber nur einen Moment. Gelassen fuhr er fort:

„Gleichwie Iphigenie geopfert werden mußte', um auf das Griechenheer die Gunst der Götter herab zu ziehen, so — nehm' ich an — war Herzog Heinrich das Sühnopfer, welches die Vorsehung begehrte, und für dasselbe dem Schlesierlande seine zukünftigen großen Männer gab und gönnte. Herzog Heinrich fing in seiner Brust den Speer auf, den die Mongolen gegen Europas Civilisation schleuderten. Hätte er es nicht gethan, so würden sie den Occident überschwemmt haben, so würd' es keinen Opitz und Logau, keinen Jacob Böhme und Angelus Silesius gegeben haben, so würde kein Rübezahl existiren, diese personifizirte Blüthe eines heitern, launigen Volkssinnes, so würde

keine „liebe Dorel“ die Krone der Fürſtinnen, das Muſter eines Weibes, die Freude ihres Volkes geweſen ſein, ſo würde unſre gegenwärtige ſchleſiſche Dichterſchule, die dritte in der Geſchichte der deutſchen Literatur, die durch ihren Impuls den deutſchen Genius regenerirt — uns fehlen. Sagen Sie Selbſt: wird Leben, Streben und Wirken dieſer unendlich mannigfaltigen Geſtalten in vier und zwanzig Geſänge zu faſſen ſein? es iſt aber auch nicht nöthig. Dantes Werk hat neun und neunzig Geſänge — und mein Gedicht wird in der That der göttlichen Comödie etwas gleichen, wird durchaus vaterländiſch und epiſch-didaktiſch ſein und, zwar keine Höllenſtrafen, wohl aber Kronen und Glorien vertheilen.“

Wie erſchöpft ſank er in den Lehnſtuhl zurück. Catherine ſagte nachdenklich:

„Ich in Ihrer Stelle würde dieſen Plan in zwei verſchiedene Bücher vertheilen, eins in Verſen ſchreiben, die Mongolenſchlacht; das andere in Proſa: Schleſiens Plutarch.“

„Meine gute Lady Desmond, ſagte Herbert mit milder Geringſchätzung, einen Romanzen-Cyclus über die Mongolenſchlacht liefert Ihnen in unſrer dichteriſchen Zeit jeder Tertianer und eine Biographie berühmter Männer in unſrer gelehrten Zeit jeder Schulmeiſter. Nur in der Verſchmelzung ſpröder — und in der Verklärung dunkler Elemente beurkundet ſich das Genie.“

„Und wann beginnen Sie Ihr Werk?“

„Es iſt längſt begonnen, unbewußt, mit Studien, Forſchungen und Meditationen. Habe ich alle Materialien beiſammen, ſo werd' ich mir irgendwo im Gebirg eine einſame Hütte ſuchen, wo niemand mich ſtört, wo ich meine Gedanken ſammeln kann" .... —

„Apropos! wiſſen Sie, wie die Staël ſchrieb?"

„Nein! weiß ich doch kaum, was ſie ſchrieb."

„Das hätten Sie doch, wenn nicht in ihren Büchern, doch in Byrons Noten zum Child Harold leſen können. Nun gleichviel! Necker liebte, nach Männerart keine Feder in Frauenhänden wegen der gelehrten Atmoſphäre, die nun einmal um die Feder ſchwebt. Seine Tochter wollte ihm nicht mißfallen und konnte doch nicht von geliebten Beſchäftigungen laſſen. Um alſo keinen Anſtrich von Gelehrſamkeit zu haben, und ihre Schreibereien ſogleich verlaſſen zu können, wenn er in ihr Zimmer und in das ihrer Mutter kam, was täglich oft und überraſchend geſchah — gewöhnte ſie ſich ſtehend am Kamin und auf demſelben zu ſchreiben. Trat ihr Vater ein, ſo legte ſie Papierblättchen und Feder auf die Kaminplatte, und es war nicht anders, als habe ſie ſich vor dem Spiegel die Locken aufgerollt oder eine Schleife gebunden. So ſchrieb das junge Mädchen den Aufſatz über Rouſſeau und über die Verurtheilung der Königin. Aber Vergebung, daß ich Sie unterbrach! Sie wollen alſo in die Einſamkeit des Gebirges?"

„Das iſt freilich auch läſtig! ich kann nicht alle Bücher mitnehmen, die ich brauche, ich mag nicht

um eines Buches willen all' Augenblicke hieher zurückkehren" .... —

„Nun ſo etabliren Sie Sich in Roſenau — wenn es nämlich bis dahin noch mein Eigenthum iſt — ſagte ſie gutmüthig — da iſt eine gute Bibliothek, eine liebliche Gegend und meine Anweſenheit wird Sie nicht ſtören."

„Aber Sie werden viel Menſchen bei Sich ſehen" ...

„Einige Verwandte und Freunde! Ich garantire Ihnen völlige Unabhängigkeit und verſpreche Ihnen das einſamſte Zimmer des Schloſſes."

Herbert war ſelig. Er glaubte, unter ſo vortrefflichen äußern Bedingungen könne ſeinem Genius der Schwung nicht fehlen. Er bat Catherinen um die genauſte Beſchreibung des Schloſſes, des Gartens, der Umgegend; er fragte, ob es nicht einen geſchichtlichen Moment habe, den er vortheilhaft in ſein Epos verflechten könne.

„Ich glaube nicht, entgegnete ſie. Ich muß geſtehen, daß ich mich um Roſenaus Annalen erſt von der Zeit an bekümmert habe, als es das Eigenthum meiner Familie iſt; und das iſt es erſt ſeit dem letzten ſchleſiſchen Kriege, wo Friedrich der Große es zur Belohnung dem Vater meines Großvaters, einem alten, verdienſtvollen Krieger gab. Dieſer erbaute auch das Wohnhaus, das wir Schloß nennen, weil es groß, ſchwerfällig und mit einigen Anſprüchen an Pracht erbaut iſt, die aber leider an Geſchmackloſigkeit ſtreift. Ein großer, ſeltſamer, beinah chineſiſcher Thurm prangt

über dem Mittelgebäude; zwei kleinere thronen auf den beiden Pavillons, die durch niedrige Seitengebäude mit dem Corps de logis zuſammenhängen. Unſer Wappen, von zwei dickbäckigen Genien getragen, ziert das Portal, welches durch Statuen flankirt wird, die Nymphen oder Tugenden oder weiß Gott was für allegoriſche Figuren mit nichtsſagenden Geſichtern und ſchwülſtigen Gewändern darſtellen“ .... —

„Aber das iſt ja ganz herrlich, reich, grandios!“ unterbrach Herbert.

„Darin liegt eben der Fehler, entgegnete ſie, es iſt nicht grandios! man hat hie und da Muſter genommen und ſie nachgebildet, ohne an die richtigen Verhältniſſe zu denken, und ſo ſieht denn mein liebes Roſenau wie ein Maskenanzug aus, den man abſichtlich recht bunt und überladen gemacht hat — gleich entfernt von der ſtolzen, romantiſchen Rittertracht einer alten, feudaliſtiſchen Burg, und dem eleganten, banalen, à force des Characterloſen, characteriſtiſchen Kleide eines modernen Landhauſes. Aber ich liebe es, wie es grade iſt! ich hab' es als Kind ſo aufrichtig bewundert! und ich habe eine Art von unwillkürlichem Reſpect vor Allem, was ein Heiligthum oder ein Idol meiner Kindheit war — vielleicht deshalb, weil es immer mit der Erinnerung an meine Eltern verknüpft iſt. Wie froh war mein Vater in Roſenau, ohne Wuſt von Geſchäften und Geſellſchaft! Welch ein allgemeiner Jubel herrſchte im Hauſe, wenn er beſtimmt hatte, an welchem Tage wir Berlin verlaſſen würden! Vom

Weihnachtsfeſt an fragte ich ihn faſt täglich, ob wir nun nicht bald nach Roſenau reiſten. Dieſe Reiſe war eine eben ſo wichtige Epoche des Jahrs, als das den Kindern ſo wichtige Weihnachtsfeſt. Geſchäfte erlaubten meinem Vater ſelten über zwei Monate zu verweilen, aber meine Mutter blieb länger dort mit mir, weil er uns die friſche Luft, die Bäume, die Freiheit gönnte — er war ſo gut! wenn wir dann Ende September zu ihm zurückkehrten, ſo freute ich mich wieder eben ſo ſehr nach Berlin zu kommen, und meine Mutter gleichfalls, denn ſie hing mit ganzer Seele an meinem Vater, und die große Verſchiedenheit ihrer Jahre hatte Beide nur inniger verbunden, nie geſtört! In den letzten Lebensjahren meines Vaters hörten die Reiſen nach Roſenau auf, weil wir ihn in ſeiner langen Krankheit nicht verlaſſen konnten; aber er und meine Mutter ruhen dort in der Kapelle. Sie ſehen wohl, daß es mir lieb ſein muß."

Ob Herbert gerührt war durch dieſe ſchlichten, natürlichen Erinnerungen, iſt zu bezweifeln. Catherine ſelbſt war es aber ſo tief, ſo ſanft, daß ſie ihnen nachhing, lange nachdem Herbert ſie verlaſſen hatte, und endlich ſich aus ihrem ſtillen Sinnen mit dem Entſchluß erhob: Nächſten Donnerstag gehe ich nach Roſenau! — Und, als habe dieſer Entſchluß ſie von allen bittern Empfindungen befreit, befahl ſie den Wagen und fuhr zu Frau von Roſen.

Ich habe geſagt, daß Catherine ſchön war. Sie war es in jenem hohen Styl, der ſich auf eine

erſchreckende Weiſe immer mehr und mehr deteriorirt, wahrſcheinlich weil die Raffinerie, der Luxus und die Bequemlichkeit des Lebens, verbunden mit dem unſtäten Treiben mattherziger Genußſucht, jede Energie im Keim erſtickt, dem Blut Kraft und Friſche raubt, und es allmälig in eine todte, wäſſrige Subſtanz verwandelt, aus der freilich keine Schönheit, dieſe Verklärung der Kraft, erblühen kann. Aber dieſer reine, hohe Styl machte auch, daß Catherine eiſig und übermüthig erſchien, wenn ſie in ihren hohen Launen war oder — was die Männer viel mehr abſtößt als der Uebermuth — tödtlich gleichgültig. Und in einer dieſer Miſchungen hatte ſich ihre Schönheit in der letzten Zeit immer gezeigt. Früher, ſprachen die Männer unter einander, lächelte doch ihr Auge zuweilen mit, wenn ihr Mund lächelte! früher lag doch zuweilen hinter dem Spott eine Aufforderung! früher konnte man doch einigermaßen mit ihr umgehen! .... aber jetzt iſts unmöglich. — Gaſton hatte niemals laut in dieſen Chor eingeſtimmt, wohl aber leiſe dieſelbe Bemerkung gemacht, und ſie nicht bloß auf den äußern Verkehr bezogen. In ihrer Haltung, in der langſamen Wendung ihres Kopfs, in der Art, wie ſie die Worte mehr von den Lippen fallen ließ als ausſprach, lag eine Gleichgültigkeit, die ihn fürchterlich an ſeine Mutter erinnerte, und verwundet und erkältet ſuchte er Schutz dagegen in der lieblichen Frühlingsluft des Wohlwollens, der Theilnahme, der Innigkeit, die er einſt bei ſeiner Schweſter gefunden, und die er jetzt bei Leonoren

fand. Er ſchwärmte nicht für ſie, wie für Blanche Sonin; er träumte nicht für ſie, wie für Gertrud: er ſtand ihr gegenüber auf dem Fuß der Gleichheit; bereit zu lieben und zu ſchützen, für Liebe und Vertrauen. Leonore verfolgte linde und friedlich ihre dreifache Abſicht, und Frau von Roſen, die früher eine Verbindung zwiſchen Gaſton und Catherinen gewünſcht, hatte jetzt zu ſehr ihre ganze Zärtlichkeit auf Leonore übertragen, um dieſer nicht den Mann zu wünſchen, der ihr von allen Männern, welche ihr Haus beſuchten — am meiſten geeignet ſchien in der Ehe eine Frau zu beglücken. Sie that demzufolge Alles, was ſie konnte, um auf die zarteſte Weiſe Beide einander zu nähern, und nahm grade an dieſem Abend wahr, wie gut ihr das gelang.

Frau von Reich ſagte eben zu Baron Oberg: „Lady Desmond wird ganz unſichtbar! man ſieht ſie nie und nirgends mehr.“

Und er antwortete: „Sie war geſtern auf der Promenade mit ihrer kleinen Tochter, die ſchon ganz ihre Manieren hat. Ich wagte kaum ſie zu grüßen; ſie ſah inſolent aus wie eine Königin, die ungeſtört und allein ſein will.“

Da ging die Thür auf und Catherine trat ein, lächelnd, ſtrahlend, wie eine Königin, die bloß durch ihre Erſcheinung den verſammelten Hofſtaat beglücken kann. Frau von Roſen ſagte theilnehmend, im Wiederſchein dieſes Glanzes:

„Was bringen Sie uns für eine Freudenbotſchaft,

Liebste? welch unverhofftes Glück ist Ihnen begegnet?“ Sie reichte ihr die Hand.

„Ach, nur das, was sich alle Jahr um dieselbe Zeit wiederholt, entgegnete Catherine die dargebotene Hand drückend; der Frühling kommt!“

„Sagen Sie lieber: der Winter geht, erwiederte Frau von Rosen; bis zum Frühling währt es noch lange.“

„Die Lerchen singen, die Kraniche ziehen, sagte Catherine, der Thauwind weht...“ —

„Ja, Thauwetter ist allerdings, sagte Ohlen; als ich vorhin zu Fuß herkam, bemerkte ich den Frühling auf eine sehr angenehme Weise: bei jedem Schritt versank ich eine Viertelelle in den erweichten Schnee, und alle Augenblick' fiel mir ein zusammengeballter Schneeklump vom Dach auf den Kopf.

„Ich habe in den Modejournalen noch keine Frühlingsmoden gesehen,“ sagte Gräfin Feldkirch.

„Mein Gott, rief Frau von Reich, ich kenne nichts Langweiligeres, als diese Frühlingsverkündigungen ein Paar Monat vor seiner Erscheinung! wenn er da ist, hat man ja Zeit ihn zu genießen.“

„Und für mich ist er da, antwortete Catherine, ich gehe nächsten Donnerstag nach Rosenau.“

Allgemeines Erstaunen mit Neugier vermischt. Gaston war überrascht. Leonore still selig; sie dachte: ich schlage sie in die Flucht! — Aber als sie den Blick auf Gaston wendete, erschrak sie fast, denn er betrachtete Catherine mit einem Ausdruck, der ihr tödtlich

miſſiel. Sein Stöckchen ſtand zwiſchen ſeinen Knien, ſeine Hände lagen über dem Knopf, er lehnte ſich im Stuhl zurück, aber ſein Kopf war vorwärts geneigt und ſein Auge in Catherine verſunken. Er dachte: Warum iſt ſie nicht immer ſo! — Leonore ſaß neben ihm; ſie wendete ſich zu ihm und ſprach leiſe:

„Wie wunderſchön iſt Lady Desmond heute, und wie anmuthig! ſie will ſich recht regrettiren laſſen.“

Hätte Leonore mit dem geringſten Ausdruck von Spott geredet, ſo würde Gaſton unangenehm dadurch berührt worden ſein, und zwar hinſichtlich Leonorens. Aber ſie hatte ihre Tapiſſerie auf den Schooß ſinken laſſen, Catherine mit einem Ausdruck von wahrer Adoration angeſehen, und jene Worte gleichſam hingeriſſen geſprochen. So berührten ſie freilich immer Gaſton unangenehm, aber der Nachtheil fiel Catherinen zu; denn er beſann ſich plötzlich wieder auf all die gewohnte Schroffheit ihres Characters, er machte eine Bewegung mit der Hand vor den Augen, als wollte er eine Wolke verjagen und murmelte ganz leiſe, daß nur Leonore es hörte:

„Ja, ja! ſie will ſich regrettiren laſſen.“

Ohlen hatte ihr indeſſen den Krieg über ihre unerhörte Verſchloſſenheit erklärt, daß ſie ihm heute Mittag nicht eine Silbe von dieſem Vorſatz geſagt. Sie antwortete:

„Gegen den Vorwurf vertheidigt mich meine aufrichtige Erklärung, daß ich erſt vor zwei Stunden den Vorſatz gefaßt habe.“

„Was so schnell beschlossen ward, kann eben so leicht widerrufen werden, sagte Frau von Rosen; gewiß Sie bleiben länger hier als nächsten Donnerstag.“

„Nein, sagte Catherine, ein schneller Entschluß ist eine Eingebung, der man folgen muß.“

„Ich bin für das Ueberlegen der Eingebung, sprach Herr von Soltau bedächtig; schaden kann es ja nie.“

„Aber man verliert Zeit!“ entgegnete Catherine.

„Und welch dringendes Geschäft ruft Sie denn nach Rosenau? darf man es wissen? fragte Frau von Reich spitzig.

„O meine Geschäfte sind immer nur: car tel est notre plaisir! und eben darum sind sie dringend,“ erwiederte Catherine lachend.

„Sie sind so ungemein heiter, Lady Desmond, daß ich ein kleines Mißtrauen gegen Sie hege, sprach Ohlen; Sie necken uns; Donnerstag ist der erste April....“ —

„Sie sind so ungemein ernsthaft, Herr von Ohlen, daß ich mir nimmermehr einen solchen Scherz erlauben würde. Indessen.... um Sie ganz zu beruhigen: ich werde also lieber Mittwoch reisen.“

„Immer besser!“ rief er wirklich ungeduldig.

„In England ist um diese Zeit alle Welt auf dem Lande und amüsirt sich herrlich, fuhr Catherine fort; es wird ja grade jetzt mit jedem Tage besser....“ —

„Allein es treten häufige und heftige Recidiven im April ein, sagte Herr von Soltau, und Rosenau liegt am Fuß des Gebirgs, eine Meile von Warmbrunn,

nicht wahr, Lady Desmond? — da iſt es im April, oft im Mai, winterlich kalt, und, wenn Sie nicht gute Oefen haben, Doppelfenſter, Fußteppiche — Schutzmittel, die man nicht immer in Landhäuſern findet, die nur zum Sommeraufenthalt beſtimmt ſind.... —

„Und in England, unterbrach ihn gelangweilt Frau von Reich, iſt das Landleben, wie ich gehört und geleſen habe, auch ganz anders, viel gaſtfreier, viel geſelliger, viel zwangloſer, als bei uns, und nur dadurch wird es erträglich.“

„Ich habe allerdings auf meine Freunde gerechnet,“ entgegnete Catherine verbindlich, ohne jedoch durch dieſe Antwort Frau von Reich in deren Kategorie zu ſtellen.

„Aber nun endlich der Grund dieſes überraſchenden Entſchluſſes!“ ſagte Ohlen.

„Ja, Liebe! der eigentliche Grund!“ ſagte Gräfin Feldkirch.

„Ich habe mir ſagen laſſen, entgegnete Catherine, die Breslauer hätten viele kleine eigenthümliche Worte und Redensarten, wie mehr oder weniger jede Provinz, jede große Stadt ſie hat. Eine ſolche Redensart, welche die Frage nach dem letzten Grund beantwortet, gefällt mir ausnehmend und paßt hier gut: I nu ſo gern!“

„Das iſt aber unbegreiflich!“ beharrte Gräfin Feldkirch, während Ohlen lachte und das Quäſtioniren aufgab; „Sie ſehen ja in Roſenau nur kahle Bäume.“

„Aber die bewegen ſich doch im Winde, werden

knospen, werden grünen, ſtatt daß ich hier den ganzen Tag die Steinmaſſe des Rathhauſes ſehe."

„Das iſt doch ein ſehr merkwürdiges Gebäude, ſagte Herr von Soltau; Kaiſer Carl IV. hat es erbaut; Kirchen ausgenommen, giebt es wenig Bauwerke aus dem vierzehnten Jahrhundert."

Frau von Reich gähnte unverhohlen und winkte Baron Oberg zu ſich heran, während Catherine entgegnete:

„O ich hab' eine große Vorliebe für dies Rathhaus, weil es mir wie ein phantaſtiſches Mittelding von indiſcher Pagode und deutſcher Feſte vorkommt; ich hab' auch den großen Erker, der meinem Fenſter grade gegenüber liegt, einige Mal, ſo zierlich ich konnte, gezeichnet; doch wie geſagt, ich muß Bäume ſehn."

„Aber der wilde Wein am Rathhaus — genügt Ihnen der nicht, Lady Desmond?" fragte Gräfin Feldkirch.

„Gute Gräfin! rief Frau von Reich geärgert, Lady Desmond ſchwärmt für Bäume in Wäldern und Parks!"

„Ich finde dieſen einen großen Weinſtock viel intereſſanter als einen ganzen Eichwald!" ſagte die Gräfin pikirt, und Ohlen ſprach, um ſie zu tröſten:

„Sie haben vollkommen Recht, gnädige Gräfin! in einem dunkeln, einförmigen Walde ſind keine Kontraſte; aber dieſer Weinſtock giebt dem Rathhaus etwas Ruinenhaftes, Felſenähnliches, Verlaſſenes, indeſſen das Volk ſich täglich um ihn herum abarbeitet."

Catherine blieb in ihrer heitern Stimmung, und die Lebhaftigkeit der Unterhaltung war so groß, daß man nicht an die Musik dachte, die sonst immer Leonorens wegen gemacht wurde, denn am Piano feierte sie ihre höchsten Triumphe. Sogar Gaston forderte nicht Leonore zum Singen auf, und unterhielt sich wenigstens eine Viertelstunde mit Lady Desmond, so daß Leonore am Schluß dieses Abends in der Einsamkeit ihres Zimmers mit widerwilligem Erstaunen heimlich sich gestand, daß wenn Gaston sich ihr zugewendet habe, so sei das weniger, weil sie ihn unüberwindlich fessele, als weil Catherine ihn abgestoßen, und daß diese sich nur immer zu zeigen brauche wie heute, um ihr sehr gefährlich zu werden. Aber sie geht, tröstete sich Leonore; sie geht gewiß! denn es hat sie doch gekränkt, von Laßperg augenscheinlich vernachlässigt zu sein fast seit dem ersten Moment meiner Anwesenheit; und ist sie nur erst fort.... —

Ohlen begleitete Catherine zu ihrem Wagen und sagte während der Zeit:

„Bleiben Sie vier Wochen länger, Lady Desmond."

„Mein Gott, Rosenau ist so nah! Sie werden mich besuchen, wenn es wirklich wahr ist, daß Sie meine Abreise bedauern."

„Sie wollen mich nicht verstehen und darum schweige ich. Nur das eine Wort noch: Nicht bloß meinetwegen bedaure ich, daß Sie gehen."

„Meinetwegen etwa?"

„Und wenn ich es bejahe?"

„So sag' ich, daß Sie es gut mit mir meinen, aber dennoch Sich irren, Freund!"

Sie war auf der untersten Treppenstufe stehen geblieben. Als Frau von Reich mit Gaston zufällig zugleich auf der obersten erschien, sagte sie auf Ohlen und Catherine deutend:

„Glauben Sie nicht auch, Graf Laßperg, daß Lady Desmond in Rosenau nicht lange allein sein wird?"

Aber er war so zerstreut, daß er sich nur schweigend vor Frau von Reich verbeugte, und ohne Umstände die Treppe hinab, an ihr vorbei und Ohlen nachlief, statt sie zum Wagen zu führen. Auf der Straße holte er seinen Freund ein, faßte ihn heftig unter den Arm und fragte:

„Warum verläßt Lady Desmond so plötzlich Breslau?"

„Ich weiß es bei Gott nicht! aus Bizarrerie, aus Caprice, denk' ich! Vielleicht sind wir ihr auch zu langweilig, zu kleinstädtisch...." —

„Aus Caprice — das ist's! Die hat ihren ganzen Character entstellt! Bisweilen tauchen noch Spuren seiner ursprünglichen Schönheit auf, aber sie sind zu flüchtig, geben zu wenig Vertrauen, als daß man ein Herz zu ihr fassen könnte...." —

„Ich weiß nicht, was Du darunter verstehst! ich meines Theils habe großes Vertrauen zu ihr, nämlich das allergrößte: daß sie keiner Heuchelei fähig ist, um zu irgend einem Zweck zu gelangen."

„Sie hat Dir vielleicht das Recht zu solchem hohen Vertrauen gegeben?“

„Bist Du etwa eifersüchtig?“ fragte Ohlen lachend, sah aber Gaston fest an.

„O, entgegnete Gaston rasch, auf dem Standpunkt, wo Eifersucht möglich wäre, habe ich mich zum Glück nie meiner Cousine zur Seite gestellt. Eine Frau, die so schonungslos das Männergeschlecht beurtheilt, kann nie mein Herz berühren! Hat sie nicht den Muth mich mit meinen Schwächen zu lieben — was vielleicht zu viel begehrt ist — so habe ich doch wenigstens die Vernunft, die theuer erkaufte! ihr nicht mein Herz in die Hände zu geben, damit sie es drehen und wenden, wie eine Kuriosität betrachten, und dann wie ein zerbrochenes Spielwerk wegwerfen möge. Ich will nicht bloß in der empfundenen, nein! auch in der eingeflößten Liebe ruhen — wenn bei mir überhaupt noch von einer Liebe die Rede sein kann; denn die friedliche, ruhige Neigung, mit der man Hütten baut und den eigenen Heerd sich gründet, wird von den Puristen in der Liebe kaum mit diesem Namen beehrt, und ist doch die einzig dauernde und beglückende.“

Er hatte so rasch und lebhaft gesprochen, daß Ohlen, statt zu antworten, fragte:

„Willst Du mich oder Dich von dem, was Liebesglück ist, überzeugen, Freund?“

„Ich bin ganz von meiner ersten Frage abgekommen!“

„Nein, sie hat uns hieher geführt! denn ich sagte

Dir, ich vermuthete, daß Lady Desmond ginge, weil sie sich zwischen uns mißfiele, und wenn ich sage: uns! so verstehe ich darunter weder Dich noch mich, sondern die Frauen, die sie täglich sieht, diese insipide Feldkirch, diese grimassirende Soltau, diese boshafte Reich, diese liebe, herzensgute Rosen, die aber mit ihrer Ehestiftungs-Manie wirklich etwas langweilig wird" ....

„Wen will sie denn jetzt verheirathen?" fragte Lasperg in Gedanken.

„Wenn Du es nicht bemerkst, so irre ich mich! — Gute Nacht, Gaston! Du bist zu Hause!"

Oblen entfernte sich rasch. Er wollte seiner Cousine nicht schaden, wollte nicht ihre Zukunft an der Seite eines Andern eben so unbarmherzig zerstören, als er diejenige an seiner Seite ihr zerstört hatte; sie war jung, ihm verwandt, ein schwaches Mädchen; es schien ihm Felonie gegen sie aufzutreten. Und dann! was konnte er denn auch gegen sie sagen? konnte Lasperg ihr nicht in der That die Neigung eingeflößt haben, in die sie sich für ihren Vetter hinein phantasirt? benahm sie sich nicht, wie das anmuthigste Mädchen sich benimmt? konnte Gaston nicht sehr glücklich mit ihr werden? hätte sie nicht ihm selbst gefallen können, wenn nicht sein Herz in den Styx getaucht wäre? Möglich! Alles möglich! dennoch hatte er kein Vertrauen zu Leonoren.

Niemand betrübte sich tiefer über Catherinens Abreise, als die kleine Gertrud. Mit heißen Thränen bat sie:

„Liebe, gute Tante, nimm mich mit nach Rosenau!“ und Stephanie stimmte mit Thränen und Bitten ein. In den letzten Wochen waren die Kinder den ganzen Tag zusammen und fast immer unter Catherinens Augen gewesen. Ihr war diese Gefährtin für ihre Tochter sehr willkommen, und Gertrud ein so glücklich begabtes Kind, daß Catherine sie herzlich liebte und mit Schmerz daran dachte, wie einsam es sei, trotz Gastons Zärtlichkeit. Es fiel ihr ein, ihn um Gertrud zu bitten, und sie dann mit Stephanie zu erziehen. Aber mit Schreck bedachte sie, er könne darin vielleicht den Wunsch und Versuch sehen, durch die Kleine mit ihm in Verbindung zu bleiben, und in der Aengstlichkeit, mit der sie diesen Einfall in sich unterdrückte, lag das Bestreben sich selbst zu überzeugen, daß sie ohne Nebenabsicht handle. Wäre ihre Seele ganz unbefangen gewesen, so hätte sie gewiß Gaston um das Kind gebeten. Nun dachte sie: Hätte er Vertrauen zu mir, so könnte er mir doch wohl den Wunsch aussprechen! zu große Zuvorkommenheit ist Zudringlichkeit! — Und sie suchte die Kinder zu beruhigen durch Wiedersehens-Versprechungen für den Sommer.

Dann machte Catherine Abschiedsbesuche, was immer eine traurige oder langweilige, und daher unbehagliche Sache ist. Aber Catherine war so ungeduldig nach Rosenau und aus allen innern Verdüsterungen heraus zu kommen, daß sie keine Trauer in sich aufsteigen ließ. Sie lud Frau von Rosen dringend

ein ſie mit den erſten ſchönen Tagen zu beſuchen, richtete ein Paar höfliche Worte an Leonore, ſagte zu Gaſton: „Werden Sie kommen?“ und zu Ohlen: „Sie kommen! das weiß ich!“ — ließ packen und ordnen, und fuhr wirklich am erſten April fort. Der Thauwind und die Frühlingsſonne hatten in dieſen Tagen ſo kräftig gewirkt, daß aller Schnee aus der Ebene verſchwunden war, und daß die Felder theils grün von junger Saat, theils ſchwarz von friſchgeackerter Erde da lagen. Die Bäume waren freilich noch ſtarr und todt, und in das Gebirg hatte ſich der Winter mit allem Schnee wie in eine Bergfeſtung zurückgezogen. Aber in den Dörfern, durch die ſie fuhren, war ſchon die ganze Betriebſamkeit des Frühlings. Die Frauen arbeiteten die Gärten um, die Männer das Feld, die Kinder lagen vor den Thüren zwiſchen den Hühnern. Der Storch klapperte, die Hähne krähten, hoch oben im blauen, wolkenloſen Himmel hing die Lerche wie ein beſiedertes, tönendes Glöckchen, das den Frühling einläutet, und um die Stachelbeerſträuche und Fliederbüſche in den kleinen Bauergärten ſchwebte der zarte, grüne Schimmer, der der völligen Entfaltung der Blätterknospen vorhergeht, und ſummten die Bienenſchwärme ihre ſanfte, eintönige Note in den großen Accord der Natur.

Es war ein Tag, an welchem man ſich unendlich glücklich und unendlich elend fühlen kann, je nachdem ſich das individuelle Leben mit ſeinen Schmerzen und Bitterkeiten von dem Leben der Natur wegſchmelzen

läßt wie der Schnee aus der Ebene, oder ihr widersteht wie der Schnee im Gebirg.

Catherine war ganz glücklich, als sie gegen Abend in Rosenau ankam und von ihren Leuten freudig begrüßt wurde; der stille, frische Tag, in freier Luft, in Bewegung, hatte alle Stürme ihres Herzens beschwichtigt, und Stephanies ausgelassene Fröhlichkeit trug nicht wenig dazu bei sie heiter zu stimmen. Es ist schwer ein Kind lachen zu sehen, zu hören, ohne einzustimmen, und Kinder lieben Reisen, fremde Umgebungen, neue Gegenstände, nicht wie die Erwachsenen, die von denselben Belehrung, Erholung, Zerstreuung verlangen, sondern nur weil der Wechsel ihrem unbestimmten, raschen, knospenden Lebenstrieb entspricht. Ihnen ist die Bewegung, das Vorwärtskommen die Hauptsache, denn wenn sie zwölf Stunden in einem fremden Ort gewesen sind, da gegessen und geschlafen haben, so sind sie wie zu Hause. Stephanie lief durch alle Zimmer, warf sich auf alle Sophas, sah zu allen Fenstern hinaus, bewunderte einzeln jeden Stuhl und jeden Tisch, wollte nicht schlafen gehen und schlief gleich darauf in einem großen Lehnsessel ein, und Catherine dachte gerührt, daß sie es vor zwanzig Jahren eben so gemacht habe, und daß Stephanies Kinder es in abermals zwanzig Jahren abermals so machen würden; denn — mag die Zeit exaltirt oder frivol, fanatisch oder ermattet, bewegt oder gelähmt sein — der Jugend drückt sie ihren Stempel auf, wie das Gepräge auf Münzen, aber den

Kindern nicht. Kinder sind das reine Metall; Gold- und Silberbarren für die Zukunft.

Catherine bewohnte das Rez de chaussée des Schlosses, das auch ihre Eltern bewohnt hatten, und das ganz im Geschmack der Zeit möblirt war, die man nach der Revolution spottweise, und jetzt mit modischem Entzücken rococo nennt. Die Mitte des vorigen Jahrhunderts ist der Culminationspunkt des rococo. Damals war das Schloß gebaut und eingerichtet, und da es immer friedlich vom Vater auf den Sohn übergegangen war, und der jedesmalige Besitzer Respect vor der stattlichen und zum Theil prächtigen Einrichtung gehabt hatte, so zeigte sie sich, stets geschont und aufgefrischt, noch in ihrem alten Glanz: Damastapeten mit vergoldeten Leisten; Schränke mit vielartigem Holz bunt und zierlich ausgelegt; Tische mit Lackplatten, die in den buntesten, frischesten Farben prangten; Spiegeltische mit schweren Marmorplatten, die auf dünnen, bauchig geschweiften Rehfüßen ruhten; niedrige, weichgepolsterte Sophas, in die man so tief versank, daß es sehr schwer war rasch aufzustehen; eben so bequeme Lehnstühle mit krummen Dachsbeinen; Porzellanvasen auf den Spiegeltischen mit Bildern zu Lafontaines Fabeln, oder mit Schäferinnen im Reifrock und wohlfrisirten Schäfern bemalt. Aber das Billardzimmer war ganz prächtig. Arrastapeten, die eine vollständige Parforcejagd darstellten, bedeckten die Wände, und die Sophas, die an ihnen umherliefen, waren mit demselben Stoff überzogen, dem man eine

Falkenjagd, aber in kleineren Dimenſionen, eingewirkt hatte.

An all dieſe Möbel knüpften ſich für Catherinen liebe Kindheitserinnerungen. Einer der Schränke hatte ein verborgenes Fach, um Papiere oder Koſtbarkeiten zu bewahren; es wurde durch eine geheime Feder mit einem heftigen Geräuſch geöffnet, und zerlegte ſich dann von ſelbſt in viele kleine Unterabtheilungen. Nie hatte ſie ſich an dieſem Zauberſtückchen ſatt ſehen — und nie ſich eines leiſen Schauders erwehren können, wenn ihr Vater ihren Bitten nachgab und das ſchnurrende Federwerk in Bewegung ſetzte. Und wie oft hatte ſie im Billardzimmer vor der Parforcejagd geſtanden, und mit einer ſchönen Jägerin im pfirſichfarbenen Kleide auf einem weißen Pferde geliebäugelt; leider hatte die Jägerin hochfriſirtes Haar und oben darauf einen kleinen, ſchwarzen, dreieckigen Hut mit einer Goldtreſſe! das mißfiel ihr; aber im pfirſichfarbenen Kleide auf einem weißen Pferde zu ſitzen, ſchien ihr der Inbegriff alles Glanzes und alles Vergnügens. Der große Stickrahm, woran ihre Mutter ſo fleißig Tapiſſerie nähte, ſtand noch immer mit ſeinem grünen Taffetbehang im Fenſter; da hatte ſie ſich einmal in der Mutter Abweſenheit an die Arbeit gemacht, ohne ſie zu verſtehen, entſetzliches Unheil geſtiftet, Seide verdorben, die Nähnadel verloren, die ſo hübſch glatt abgearbeitet war, und unſägliche Angſt ausgeſtanden, bis die Mutter, von Allem unterrichtet, ihr einen Verweis und dann Vergebung ertheilte. Aber im Salon,

im Winkel beim Kamin, ſtand der Tiſch mit dem Schachbrett und den wunderhübſchen Schachfiguren von weißem und von goldgelbem Bernſtein, die ihr Vater einmal als verlorne Wette von einer Dame erhalten hatte, deren Namen ſie vergeſſen. Als Kind durfte ſie ſie kaum anrühren; nur zur Bewunderung wurden ſie ihr gezeigt; heranwachſend lernte ſie jedoch mit dieſen Figuren von ihrem Vater das künſtliche Spiel, aber nie ſo gut, wie er es wünſchte: ſie agirte immer von Hauſe aus mit ihrer Königin — was indeſſen leichter zu verzeihen iſt, als daß Carl XII. immer mit dem König agirte.

Der Hauptſchmuck dieſes Salons waren ſechs große Portraits, Kniestücke, in reichen Rahmen, die vortheilhaft auf der dunkelrothen Damaſttapete ſich zeichneten, und die drei Beſitzer von Roſenau mit ihren Gemahlinnen darſtellten. Alle drei Männer hatten ungefähr dieſelben Züge, daſſelbe Colorit, aber jeder einen veränderten Ausdruck, den ihm der eigene Character — und eine fremde Beimiſchung, die ihm das mütterliche Blut gab. Catherinens Urgroßvater, der General unter Friedrich II., in voller Uniform, auf ſeinem Schwert geſtützt — hatte, trotz ſeiner ſtrengen Haltung, trotz des ſtolzen, befehlgewohnten Auges, den freundlichen Mund, der Vertrauen zu ſeiner Güte, und die freie helle Stirn, die Zuverſicht zu ſeinem Verſtande einflößte. Das Bild war ziemlich ſchlecht gemalt, in den Schattenpartien ſehr nachgedunkelt, die Tracht durch ihre erdrückende Steifheit unvortheilhaft;

dennoch war die Persönlichkeit des Mannes so bedeutend, daß sie die Form besiegte und beseelte, und wenigstens den Umriß seines Characters darstellte. In dem Portrait seiner Gemahlin war nichts bemerkenswerth, als der mit höchster Sorgfalt ausgeführte Anzug: das fürchterlich eng zusammen geschnürte und um die Hüften bauschende Kleid von hellblauem Moor mit reichem Spitzenbesatz um die Ermel, die am Ellbogen aufhörten, und um den unglaublich enthüllten Busen; und das thurmhohe Prachtgebäude der Frisur, auf der eine hellblaue Feder, eine Aigrette, und eine Perlenschnur mit diamantner Agraffe prangte, Hals- und Armband, Ringe und Ohrgehänge — alles war mit Liebe und Zierlichkeit dargestellt, und nur das Gesicht vom Maler gleichsam vergessen worden, wahrscheinlich weil es grade so niedlich, flach und characterlos war, wie sich das für eine Elegante — welcher Zeit sie angehören möge — schickt.

Dieser Ausdruck war auf ihren Sohn, Catherinens Großvater, übergegangen, dessen Portrait eigentlich gemalt schien, um das Ordensband des St. Esprit zu verherrlichen, welches er von Ludwig XVI. empfangen, als er zu dessen Thronbesteigung als Gesandter nach Paris geschickt worden war. Mit seinem jovialen Gesicht kontrastirte scharf die zarte, melancholische Physiognomie seiner Gemahlin, — eins jener magnetisch anziehenden, seltnen Portraits, mit denen man wie mit Lebendigen umgeht. Diese Frau war über vierzig Jahr alt, die Züge hatten die Rundung und Frische der

Jugend verloren, das Auge lag tiefer in ſeiner Höhle, als die Regelmäßigkeit es erlaubt; die Tracht war die aus den letzten Revolutionsjahren, leicht gepudertes Haar, das aber in freien Locken herabhing, nur durch ein lila Band gehalten, ein weißes Morgenkleid; kurz, — nichts was den Blick des Beſchauers geblendet haben könnte! und dennoch blieb man unwillkürlich vor dieſem Bilde ſtehen und ſprach: „Gott, wie ſchön!“ und hätte gern dieſe zarten, ſchlanken Hände, die nachläſſig in ihrem Schooß lagen, aus reiner Andacht geküßt.

Endlich kamen Catherinens Eltern: ihr Vater, halb ſeinem Großvater, halb ſeiner Mutter ähnlich; und ihre Mutter, die ſtille, ſanfte Geſtalt, die, gleich dem Mond ihr Licht von einem mächtigern Geſtirn empfing; Beide einander ſo unähnlich und doch ſo glücklich, weil Jeder ganz das war, was der Andre bedurfte und wünſchte.

In dieſer trauten Umgebung, unter den Augen ihrer Eltern, umringt von einer würdigen Vergangenheit, auf dem Spielplatz ihrer liebſten Erinnerungen — beſann ſich Catherine auf ſich ſelbſt und ihr Schickſal, und als ſie entſchloſſen geſagt hatte: „Genug des Herumgreifens! den Menſchen, den ich genug ehren könnte, um mich ihm unbedingt zu unterwerfen — find' ich nicht: ſo ſei es denn Gott!“ — da ward Friede in ihr und ſie lächelte; aber nicht verklärt wie ein Märtyrer, aber nicht weltverachtend wie ein Bekehrter, aber nicht melancholiſch wie die Reſignation; ſondern ſie lächelte tout bonnement über

ihre Thorheit ein Glück außerhalb der Grenzen ihres Characters gesucht zu haben. An Beschäftigung fehlte es ihr nicht; ihre Zeit war getheilt zwischen Stephanie, Musik und Lectüre, Spazierritte und Gartenanordnungen, und der ganze Winter wär' ihr vorgekommen wie ein böser Traum, wenn nicht ihr Prozeß sie an die Wirklichkeit desselben erinnert hätte. Wenn sie ihn verlor, so mußte sie in ihrer gewohnten Lebensweise große Einschränkungen machen; das ängstigte sie: man gewöhnt sich so an den Ueberfluß, daß er das Nothwendige zu sein scheint. Doch war sie zu Allem entschlossen, nur nicht dazu Rosenau an Gaston abzutreten. „Ich kauf' es zurück mit dem Doppelten, wenn es nicht anders geht, denn Gaston hat ja kein Interesse für das Stückchen Erde, er will nur sein Recht verfolgen und hat er's erlangt, wird er billig sein", sprach Catherine tausend Mal zu sich selbst; dennoch hätte sie viel gethan, um der Ungewißheit enthoben zu sein.

Mehrere Wochen waren vergangen. Catherine frühstückte in ihrem Zimmer neben dem Salon, und Stephanie stand vor ihr und declamirte ein kleines, englisches Liedchen so aufmerksam und so angestrengt sich besinnend, daß ihre Augen noch einmal so groß und ihre Bäckchen noch einmal so roth als gewöhnlich waren. Dennoch unterbrach sie sich mitten im Verse und rief:

„Mama! ein Jagdhorn! ich höre ein Jagdhorn blasen! Du auch?"

Vage Erinnerungen an England und die Tapeten des Billardzimmers ließen ſie auf einen Jagdzug hoffen; ſie ſprang zum Fenſter; es ging in den Garten und ſie ſah nichts.

„Es iſt ein Poſthorn, ſagte Catherine; aber wer kann früh um neun Uhr kommen? Ach Gott, mein Geſchäftsführer .... den Prozeß“ .... —

„Ich will Dir gleich Beſcheid bringen, liebe Mama“, ſagte Stephanie dienſtfertig und wollte davon eilen.

Catherinens Herz ſchlug in Sorge und Spannung; doch rief ſie:

„Bleib, Stephanie! der Bediente im Vorzimmer wird ſchon ſeinen Dienſt thun.“

Stephanie erröthete und faßte gleichſam Wurzel an der Thür. Ein Beſuch auf dem Lande iſt ſo wichtig für Kinder; und vollens um neun Uhr Morgens! Ein Wagen rollte in den Hof und gleich darauf trat ein Bediente ein und fragte, ob Herr von Ohlen die Ehre haben könne.

„Mein guter Ohlen! rief Catherine und ging ihm angenehm überraſcht entgegen; Sie vergeſſen wirklich Ihre Freunde nicht! aber woher ſo früh?“

„Von Breslau; ich bin die Nacht durchgefahren, um Zeit zu ſparen, und habe vortrefflich im Wagen geſchlafen. Wenn Sie es huldvoll erlauben, bleibe ich heute und morgen hier, und fahre morgen Abend wieder auf dieſelbe Weiſe von dannen.“

„Warum fatiguiren Sie Sich aber ſo ſehr?“

„Die Acten .... die Seſſionen“ .... —

„Bah! ich habe mir ſchon vollkommen die tyranniſche Gaſtfreiheit des Landlebens zu eigen gemacht, die ihre Gäſte einſchließt und deren Pferde abſpannt, wenn der Wagen zur Abreiſe vorgefahren iſt, um die ſeltene, angenehme Geſellſchaft länger zu feſſeln.“

„Sie ſind recht heiter, Lady Catherine“, ſagte Ohlen erfreut.

„Wie ſollt' ich nicht! rief ſie; bleiben Sie nur einige Wochen im erwachenden Frühling auf einem freundlichen Landſitz in lieblicher Gegend, mit anſprechender Beſchäftigung — und Sie werden mit jedem Athemzug Sich erquickt fühlen. Ich zeig' Ihnen hernach das ganze Haus, den ganzen Garten, meine neuen Anlagen — dann reiten wir ſpazieren“ .... —

Ohlen war ganz überraſcht, daß ſie ihn ſo herzlich empfing; er dachte, es müſſe ihr etwas Beſondres begegnet ſein; und da der Menſch, wenn er eine Hauptidee hat, Alles auf dieſelbe bezieht, ſo fragte er ſich heimlich: Ob ſie etwas von ihr und mir erfahren hat, und ſich deshalb mehr für mich intereſſirt? — Während Catherine ihn in ein Zimmer des oberen Stockwerks führen ließ, ſann er über den ungeheuern Vorzug nach, den die Frauen haben, welche vom Himmel mit der Gabe der Anmuth begnadet ſind. Güte, Wohlwollen, Traulichkeit ſind, wenn ſie nicht gradezu täppiſch und plump ſind, immer angenehm, doppelt bei einer Hausfrau; allein nur die Anmuth legt in die banalen Phraſen einen Zauber, der das alltägliche

Wort wie eine Freudenbotſchaft, wie einen Glückwunſch klingen läſit. Catherine hatte ganz gewöhnliche Ausdrücke gebraucht, die er vielleicht ſchon hundert Mal gehört; doch ſelten in ſeinem Leben war er ſo mit ſich ſelbſt zufrieden geweſen, als wie ſie ſagte: „Dann reiten wir ſpazieren“ .... — Er konnte nicht umhin zu bedauern, daß in dieſe ſchöne Sonne die Laune ihre Nebelflecke warf.

Die Gaſtzimmer waren modern eingerichtet. Als Ohlen nach einiger Zeit in den Salon zu Catherinen zurückkehrte, ſah er ſich darin um und ſagte:

„Wie bequem und behaglich iſt es hier unten! Oben ſehr elegant, ſehr geſchmackvoll, aber — wie es eben überall ausſehen kann!“

„Das wollen die meiſten Menſchen, antwortete Catherine, das Auge hält an ſeinen Gewohnheiten und fühlt ſich durch zu großen Abſtich verletzt. Die Wohnzimmer darf man ſich ſchon nach Gutdünken einrichten; aber die Gäſte müſſen es in den ihren doch ungefähr wie zu Hauſe finden.“

„Ich begreife dieſe hausfräuliche Aufmerkſamkeit, entgegnete er; aber in dieſen Umgebungen gefällt es mir beſſer; hier iſt gelebt worden, man fühlt ihnen etwas Inniges, Heimliches an, was mich gleich häuslich ſtimmt. Haben Sie auch Paradezimmer, Lady Catherine?“

„Nein, ſagte ſie lachend, denken Sie nur, wie das traurig iſt: Ball- und Speiſeſaal ſind eins und dasſelbe! — Himmel, was fehlt Ihnen?“ ſetzte ſie tödtlich

erschrocken hinzu, denn Ohlen, der die Gemälde angesehen, faßte das eine fest ins Auge, wurde schneebleich, machte eine Bewegung mit der Hand nach dem Herzen, und sank wie zerbrochen in einen Lehnstuhl. Catherine flog an ihre Toilette und holte eau de Cologne. Ohlen nahm auch maschinenmäßig das Flaçon, das sie ihm ängstlich bot, aber er ließ es mit der Hand auf die Armlehne sinken, wendete langsam den Kopf zu ihr, und sprach mit leiser, heiserer Stimme und verstörtem Blick:

„Ich habe mich erschrocken."

Eine fürchterliche Angst überfiel Catherine: sie glaubte, er sei plötzlich verrückt geworden. Sie zitterte und ihre Zähne schlugen nervös an einander. Dieser Anblick brachte Ohlen plötzlich zu sich. Er sprang auf, führte sie zu einem Sopha und rief:

„Vergebung! mir fehlt nichts, gar nichts! es war nur Ueberraschung."

Und als sie ihn besorgt betrachtete, fuhr er fort: „Sein Sie ruhig, es ist vorbei! es war nur das Bild .... das fürchterliche Bild dort."

„Meine schöne Großmutter!" sagte Catherine traurig.

„Ah! das ist Ihre Großmutter?" sprach Ohlen erleichtert. Er nahm sich zusammen, trat vor das Gemälde und betrachtete es lange. Dabei sagte er, wie zu sich selbst:

„Es ist wahr .... sie ist's nicht, Alter und Anzug und Vieles ist verschieden .... aber ihre Augen, ihre

magnetiſchen Augen! .... — Lady Desmond, wandte er ſich zu der ſtaunenden Catherine, ich fühle, daß ich Ihnen wie ein Wahnſinniger erſcheinen muß; doch ſagen Sie mir — iſt die Aehnlichkeit nicht frappant?"

Er zog ein kleines, goldnes Medaillon hervor, das er um den Hals an einem ſchwarzen Sammtband trug, drückte es auf und zeigte ihr eine Miniatüre, die allerdings dem Gemälde auffallend glich, beſonders im Ausdruck des ſchönen, mächtigen, dunkelblauen Auges. Catherine wagte kaum zu athmen, viel weniger zu fragen. Da zog er das Medaillon zurück, das er nicht aus der Hand gegeben, verwahrte es ſorgſam vor jedem Blick, kehrte ſich dann zu Catherinen und rief:

„Ja, ich liebe ſie ſo, daß, wo ihr Schatten, ihr Traumbild an mir vorübergeht, ich meiner Seele nicht mehr mächtig bin."

Er hatte die Rechte und das Antlitz zum Himmel gehoben, ſein Haar fiel aus der Stirn zurück; es lag ein Feuer in ſeinem Auge, ein Glanz auf ſeinen Zügen, daß Catherine bewundernd drei Schritt zurück trat. Er war ein veränderter, ein erhobener Menſch. Ein ſchöner Mann war er immer; daß er aber ſo ſchön ſei, hatte ſie nie geahnt. — Doch plötzlich war er wieder der Alte, der Ohlen, den ſie kannte; ſie rieb ſich die Augen; ſie wähnte in einen Zauberſpiegel geſehen, und eine Erſcheinung gehabt zu haben, und als er ſagte:

„Auf ein ander Mal die Erklärung — nicht wahr?" — Da neigte ſie ſchweigend den Kopf als Bejahung,

und Ohlen gewann viel rascher als sie die frühere Unbefangenheit wieder. Er erinnerte sie an ihren Vorsatz ihn aufs Genaueste mit Rosenau bekannt zu machen, und da dieser Tag ein Maitag war, wie er von den Dichtern beschrieben wird, so war die große Promenade durch den weitläuftigen, schönen Garten wirklich angenehm. Catherine erkundigte sich theilnehmend nach Frau von Rosen und Ohlen entgegnete:

„Sie ist sehr betrübt, denn meine Cousine ist vorgestern abgereist."

„Warum denn?" fragte Catherine verwundert.

„Es war doch endlich Zeit, mein' ich! sie ist drei Monat da gewesen. Meine Tante kam und holte sie ab."

„Ah!" Catherine. Ihr fiel ein, was Baron Oberg einst von der unglücklichen Leidenschaft Leonorens für ihren Vetter gesagt, und daß sie bei der Gelegenheit ein Urtheil über Ohlen ausgesprochen, das sie nach der heutigen Scene für eben so falsch als ungerecht halten mußte.

„Was erschreckt Sie?" fragte er.

„Meine große Verblendung."

„Ueber wen?"

„Ueber Sie."

„Wodurch hab' ich verschuldet, daß Sie Ihre Meinung von mir aufgeben?"

„Durch Ihre Verdienste, antwortete sie lachend, doch plötzlich ernsthaft setzte sie hinzu, indem sie ihm fest ins Auge sah: Ich bin Ihnen gut! wissen Sie, was das heißt: einem Menschen recht aus voller Seele gut

ſein, und können Sie dies Gefühl für eine Frau haben? — O, rief ſie, als er befremdet ſie anſah: Ihr Blick fragt „warum nicht für eine Frau?“ .... aber die Männer haben ja das Vorurtheil, daß die Frauen der Freundſchaft unfähig ſind, daß man die armen, ſchönen, ſchwachen Geſchöpfe lieben müſſe oder wenigſtens, Anſtands halber, ſich in ſie verlieben; darum frage ich nicht: Wollen wir Freunde ſein? es würde mir vielleicht allzu weh thun, wenn Sie Ihr kleines, ſpöttiſches Lächeln zeigten; darum frage ich: Können Sie mir gut ſein? denn in dem Gutſein liegt Alles, was den Verſtand befriedigt, was das Herz erfreut, und es fehlen ihm die Qualen und die Entzückungen der Liebe; — und die .... braucht Keiner von uns.“

Ohlen reichte ihr die Hand, und als ſie die ihre hinein legte, drückte er ſie herzlich und ſprach:

„Wir ſind Freunde, feſt und zuverläſſig, in Noth und Tod, einer künftigen Liebe unbeſchadet — gelt, Lady Catherine?“

„O ja, unbeſchadet! rief ſie heiter; Himmel, wenn die Leute wüßten, daß wir Freunde ſind, welch ein ungeheures Aufſehen würde das machen! Einer ſpräche, indem er mich durch die Lorgnette betrachtete: Ein Freund im blauen Muſſelinkleidchen! der muß zuverläſſig ſein! — Ein Andrer rieſe empört: Was? dieſer Engel, dieſe deliziöſe Perſon, ſoll nichts ſein als ein guter, braver, trockner, redlicher Freund? — Noch Einer ſpräche weiſe: ruhig! ruhig! man weiß ja, was hinter ſolchen Freundſchaften verborgen iſt.“

„Und im Allgemeinen würden die Leute ſehr Recht haben.“

„Gewiß! ich freue mich auch ganz demüthig nur, daß wir eine Ausnahme ſind, und ich ſchreibe es ſo wenig unſrer Vortrefflichkeit zu, daß ich Ihnen ehrlich ſage: wüßte ich Sie nicht — und zwar ſeit heute — von einem flammenden Schilde umgeben, ſo hätte ich ſchwerlich den Muth zu unſerm Vertrage gehabt. — Nun aber ſagen Sie mir, wer außer Frau von Roſen noch über die Abreiſe Ihrer Couſine trauert.“

„Comme de raison alle Ritter der table ronde.“

„Sie ſind langweilig mit Ihren evaſiven Antworten! ich meine, ob Laßperg nicht niedergeſchlagen iſt?“

„O Gott, ja! ich verſtehe nur dieſe Art von Niedergeſchlagenheit nicht, die man durch ein Wort, durch eine Frage in Zufriedenheit verwandeln kann! Er iſt ein guter, lieber Menſch, aber ſeine Kindheit, ſeine Erziehung hat übel auf ſein ganzes Leben und Sein gewirkt. Liebebedürftig und an den natürlichſten Gefühlen darbend, hat er ſein Herz einmal mit wildem, und einmal mit ſtillem Wahnſinn in den Ocean der Liebe geſchleudert und es faſt darin ertrinken laſſen, bis beide Male die Frauen ihm ſagten: „Kehr' um, Guter, kehr' um!“ Dann riß er ſein Herz ans kahle Ufer zurück, wähnte keine Liebe mehr zu verlangen, hielt das weibliche Geſchlecht der Liebe unfähig, und ſah ſich doch immer ganz im Stillen danach um, ohne jedoch von ſeinen Vorurtheilen abzulaſſen. Und ſo war

es denn nicht allzu schwer ihn — weniger zu gewinnen, als zu fangen."

„Sie sprechen sehr hart von einem Mann, der Ihr Freund ist."

„Nur zu Ihnen und nur weil ich glaube, daß er sich mit seinem stereotypen Wort: sie hat kein Herz! — ein großes Glück verscherzt hat. Indessen .... bei Leonoren vermuthet er ein Herz, merkwürdiger Weise!"

„Nun das ist wahr! Sie werden weder durch Freundschaft noch durch Verwandtenliebe verblendet!" rief Catherine lachend.

„Ach! entgegnete er halb lustig, halb ernst, es ist zu schwer öffentlich die Partie all der lieben Verwandten und Freunde nehmen zu müssen, um sich nicht im Stillen für diese Frohn zu rächen und nicht einmal den vier Wänden oder den Bäumen im Walde herzhaft zu erzählen, wie man gesinnt ist!"

„Aber mir? sagte Catherine; bin ich ein Baum? bin ich eine Mauer?"

„Nein, aber mein Freund."

„Wie Laßperg es ist."

„Weit mehr! Sie und ich, wir verstehen einander besser als er und ich. Sie sind im Stande einen Entschluß zu fassen, wenn er auch schwer ist; einen Schleier abzureißen, wenn auch ihre Hand bei der Enthüllung des Bildes zittert; er — läßt sich von Aussendingen bestimmen und ist nicht fest in seiner Seele. Doch ist er mir lieb und werth; wir haben die lustige Zeit des Studentenlebens zusammen durchgemacht — da giebt es tausend

kleine Opfer und Dienſte zu bringen und zu empfangen, die man nie vergißt: man ſchlägt ſich für ſeinen Freund; man borgt ihm Geld ab und wirft dafür den Gläubiger, der ihn plagt, die Treppe hinunter; man ſagt, um ihn zu rächen, einem Herrn eine Grobheit, einer Dame eine Impertinenz; man pflegt ihn, wenn er krank — man neckt ihn, wenn er geſund iſt; man duellirt ſich mit ihm auf Leben und Tod, weil er geſagt hat: Du haſt einen ſonderbaren Rock an! — O die himmliſche Rückſichtsloſigkeit der Studentenfreundſchaften macht ſie unvergeßlich, denn dergleichen kann man im ſpätern ſchrankenvollen Leben nicht mehr finden."

Am Abend erhielt Catherine Zeitungen, Journale und Briefe. Während Ohlen jene durchblätterte, las ſie die Briefe und ſagte dann;

„Sie haben zuerſt meine Einſamkeit gebrochen, und es iſt als hätten Andre nur darauf gewartet, um mich zu erfreuen. Herbert kommt mit dem Schluß dieſer Woche."

„Und das freut Sie? .... freut Sie aufrichtig?"

„Ja, ganz aufrichtig! es iſt mir lieb, daß mein Dach wie ein Patmos betrachtet wird."

„Gott behüt' uns vor Herbertſchen Apokalypſen."

„Einverſtanden! hat er ſie aber hier, ſo iſt er ja glücklich, und Sie können nicht glauben, wie angenehm es iſt, wenn Jemand in unſerm Hauſe ſo recht glücklich ſich fühlt. — Ferner kommt eine meiner Couſinen mit Mann und Schwager, aber zum Pfingſtfeſt erſt."

„Iſt ſie liebenswürdig? geiſtreich? hübſch?"

„Seit vielen Jahren ſah ich ſie nicht, doch hörte ich, daß ſie von Männern unſäglich liebenswürdig gefunden wird; von ihrem Geiſt hörte ich nie; hübſch iſt ſie auch nicht .... aber ſchön.“

„Schön? ah, welch ein herzſtärkender Gedanke! und wer iſt dieſe ſchöne Perſon, wo lebt ſie, wie heißt ſie?“

„Geduld! Geduld! ich ſag' Ihnen nichts weiter, um Ihre Neugier recht zu ſpannen. Kommen Sie und ſehen Sie! — Bis in unſer achtzehntes Jahr war ich ein Herz und eine Seele mit dieſer Couſine; ihre Mutter, die Schweſter der meinen, war allſommerlich einige Monate hier bei uns, und jetzt erinnert ſie ſich, graziös und freundlich, der Vergangenheit. Möge die Zeit uns nur nicht zu ſehr einander entfremdet haben! Sehen Sie, Ohlen! zu den Mädchenfreundſchaften hab' ich nicht das geringſte Vertrauen! man iſt ſo unreif, hat ſo oberflächliche Intereſſen, ſo vage Begriffe von ſich und der Welt, ſo ungeheure Hoffnungen, daß das wirkliche Leben aus der Mädchenraupe einen Schmetterling lockt, den die ſiebzehnjährige Freundin nicht ahnte; und da ſie ſelbſt ein ganz andrer geworden, ſo flattert der eine rechts, der andre links; ſie begegnen ſich häufig aus Gewohnheit, ſelten aus Wahl. Das Herz muß reif ſein, ehe die großen Gefühle, welchen Namen ſie haben mögen, Wurzel darin faſſen können, denn Alle gehen von einem Punkt aus: von der Kraft.“

Während Lady Desmond und Ohlen zwei helle,

heitre Tage mit einander verbrachten, war Gaſton in der trübſten Stimmung. Er hatte ſich dermaßen an Leonorens Gegenwart gewöhnt, daß, als ſie fort war, eine Leere, eine Oede in ſeinen Buſen zog, wie wenn ein Vogel ſein Neſt verlaſſen hat und es nun kalt und einſam und überflüſſig in den Zweigen liegt. Ihm war zu Muth, als müſſe er ihr gleich nachreiſen und ſie anflehen, ihn nie zu verlaſſen. Aber dann zagte er bei der Frage, ob ſie ihn liebe. Sie hatte zwar eine Nüance von Anmuth *mehr* in ihr Betragen gegen ihn gelegt, als gegen Andre, jedoch .... vorziehen iſt noch nicht lieben, und ſie ſchien doch ihren Vetter weit heftiger und inniger geliebt zu haben! Ach, ſeufzte er, ich hab' auch Blanche und Gertrud anders geliebt, und dennoch mein' ich nur bei Leonoren das Glück finden zu können, nach dem ich ſchmachte.

Seine Tochter beunruhigte ihn auch. Seit Catherine abgereiſt war, erkannte er, wie wohlthätig eine genauere und wachſamere Aufſicht, als die der herzensguten, nachgiebigen Mademoiſelle Juliette, auf Gertrud gewirkt habe. Sie war im achten Jahr, ſie ſollte nach grade etwas mehr lernen, als franzöſiſch plappern, und überhaupt bei geregeltem Unterricht und in gleichförmiger Lebensweiſe ſich an eine ruhige Exiſtenz gewöhnen. Er hatte Frau von Roſen gefragt, ob ſie eine empfehlenswerthe Erziehungsanſtalt kenne, und ſie nannte Gnadenfrei. — „Himmel! rief Leonore entſetzt, das liebe, muntre Kind zu den Herrnhutern! nein, Graf Laßperg, bringen Sie Gertrud in eine Berliner

Erziehungsanstalt; da sollen sehr gute sein! meine Mutter wird Ihnen darüber Auskunft geben können; aber bringen sie nur nicht Gertrud nach Gnadenfrei! das Herrnhuterwesen beängstigt mich." — Auf Gaston machte es denselben Eindruck, und Frau von Rosen empfahl nicht dringend Gnadenfrei, weil sie voraussetzte, Gertrud in Berlin werde Lasperg dahin locken und Leonoren Gelegenheit geben, durch das Kind den Vater vollens zu gewinnen. Hernach hatte Leonorens Mutter, ungefähr aus demselben Grunde versprochen, sogleich die sichersten Erkundigungen einzuziehen und an Frau von Rosen Bericht abzustatten. Darauf wartete Gaston; war der nach Wunsch, so wollte er sich von dem Kinde trennen; denn er mußte nach Galizien, wohin ihn unabweisliche Geschäfte riefen. Doch graute ihm vor der Trennung, vor seiner Einsamkeit, und dann verwünschte er den Prozeß und ersehnte einen Vergleich, um wenigstens von dieser Sorge und Spannung erlöst zu sein. Würde aber Catherine einen Vergleich annehmen, und nicht lieber das Recht bis zur unwiderruflichen letzten Entscheidung verfolgen? wenn sie ihn ausschlug, so lagen vielleicht Jahre der Ungewißheit vor ihm, und es war ihm ein unbehaglicher Gedanke, eine junge Häuslichkeit mitten in dem Strudel eines großen Prozesses gründen zu wollen.

Diesmal aber begegnete sich sein und Catherinens Wunsch. Als sie gegen Ohlen über die Unbequemlichkeit dieses Prozesses klagte, entgegnete er: „Vergleichen

Sie Sich mit Laßperg;" — und er brachte einen Brief Catherinens an ihren Geschäftsführer aus Rosenau zurück.

„Ahnst Du, was ich bin?" fragte Ohlen bei Gaston eintretend.

„Verlobt etwa? mir däucht, Du siehst so triumphirend aus."

„Triumphirend — das kann sein! ich bin die Taube mit dem Oelzweig und bringe Botschaft des Friedens."

„Von wem und für wen?"

„Lady Desmond wünscht nichts sehnlicher als einen Vergleich mit Dir abzuschließen. Laß Dich jetzt nur nicht durch Deinen Advokaten zu unbilligen Forderungen verlocken, dann gratulire ich Dir voraus."

„O, sagte Gaston und umarmte ihn erfreut, eine bessere Botschaft konntest Du mir gar nicht bringen! und hast Du meine Cousine so mild gestimmt?"

„Nein, Sie war es, war ganz engelhaft; und ich rieth nur zu dem, was mir recht scheint."

Die Geschäftsführer verhandelten mit einander und mit ihren Clienten, und die Sache ging ihren Gang. Als Frau von Rosen durch Laßperg diese Wendung der Dinge erfuhr, sagte sie:

„Nun, mein lieber Graf, wenn Ihre Geschäfte vortheilhaft geordnet sind, müssen Sie mir versprechen Ihre einsiedlerische Existenz aufzugeben. Da ich alt und altmodisch bin, darf ich wohl gestehen, daß ich mich freue, wenn die Leute heirathen, und daß ich es nicht leiden kann, wenn — wie heut zu Tag geschieht —

so viele junge Männer in egoistischer Einsamkeit verschrumpfen."

„Dies ist nicht allein Schuld der Männer, sagte Gaston; glauben Sie denn, eine solche Existenz sei eine befriedigende?"

„Ich weiß wohl — man schiebt die Schuld auf allgemeine Zustände, auf die überfeinerte Erziehung und Verwöhnung der Mädchen, auf die großen Ansprüche an Zerstreuungen und Genüsse des Lebens, auf die Schwierigkeit bei den unmäßig gesteigerten Ansprüchen eine Familie zu versorgen; — aber was heißt das denn anders als eingestehen, man habe nicht Kraft und Vernunft genug, um sich nach seiner Decke zu strecken."

„An Kraft mag es uns gebrechen, entgegnete Gaston, doch beweist es Vernunft genug, daß wir es einsehen."

„Die Männer sollen aber Kraft haben, um glücklich zu sein und zu machen! rief Frau von Rosen lebhaft und setzte lächelnd hinzu: da ich weder Töchter noch Nichten habe, so kann ich darüber reden, ohne in den Verdacht parteiischer Absichten zu kommen. Sehen Sie, bester Gaston, die Menschen sind so mattherzig geworden durch die große Ueberfeinerung, die wie die Grippe grassirt, daß sie ein gutes, tüchtiges, gesundes Glück nicht schätzen und begreifen. Golden, herrlich und wonnevoll soll das Leben sein, und dabei hauptsächlich bequem! nur vergißt man, daß das Leben uns Alles eher giebt, als ein brevet zum dolce far

niente; denn wo äußerlich die größte Behaglichkeit, iſt innerlich die größte Unbefriedigtheit, folglich Unbehagen und Unruh. Darum eben ſind Sorgen und Mühen, Plage und Anſtrengung ſo geſund, weil ſie das Heer wilder Leidenſchaften, arger Triebe in unſrer Bruſt nicht aufkommen laſſen, weil die ununterbrochene, angeſtrengte, ſchaffende Thätigkeit ein Bollwerk iſt gegen die Verlockung rechts und links."

„Was die ununterbrochene Thätigkeit betrifft, ſagte Baron Oberg, der inzwiſchen eingetreten war und Frau von Roſen ſchweigend gegrüßt hatte, um ſie nicht zu ſtören; — ſo giebt es doch wahrlich wenig Männer, die nicht zu ihr, wie zum Frohndienſt verdammt ſind."

„Beſter Baron, ſagte Frau von Roſen, ich hab' allen Reſpect vor Euch ſtudirten Leuten, vor Euren Acten und Seſſionen, vor Euern Kenntniſſen und Eurer Wichtigkeit und Nützlichkeit. Es iſt auch gewiß ſehr edel, für ein Paar hundert Thaler jährlich in den Frohndienſt — wie Sie ihn nennen — des Staats zu treten; doch dieſe Art von Thätigkeit hatte ich nicht im Auge; Sie ſind durch dieſelbe ſehr abhängig, werden bald hier, bald dorthin geſchickt, und wechſeln wie Soldaten die Garniſon: da iſt es denn unbequem mit einer Familie befrachtet zu ſein! es iſt vielleicht unmöglich. Ich ſprach aber von einem beſondern Fall, von Graf Laßperg, der Gutsbeſitzer iſt und frei über ſeine Zeit und Perſon beſtimmen kann. Ich wollte, das Beiſpiel meines Sohnes gefiele Ihnen, Laßperg! der

kam bei zwei und zwanzig Jahren von der Universität zurück, übernahm das Landgut, welches er von seinem verstorbenen Vater hatte, sah sich um zwischen den Töchtern des Landes, und führte binnen Jahresfrist ein junges, hübsches, wohlerzogenes Mädchen unter sein bescheidenes Dach. Sie hat kein Vermögen, er besitzt nur ein mäßiges Einkommen, und da sie jetzt vier Kinder haben — meine allerliebsten Enkelchen! — so versteht es sich von selbst, daß sie sich einschränken müssen und nicht die Hände in den Schooß legen dürfen. Dafür ist aber auch mein Sohn frisch und stark an Leib und Seele, hat Freude in der Welt, Interesse am Leben, Wohlwollen für die Nebenmenschen, Vertrauen zu Gott — und das Alles, weil er sich nicht vor Mühe und Fleiß gescheut, und sich mit einem schlecht und rechten Glück begnügt hat."

„Doch ist ihm das größte begegnet, sagte Lasperg; er hat eine Frau gefunden, die so ganz Hand in Hand mit ihm geht, wie das unter seinen Verhältnissen nothwendig ist."

„Allerdings! doch die jungen Mädchen sind wirklich nicht so übel, wie die Männer es sich einbilden, um sich über ihren Ehewiderwillen in fremden und eignen Augen zu entschuldigen. Behandelt man sie verständig, so sind sie bildsam wie Wachs und fügen und schmiegen sich; nur muß man ihnen eben so wenig allen Willen lassen, als man heut sie vergöttert und morgen sie tyrannisirt. Darum ist nichts so schädlich, als lange Bewerbung oder gar langer Brautstand.

Man hält ihn für gut, damit sich die Leutchen kennen lernen! Im Gegentheil! nicht im Festkleide, im Hauskleid, im Schlafrock — da lernt man sich kennen! da wird man nach zehnjährigem Brautstand eben so überrascht, als nach achttägigem. Die Braut ist ein ganz andres Geschöpf als die Frau, wird angebetet, verzogen, bewundert, auf Händen getragen — und dann plötzlich auf die Erde gestellt, wo sie Schritt halten soll mit den langen Schritten, die der Herr und Gemahl macht. Sie kann es; nur muß ihre Vergötterung nicht länger gedauert haben, als ein lieblicher Traum. Haben Zeit und Gewohnheit einen ihr gebührenden Zustand daraus gemacht, ja, dann freilich fühlt sie sich als Frau gekränkt und zurückgesetzt. Im andern Fall aber wird sie den Mann doppelt lieben, der ihr zwischen das oberflächliche Mädchenleben und den ernsthaften Frauenstand eine goldne Zeit, hold und vergänglich, wie die der Rosenblüthe hineingezaubert hat. — Zwei Monat nach der Verlobung meines Sohnes war seine Hochzeit; er lebt jetzt zehn Jahr lang einfach, thätig, zufrieden — was aber freilich Alles sehr altmodisch ist in einer Zeit, wo Jeder etwas Extraordinäres für die eigene, liebe, extraordinäre Person begehrt."

„Darum eben gehört ein so großer Entschluß zum Heirathen, entgegnete Gaston; man wägt und zerlegt, man dreht und wendet, man durchgrübelt und zergräbt sich selbst, und Andre, und Alles, so lange bis man zu einer ganz phantastischen Ueberschätzung oder blasirten

Nichtachtung der Persönlichkeiten, der Verhältnisse und Zustände kommt. Beides ist gleich hinderlich, um festen Fuß in der Welt zu fassen, was man hauptsächlich durch die Ehe thut, denn heut zu Tag ist ihr der Staatsbürger durch geringeres Interesse einverleibt, als der Familienvater!"

„Und was die Griechen und Römer gethan, geht uns Gottlob! nichts an, also — nächstens werden Sie Sich verheirathen; nicht wahr?"

„Warum bitten Sie mich nicht darum, gnädige Frau? fragte Oberg; weiß Gott! ich würde nichts Besseres verlangen — hätte ich nur Zeit dazu."

„Die Klage über Mangel an Zeit und Last der Arbeit, sagte Frau von Rosen, ist hergebracht bei den angestellten Herrn, und ich will glauben, daß sie mehr ist, als Wichtigthuerei. Aber eben darum bitte ich Sie lieber nicht zu heirathen. Ich bedaure das arme Mädchen, das statt eines Mannes eine Arbeitsmaschine bekommt."

„Man braucht nicht zur Maschine herabzusinken, sagte Oberg empfindlich, wenn man mit Geschäften überhäuft ist, die doch immer unsre ganze geistige Thätigkeit in Anspruch nehmen."

„Man ist doch gewiß Maschine, wenn man sich dermaßen in den Beruf einspinnt, daß man außerhalb desselben zum Sehen, Denken, Fühlen keine Zeit hat! Der Beruf ist ja nicht der ganze — sondern nur ein Stückchen Mensch. — Uebrigens, mein guter Oberg, wollt' ich damit auch nur sagen, daß Sie schon Zeit

finden werden, wenn Ihnen der rechte Gegenſtand begegnet und wenn Ihnen die neue Würde des Aſſeſſors nicht mehr ſo ſchwer auf den Schultern liegt. — Nun, Graf Laßperg, bekomm' ich Ihr Wort?"

„Gnädige Frau, ich bin Ihnen unſäglich dankbar für Ihre Theilnahme, allein dies Verſprechen hängt nicht von mir allein ab."

„Nicht ganz! — aber den unumſtößlichen Vorſatz zu faſſen und weder Sich miſanthropiſch auf Ihrem Gut niederzulaſſen, noch in der Welt umher zu vagabondiren — das hängt von Ihnen ab, das ſollen Sie mir verſprechen."

„Baron Oberg und ich ſind heut bei Ihnen in ſtrenger Schule", ſprach Gaſton lachend.

„Und in meinem Eifer, entgegnete ſie, vergeſſe ich Ihnen eine Mittheilung von Frau von Ohlen zu machen, die Ihnen vor der Hand wichtiger iſt. Sie hat eine vortreffliche Penſionsanſtalt für Gertrud vorzuſchlagen; leſen Sie Selbſt den Brief."

Gaſton nahm ihn freudig und fand wirklich die befriedigendſte Auskunft. Er beſchloß zum Pfingſtfeſt Gertrud nach Berlin zu bringen, und Frau von Roſen ermahnte ihn ſehr, dazu ſich ſo raſch wie möglich zu entſchließen, denn Gertrud laufe Gefahr complet zu verwildern. Da Fanny Ohlens Heirath zu derſelben Zeit ſtatt finden ſollte, ſo hoffte ſie heimlich dies Bild des Glücks könne von guter Wirkung auf Gaſton ſein. Er traf die Reiſeanſtalten.

Herbert zog hoffnungsfroh in Rosenau ein. Catherine hatte ihm ein Zimmer im obern Stockwerk des Pavillons bestimmt, wo im untern der große Bibliothekſaal war, zu dem ſie ihm den Schlüſſel gab.

„In dieſem Gebiet können Sie ungeſtört arbeiten, ſagte ſie. Ich komme nur ſelten nach der Bibliothek, um mir irgend ein Buch zu holen und jetzt werden Sie mir die Mühe ſparen, nicht wahr, und mir bringen, was ich verlangen ſollte.“

Doch mehr als alle Bücher intereſſirte ſie ein Päckchen, das Ohlen ihr durch Herbert geſendet hatte. Er ſchrieb dazu:

„Liebenswürdige! Einem Freunde theilte ich dieſe Blätter mit, um mich zu rechtfertigen und zu vertheidigen. Bei Ihnen hab' ich das nicht nöthig, und nur aus reinem, herzlichem Vertrauen biete ich Ihnen dieſe Blätter. Ich liebe nicht, daß die Welt ihren Finger auf meine Schmerzen legt, denn, was er berührt, wird leicht eine Wunde oder ein Fleck; aber Ihre Hand iſt zart und rein wie ein Lilienblatt, thut nicht weh und befleckt nicht. Sie ſollen meine Seele kennen. — Behalten Sie die Papiere, bis ich im hellen, heitern Pfingſtfeſte komme ſie wieder zu fordern; denn ich komme gewiß. Ich will Ihre ſchöne Couſine mit meinen Augen — und Sie mit meiner Seele bewundern, was ich aufrichtig thue und mich wohl hüte, es Ihnen zu ſagen. Sie könnten mich deſſen nicht würdig finden.

Julian Ohlen.“

Das war es alſo! ſprach Catherine zu ſich ſelbſt,

nachdem ſie mit tiefer Rührung die Blätter geleſen — das war es, was ich in ihm ahnte, was ich über ſein Antlitz wie Wolkenſchatten laufen ſah! Dies Leben der Seele liegt alſo unter dem heitern Leben des Tages, wie ein Atlantis unter dem glatten Meer! — Und dieſe Vincenze Sonsky, von der ich reden hörte, wie von einer bizarren Frau — warum kannt' ich ſie nchit! ... von ihr hätte ich lernen können, wie man es macht, um das, was man aus freiem Willen übernommen und angefangen hat, mit ſtarkem Willen durchzuſetzen. O, wie würd' ich ſie geliebt haben! und wir waren entfernt verwandt .... unſre Großmütter Schweſtern, und begegneten uns nie! Daher wahrſcheinlich die Aehnlichkeit mit jenem Bilde, die Ohlen ſo auffiel! .... ob meine arme Großmutter ein ähnliches Schickſal gehabt hat? ſie ſieht ſo aus. — O mein Gott, ſolche Liebe iſt ein Fremdling auf der Welt! ſie begrüßt hie und da einen Auserwählten, ſo wie die Engel zum Erzvater kamen. Aber ihm verhießen ſie die irdiſche Zukunft — häufiger noch zerſtören ſie dieſelbe. Gleichviel! ſie ſind doch göttliche Boten, und es iſt eine Ehre für die Seele, die ihnen begegnet iſt. Und Ohlen! der verſteht doch ein Schickſal zu tragen! er jammert nicht, er zürnt nicht, er iſt nicht verbittert, nicht ermattet — und doch nagt der Geier ihm am Herzen. Oder iſt's Leichtſinn? hat er ſie halb, wird er ſie ganz vergeſſen? Nein, unmöglich! man veraißt nicht die Frau, bei deren Erinnerung das ganze Weſen ſich ſo verklärt, wie ich ihn neulich geſehen habe.

Dieſe Mittheilung erwärmte ihr Herz. Ach, man reſignirt ſich keine Liebe und kein Glück zu haben, wenn man nur weiß, daß ſie auf der Welt ſind.

Inzwiſchen fiel ihr ein, ob ſie nicht Gaſton einladen ſolle, das Pfingſtfeſt in Roſenau zuzubringen. Sie hatte ihn zwar in der letzten Zeit wenig geſehen, aber ſie wünſchte wieder in die verwandtſchaftliche Stellung zu ihm zu kommen, um ſo mehr, da der beabſichtigte Vergleich doch eine Art von Uebereinſtimmung zwiſchen ihnen wünſchenswerth machen würde. Sie ſchrieb ihm ein Paar freundliche Worte, aber ihr Brief kam an demſelben Tage in Breslau an, als Gaſton mit Gertrud und Baron Oberg nach Berlin abgereiſt war; Letzterer wollte die Hochzeit ſeines Bruders feiern helfen, und ſich nebenher in der Stille nach dem „rechten Gegenſtand" umſehen, den Frau von Roſen ihm verheißen hatte. Für ihn wäre derjenige der rechte geweſen, der ihm eine Million als Brautſchatz gebracht hätte, oder doch zum wenigſten eine halbe. Berlin iſt eine große Stadt, dachte er, wer weiß, ob mir da nicht ein Glück beſchieden iſt.

Catherinens Gäſte waren angelangt. Nach neun Jahren ſahen ſich beide Couſinen wieder, ſehr freundlich, auch ſehr freudig, aber mit entfremdeten Herzen, wie das zwiſchen Blanche Sonin und Catherine Desmond nicht gut anders ſein konnte. Blanche war vielleicht noch ſchöner als in der Zeit, wo ſie den armen Gaſton mit kaltblütigſter Unbefangenheit wahnſinnig zu machen ſuchte und machte; und auch dies

Talent hatte bei ihr zugenommen. Ihr Mann, der durch Gaſton zu einer Wallung von Eiferſucht gebracht war, legte dieſen Fehler ſehr bald ab, obgleich Blanche nicht ermangelte, ihm die gegründetſte Urſache zu geben — oder vielleicht eben deshalb; denn er ſah früh ein, daß ſeine Eiferſucht ihm nur läſtig werden, und nie ſeine Frau hindern werde durchzuführen, was ihr beliebe. Ueberdies war ſie ſehr liebenswürdig, ſogar gegen ihn, wenn ſie guter Laune war; weshalb ſollte er ſich die unangenehme Mühe geben, dieſe gute Laune durch Ermahnungen zu ſtören, die nichts fruchteten? — Blanche war, ohne es zu ahnen, durch Gaſtons Leidenſchaft verwöhnt worden. Nachdem ſie ihn fortgeſchickt, vermißte ſie ihn täglich, ſtündlich, ohne es ſich einzugeſtehen. Wenn ſie den kleinen Finger bewegt hatte, ſo hatte er es bemerkt und bewundert; um von ihrem Mann bewundert zu werden, hätte ſie wenigſtens durch die Lüfte fliegen oder trocknen Fußes durch die Moldau gehen müſſen. Das war nicht zu ertragen, ſie fühlte eine namenloſe Langeweile. Sie bewunderte ſich aufrichtig, daß ſie im erſten Schreck den Heroismus gehabt, Gaſton in die Verbannung zu ſenden. Dann zürnte ſie ihm, daß er, wahrſcheinlich auch im erſten Schreck, wirklich gegangen war. Allein als der Winter kam und die Geſellſchaft mit ihren Zerſtreuungen nach Prag zurückbrachte, und als Blanche die Königin der Feſte und der Herzen wurde — da ward Gaſton ſo gänzlich vergeſſen, als habe er nie auf der Erde exiſtirt, und ſie verſank in das Leben des Leichtſinns

und des Vergnügens. — Der Schwager, den ſie mitgebracht hatte, war eine zweite Edition ihres Mannes, nur zwölf Jahr jünger als der, und ſechs Jahr jünger als Blanche; darum betete er ſie, ſo glühend wie ſein Phlegma es erlaubte, in der Ferne an, und ſie kokettirte unbarmherzig mit ihm.

An einem Tag, als die Herrn auf die Entenjagd gefahren und beide Couſinen allein waren, erinnerten ſie ſich ihrer Kindheit und erſten Jugend, und Catherine ſagte:

„Es war ein liebenswürdiger Einfall von Dir, daß Du an Roſenau, nach alter Art, zum Sommeraufenthalt dachteſt.“

„Ja, Cathi! entgegnete Blanche, ich wollte Dich gern wiederſehen — und dann .... wollt' ich auch gern Prag verlaſſen, und zwar auf einige Monat, denn ich muß Dir nur geſtehen — da iſt ein Mann, der mein Leben verbittert.“

„Wie denn das?“ fragte Catherine verwundert.

„Er liebt mich!“ ſagte Blanche unbefangen.

„Das iſt freilich ſehr traurig“ — entgegnete Catherine.

Blanche, die auf der Chaiſelongue lag, und ihre langen, ſchwarzen Locken um ihre weißen Finger wickelte, erwiederte: „O, zuerſt war es gar nicht traurig, aber .... als er eiferſüchtig ward! .... Mein Gott, ein Mann hat vielleicht ein Recht zur Eiferſucht, aber derjenige doch ganz gewiß nicht, dem ich Huld, Güte, Neigung, was weiß ich! geſchenkt habe, ohne den Contract

darüber abzuſchließen, daß er fortan der Einzige ſein ſoll, der mir gefällt. Dies iſt gewiß ein ſehr liebenswürdiger Menſch, geſcheidt, fein, klug, kurz Alles, was vor der Schwäche der Eiferſucht ſchützen kann, und dennoch ward er es, und plagte mich dermaßen, daß ich mit ihm brechen, und hier Erholung und Zerſtreuung ſuchen mußte ... denn ich wurde ganz nervenſchwach von den Scenen, die er mir täglich machte."

Catherine ſchwieg; ſie hatte gar keine Luſt die Vertraute ihrer Couſine zu werden, und ſie wollte ihr auch nichts Unangenehmes ſagen. Sie arbeitete fort. Blanche ſagte nach einer Pauſe:

„Cathi, langweilſt Du Dich nicht ſehr, wenn Du hier allein biſt?"

„Ich erlaub' es mir nicht, ſagte Catherine lächelnd; Langeweile iſt eine ſchlechte Gewohnheit, die man bekämpfen muß."

„Freilich! aber was kannſt Du hier für Zerſtreuung haben?"

„Wenig — in dem Sinn, wie Du das Wort verſtehſt, liebe Blanche; aber doch Beſchäftigung genug."

„Und amüſirt Dich denn dieſer Herbert, Dein Hofpoet, Dein Taſſo, der ganz in Deine Anbetung verſunken iſt?"

„Er amüſirt mich wenig; allein er liebt es in dieſer romantiſchen Gegend poetiſche Studien zu machen, und wenn er irgend etwas anbetet, ſo iſt es ganz gewiß ſeine eigne Perſon."

„Wie? ein Narciß iſt dies ſchweigſame Weſen?

einen Taſſo hätt' ich gelten laſſen — Dichter müſſen immer ein Idol haben, dem ſie huldigen; allein ſie dürfen ſich nicht ſelbſt zu ihrem Idol machen. Das verdient Strafe."

„Liebe Blanche, ich bitte um Gnade für ihn! Deine ſchönen Augen können viel Unheil ſtiften, und gar bei einem Dichter und einem eitlen dazu."

„Aber was denkſt Du denn, daß ich ihm Böſes thun werde? fragte Blanche und lachte ſo herzlich, daß Catherine auch lächeln mußte. Sieh nur, ſo lange ich dachte, daß ſeine Vergötterung für Dich ihn dermaßen abſorbire, daß er für alle Uebrigen und ſogar für Dich ſtumm und taub iſt, ſo überließ ich Dir das Recht ihn aus ſeinem Siebenſchläferzuſtand zu wecken; das iſt aber nicht der Fall, alſo erbarme ich mich ſeiner, und erweiſe ihm dadurch eine große Gnade. Solch einen loup-garou hab' ich lange nicht geſehen! kommt in den Speiſeſaal, macht eine kurze Verbeugung, ſetzt ſich und ißt, ſpricht keine ganze Silbe ungefragt und gefragt eine halbe, und verſchwindet mit dem Kaffee. Abends eben ſo! ich habe nie mit einer ſolchen Haſt den heißen Thee herunter ſchlingen ſehen! und all dieſe Eil, dieſe Schweigſamkeit, dieſe Ungeſelligkeit, weil er große, langweilige Gedichte ſchreibt, die vermuthlich niemand lieſ't. Das iſt nicht der Mühe werth! darüber muß ich ihn aufklären."

„In jeder Rivalität mit einer Sterblichen wirſt Du triumphiren, entgegnete Catherine lächelnd; ob aber über Herberts Muſe — iſt die Frage, denn er

hat ſich nun einmal zur Poeſie entſchloſſen, c'est un parti pris“ .... —

„O mag er immerhin dichten, nur mit Maß! wenn er mich z. B. beſingen wollte — das würde mich ſehr amüſiren. Man hat mir noch nie in Verſen gehuldigt, immer in Proſa, zuweilen in recht fader, meiſtentheils ſogar! Nun ich ſage Dir, binnen drei Tagen muß Dein Dichter wenigſtens ein halbes Dutzend Sonette auf mich gemacht haben.“

Catherine lachte hell auf und rief: „Nein, Blanche, ein ſolches Mirakel iſt Dir nicht möglich! glaubſt Du denn, daß Herbert täglich mehr als zwanzig Verſe ſchreibt? daß er ſie ſo leicht aufs Papier wirft, wie Du einen Brief von vier Seiten? Liebes Herz, er arbeitet ja, er treibt ja die Sache mit tiefem Ernſt!“

„Wie? er arbeitet .... O ich haſſe die Leute, die arbeiten! richtig! deshalb iſt er ſo langweilig. Gott, wie hab' ich ehedem meinen Mann beſchworen nicht ſo viel zu arbeiten. Aber das iſt nun einmal die Liebhaberei der Sonin! ich bin keine Sonin in dem Punkt, ich! Stell Dir vor, Damian, mein kleiner Schwager, wollte ſich auf das Studiren legen, Mathematik, Geſchichte, Strategie, Politik; wozu braucht ein Soldat ſolche Gelehrſamkeit? ich frage! ich hab' ihn aber auch ſo lange darüber ausgelacht, bis er all den Wuſt fortgeworfen hat.“

„O Blanche! ſprach Catherine ernſthaft, das iſt ſehr unrecht von Dir! Du hätteſt ihn in ſeinem Geſchmack an ernſten Beſchäftigungen beſtärken ſollen! die

jungen Männer werden so flach, so hohl, wenn sie ihn nicht haben" .... —

„Und so trocken und schwerfällig, wenn sie ihn haben! unterbrach Blanche lachend.

„Aber ich glaube nicht, daß Dein Schwager jemals in der Gesellschaft brillant sein wird — dazu gehören besondre Gaben! jedoch frivol kann er werden aus Mangel an Beschäftigung und aus Gewohnheit des Herumtreibens.... bedenk' doch, welchen schlechten Dienst Du ihm leistest."

„Keineswegs! so lange man jung ist, muß man die glänzende, fröhliche Seite des Lebens aufsuchen und genießen — denn dazu hat man ja die Jugend! weshalb soll sie das Alter antizipiren? In späten Jahren ist Zeit genug den Bücherstaub sich und Andern als Sand in die Augen zu streuen, um über Freuden blind zu machen, die man nicht mehr genießen kann, und von denen man folglich schlecht spricht, wie sich von selbst versteht. Und dann ist es sehr amüsant, einen in unerquickliche Gelehrsamkeit eingewindelten Menschen aus seiner Lethargie aufzuwecken. Findest Du nicht?"

Catherine dachte an Desmond und entgegnete traurig: „Es ist nur so übernatürlich schwer."

Blanche richtete sich halb auf, sah ihr von unten lächelnd in die Augen und fragte:

„Bist Du wirklich so sehr ungeschickt, oder neckst Du mich, lieber Engel."

„Ich bin nur ungeſchickt“, ſprach Catherine mit demſelben traurigen Ton.

„Ah ſo! rief Blanche mit einem Ausdruck, als ſei ſie plötzlich zur Erkenntniß über Catherine gekommen und ſtreckte ſich wieder bequem auf der Chaiſelongue aus; Du ſuchſt gewiß durch hohe Opfer, durch ſeltne Selbſtverleugnung ein Herz zu erwärmen oder zu gewinnen — ich weiß nicht, mit welchem Namen Du eine Sache nennſt, die eigentlich gar keinen Namen hat. Das mußt Du nie thun! Begehre und nimm Du getroſt alle Opfer! nie iſt ein Mann ſo glücklich, als wenn Du ihm den Fuß auf den Nacken ſtellſt.“

„Ja! rief Catherine lebhaft, weil er ſich die momentane Sklaverei mit einer lebenslänglichen bezahlen läßt, und weil er für jedes Opfer, das er Dir bringt, dereinſt ein dreifaches von Dir fordern wird. O Blanche, den Gehorſam eines Mannes mußt Du früh oder ſpät mit Unterwerfung bezahlen. Sei vorſichtig mit Deinem Schwager.“

„Ah bah! ſagte Blanche, was ich auch thun möge — immer trage ich Sorge jeden Anſtrich von Opfer und entrainement zu vermeiden: dann bleibe ich Herrin. Ich thue, was mir gefällt, was mich freut — nicht, weil der Mann es wünſcht, und auf die Weiſe bleibt er mein Sklav, mein Unterthan, car j'octroie la charte, wie Ludwig XVIII. bei der Reſtauration.“

„Gott! rief Catherine, iſt es denn für eine Frau ganz unmöglich in der Liebe dem Mann zur Seite zu ſtehen? nicht über, nicht unter ihm? weder beherrſchend

noch tyranniſirt? ſondern jeder Theil frei und ſelbſtändig, wie die rechte und linke Hand!"

„Da ſiehſt Du es, Cathi! die linke Hand iſt nie ſo entwickelt, als die rechte, und da ein Theil doch nothwendig die Liebe ſein muß, ſo ſuch' ich immer als die rechte zu agiren. Wollen wir etwas Muſik machen? Du haſt da hübſche, vierhändige Sachen, hab' ich geſehen! aber ich ſage Dir, ich ſpiele die Oberſtimme, obgleich Du kein Mann biſt. Sollte ich ſecundiren, ſo käm' ich aus dem Tact."

Catherine verließ ihren Stickrahm, Blanche die Chaiſelongue, ſie gingen zum Flügel in den Salon, und Catherine, ganz erfreut, daß Blanche für irgend eine Beſchäftigung Intereſſe zeige, fragte:

„Alſo die Muſik haſt Du fleißig geübt? das iſt recht! Du hatteſt eine ſo ſchöne Stimme und viel Talent."

„Ja, ſagte Blanche, Muſik treib' ich mit Leidenſchaft."

Catherine war erſtaunt; Blanche ſah ſo gar nicht wie eine Perſon aus, die für und durch die Kunſt begeiſtert iſt, denn die Kunſt will, wie die Liebe, ein volles, ganzes Herz. Blanche fuhr fort:

„Wer Muſik zu machen verſteht, der dominirt einen ganzen Salon, und macht ſich zu deſſen Mittelpunkt, ohne den Uebrigen läſtig zu werden, worauf man doch auch in der Geſellſchaft Rückſicht nehmen muß, wenn man auch noch ſo ſchön und gefeiert iſt. Ich ſinge eine Cavatine, eine Belliniſche zum Beiſpiel, recht ſchmelzend,

recht brillant — und alle Frauen applaudiren, und alle Männer beten an. Ich ſpiele irgend eine Phantaſie, recht kraus, wild und bunt, von der kein Menſch etwas verſteht — dann bilden ſich die Aparté für die Zuhörer, die nur ſcheinbar zuhören, und im Schutz der Muſik einige Worte wechſeln, die ſie ſonſt nicht gewagt haben würden; denn Du weißt, nie plaudert man lieber mit ſeinem Nachbar, als wenn ein Tonmeer in den Lüften wogt und unſern Sprachton dämpft. Durch meine Capriccios hab' ich mir eben ſo viel Dankbare, als durch meine Cavatinen Neiderinnen gemacht. Ich ſpiele einen Walzer, recht brauſend und ſauſend, wenn die Converſation nicht belebt iſt, wenn die Perſonen, welche zu einander gehören, ſich nicht treffen können, wenn Lauheit oder Zerfallenheit herrſcht; eine Frau benutzt den Walzer und ſagt: Wir wollen tanzen! — man tanzt, man animirt ſich; wo eben kühle Langeweile, iſt plötzlich geſellig frohe Stimmung. Hab' ich meinen Walzer beendet, ſo bittet mich ein Herr um Gottes willen ihm den Platz am Flügel zu überlaſſen und meine allerliebſten Händchen nicht lahm zu ſpielen. — Siehſt Du, meine Seele! darum hab' ich die Muſik ausſchließend und mit Glück kultivirt."

Es kam eine unausſprechliche Traurigkeit über Catherine. Sie legte beide Hände auf die ſchönen Schultern ihrer Couſine und fragte mit faſt zitternder Stimme:

„Und biſt Du denn auch glücklich, Blanche? haſt Du denn auch einen Troſt, eine Zuverſicht, eine

Hoffnung, irgend etwas für den Fall, daß Leiden über Dich kommen könnten?"

Blanche umarmte zärtlich ihre Couſine und ſprach: „Wie Du gut biſt! immer warſt Du ſo ein herziger Engel! .... aber Leiden? woher ſollten mir Leiden kommen? ich lebe ſehr gut und vernünftig mit meinem Mann, wir harmoniren zwar nicht, aber dafür brouilliren wir uns auch nie; er geſtattet mir meine kleinen Phantaſien, ich verzeihe ihm ſeine Gleichgültigkeit. Von meinem großen Fehler mehr Geld auszugeben, als ich hatte, hab' ich mich gebeſſert. In der Geſellſchaft bin ich gern geſehen, obgleich man fürchterlich über mich mediſirt; aber über wen nicht? ich frage! — Von welcher Seite könnte mir alſo das Leid kommen?"

„Durch Deinen großen Leichtſinn, liebe Blanche, ſagte Catherine ſchüchtern; Du verwickelſt Dich in quälende Verhältniſſe mit Männern .... wie Du mir vorhin einen ſolchen Fall erzählt haſt" .... —

„O, ſei ruhig, meine gute Cathi! rief Blanche, wieder mit zärtlicher Umarmung; — ich habe nie eine große Leidenſchaft gehabt und werde auch nie eine haben: dazu gehört eine andre Seele, andres Blut, andre Lebensanſicht; dadurch, ich glaub' es gern, kann man ſehr unglücklich werden! Aber jetzt hab' ich zwar mitunter Verdruß, Unwillen, Aerger, zuweilen ein wenig Angſt, wie dieſen Winter durch den unſeligen Florentin .... doch kein Leid, keinen Schmerz" .... —

„Und keine Reue?" fragte Catherine ſanft.

„O ja, entgegnete Blanche gelassen, ich bereu' es immer, wenn ich unrecht gethan habe."

Catherine hatte Lust zu lachen: dies Wesen war allerdings dem Bereich des Schmerzes entrückt. Ihr graute fast vor Blanche, als sei diese ein schönes Gespenst, ein Trugbild, ein Blendwerk, das in Nebel zerfließen müsse, wenn der Hahn kräht, oder wenn man ein andächtiges Gebet spricht, wie das in alten Geschichten passirt, wo fromme Mönche oder tapfre Ritter solche Versuchungen zu bekämpfen haben. Und doch konnte sie gar nicht in Zorn über Blanche gerathen. Sie ist allzu erbärmlich! dachte sie, und es war ihr ein Schmerz dies denken zu müssen; ist es aber möglich, daß sie über Männer andre Triumphe als die der Eitelkeit haben kann? sieht denn nicht Jeder, daß in ihrem Innern eine Maschinerie ist, statt eines Lebens der Seele? Wer das nicht sieht, verdient es auch nicht besser! .... Ach, Männer und Frauen sind ziemlich gleich an Werth!"

Blanche beharrte bei ihrem Vorhaben Herbert zu degourdiren, wie sie sagte. Da Ohlen jetzt auch in Rosenau eintraf und allerdings viel liebenswürdiger und unterhaltender war als Herbert, so sah Blanche durchaus nicht ein, weshalb sie sich vorzugsweise mit dem minder Angenehmen beschäftigen solle; und da überdies der arme Damian auch noch da war, dessen Bildung zu vollenden ihr sehr am Herzen lag — so war es wirklich bewundernswerth, wie geschickt sie sich zu benehmen wußte, um alle drei ihrem Willen zu unter-

werfen. Kein Diplomat konnte gewandter drei feindliche Mächte zu einem Ziel zu führen suchen, und Ohlen war der Einzige, der ihr Spiel nur darum mit scheinbarem Ernst behandelte, weil es ihm Spaß machte. Herbert, der einige Monat früher zu Catherinen sagte: „Ich habe mich Gottlob! nie verliebt;“ ging blindlings in die erste Leidenschaft seines Lebens hinein, und Blanche hatte den unsäglich süßen Triumph ihn der Bibliothek und seinen Studien abtrünnig zu machen, und ihn vom Morgen bis zum Abend mit der übrigen Gesellschaft zu verweben. Dabei durfte er kein Wörtchen, weder von eigner noch von fremder Poesie reden, und trotz dieses strengen Verbotes war er selbstzufriedner denn je.

Als Catherine an Ohlen seine Papiere zurückgab, sprach sie:

„Was soll ich Ihnen sagen? Ihr Vertrauen hat mir ein Kleinod gegeben, und ich bin stolz darauf instinktmäßig gewußt zu haben, daß Sie nicht zu dem Pöbel der Welt gehören. In Ihrem Schicksal spielt Vincenze die Hauptrolle; allein die Art, wie Sie ihr zur Seite stehen, hebt Sie eben so hoch. — Und nun sagen Sie mir, durch welch Wunder Sie im täglichen Leben so heiter sein, und gleich allen Andern lächeln, scherzen, tändeln können!“

„Aus alter Gewohnheit! so war ich, ehe ich ... sie kannte: die grüne, bunte Erde. Daß ein Sternenhimmel in mir ist, weiß ich nur durch sie; der geht auf und unter um sie, wie um die Sonne, denn von

ihr nur empfängt er ſein Licht. Ich kann ihn nicht vor Andern leuchten laſſen, oder nur dann, wenn ſie Augen für ihn haben, wie Sie, Lady Catherine! Für die Uebrigen bleibe ich die grüne, bunte Erde. Wie würde ich Gräfin Sonin langweilen, wenn ich es nicht wäre! und verdient eine ſo ſchöne Perſon nicht die kleine Rückſicht, daß man ihr angenehm zu ſein ſucht?"

„Sie laſſen Sich dies Beſtreben ſehr angelegen ſein!" rief ſie ſcherzhaft mit dem Finger drohend.

„Ja, ſagte Ohlen, Herberts Mienen wären noch größerer Beſtrebungen werth. Wenn ein Wort zwiſchen mir und Gräfin Sonin gewechſelt wird, das ihn frappirt, ſo ſieht er aus, als ſuche er einen Dolch; und wenn ich ihn dann ſehr höflich „Herr Doctor" nenne — als ſuche er aqua toſana."

„Aber ihm iſt die Sache hoher Ernſt."

„Darum eben muß er geneckt werden! Hoher Ernſt für die Liebe; Scherz für die Koketterie; ſo halte ich es. Der Mann, der das unter einander miſcht, iſt keiner Liebe werth."

Catherine ſah ihn mit einem ſo ſtrahlenden Lächeln an, daß er heiter fragte: „Sollt' ich ſo glücklich geweſen ſein, etwas Abſonderliches geſagt zu haben?"

„Die Wahrheit", entgegnete ſie.

Es war ein heißer, gewitterdrohender Nachmittag. Die langen Glasthüren, die aus dem Salon in den Garten führten, waren geöffnet, doch Graf Sonin allein fand die Luft nicht zu drückend, um draußen zu verweilen. Vielleicht fand er es ſeiner Cigarren

wegen, denn er war ein heftiger Raucher. Er saß unter einem blühenden Orangenbaum und las rauchend die Augsburger Zeitung, und wenn er einen Artikel gelesen, so stand er auf, ging langsam auf und ab, und sann über dessen Richtigkeit und Wichtigkeit nach. Zuweilen blieb er in tiefen Gedanken vor dem großen Käfig stehen, worin Catherinens großer, grauer Papagei unermüdlich hin und her kletterte, und eben so unermüdlich schnarrte und quarrte. Zwischen vielen unverständlichen Worten sagte der Papagei sehr verständlich: „Krau' mir's Köpfchen!" und nahte sich Jemand seinem Käfig, so legte er dabei den Kopf auf die eine Seite und blinzelte einladend. Graf Sonin erfüllte regelmäßig diesen Wunsch, und kraute, immer in Gedanken, dem Papagei so lange das Köpfchen, bis dieser des Vergnügens überdrüssig wurde, und ihn in die Finger hackte. Dann sagte Graf Sonin: „Falsche Creatur!" und kehrte zu seiner Lectüre oder zu seiner Promenade zurück.

Im Salon saß Blanche tödtlich ermüdet auf einem Sopha. Personen wie sie haben weder ein Leben des Geistes, noch des Herzens, nur der Sinne und Nerven. Sie war wie gelähmt von der Gewitterluft; ihr schöner Kopf lag meistentheils rückwärts auf der Sophalehne; ihr prächtiges, schwarzes Haar, das bläulich schimmerte wie eine Rabenfeder und in einigen langen Locken auf ihre Schultern fiel, hob in dieser Stellung ihr alabasterfarbenes Antlitz hervor, über welches, wenn sie sprach oder wenn sie die geringste Bewegung machte,

ein blaſſes Roth rieſelte. Auf ihrem Schooß ſtand ein chineſiſches Körbchen mit Goldtreſſen, die ſie zu zerzupfen pflegte; aber heute war auch dieſe Arbeit zu mühſam und ihre Finger ſpielten nur ſchlaff mit den Goldfädchen. Sie trug ein weißes Linonkleid, blaßgrün gefuttert, ganz zart, damit die wundervolle Zartheit ihres Colorits in gehörigem Einklang mit dieſer Farbe ſei; und Titian ſelbſt würde ſchwerlich je ein reizenderes, üppigeres Bild gemalt haben. Damian ſaß auf einem kleinen Tabouret neben ihr und wehte mit einem großen, grünen Fächer hin und her; und Herbert ſaß ihr gegenüber, voll Grimm, daß ihm kein Mittel gelingen wollte, um Damian zu entfernen, denn er ſah voll Entſetzen den Moment kommen, wo Blanche einſchlafen würde und ſchmeichelte ſich mit der Hoffnung, ſie munter zu erhalten, wenn Damian ſich nicht immer in die Unterhaltung miſchte.

Am andern Ende des Salons ſaß Catherine, friſch und blühend wie immer, Ohlen und Stephanie — alle drei an einem Tiſch, der mit Bleiſtift, Kreide und allerlei Zeichengeräth bedeckt war. Sie zeichneten ſämmtlich; Stephanie amüſirte ſich am wenigſten, denn ſie hatte eine Vorzeichnung zu copiren; aber ihre Mutter und Ohlen porträtirten die andre Gruppe, und Catherine trug Sorge beide Herrn ſo graziös wie möglich zu karikiren.

„O ich bitte, Gräfin Blanche! rief Ohlen, bleiben Sie nur eine Minute noch in dieſer Stellung!

dann wird meine Zeichnung ein wahrer Diamant in Lady Desmonds Album."

„Wenn ich nur eine halbe Minute noch so bleibe, so schlaf' ich, sagte Blanche, Gewitterluft und der Duft der Orangenblüthe und Sonins Cigarrenrauch, der ab und an in die Thür weht — das Alles betäubt mich."

Sonin ging eben an der offnen Thür vorbei und sprach hinein: „Wenn ich nicht rauchte, so kämen die Mükken." — Dies ist die Triumph-Phrase eines Rauchers.

Blanche sagte zu Herbert: „Erbarmen Sie Sich und lesen Sie mir etwas vor! denn wahrlich, ich mache den Scandal und entschlummere."

„Wie kann ich lesen, wenn Herr von Ohlen mit seiner lauten Stimme ununterbrochen Conversation macht", sagte Herbert pikirt.

„Nun so lesen Sie, lieber Damian", sprach Blanche und wendete graziös ihren Kopf nach seiner Seite.

„Was befehlen Sie?" fragte er, auf den leisesten Wink bereit.

„Dort liegen die Memoiren der Marquise de Créqui; suchen Sie ein Paar lustige Anekdoten auf, bitte."

Herbert haßte die französische Literatur, aus keinem andern Grunde, als weil sie in der Mode ist und nicht ihn zum Verfasser hat. Ueberdas sprach er nicht französisch, und rief daher mißbilligend:

„Durch diese Lectüre werden Sie gewiß nicht munter werden."

„Warum nicht! diese alte Marquise erzählt vortrefflich."

„Aber inſipide Begebenheiten, Familiengeſchichten, Klatſchereien“ .... —

„Das iſt ja grade, was ich gern habe! leſen Sie doch, lieber Damian.“

Um dieſelbe Zeit nahte eine Reiſekaleſche dem Schloß, und der einzelne Mann, der darin ſaß, ſchien mit Theilnahme die Gegend zu betrachten. Es war Gaſton, der von Berlin nach Galizien reiſte, dem unter andern Briefen auch Catherinens Einladung nachgeſandt worden war und der jetzt kam, um ihr ſeine Verlobung mit Leonoren anzuzeigen. Der Sprung über den Rubikon war gewagt! ſeine Reiſe nach Berlin, Gertruds Einführung in die Penſion, die Hochzeit Fannys, Leonorens Liebenswürdigkeit, ſein eigner Wunſch — Alles trug Etwas dazu bei, um plötzlich den Entſchluß in ihm reifen zu laſſen. Er war nun da, in ihrer Heimath, täglicher Gaſt im Hauſe ihrer Mutter, er ſah wie natürlich freundlich ſie ſich gegen Gertrud benahm und in den fremden Umgebungen die Kleine tröſtete und heimiſch zu machen ſuchte; er ſah Fanny, die man kaum hübſch nennen durfte, verklärt von Liebesglanz und Liebesglück; ſeine alten Hoffnungen erwachten, ſeine alten Wünſche regten ſich: warum ſollte ihm ein Leben voll Liebe verſagt ſein? warum ſollte Leonore es ihm nicht geben können — ſie, die ganz Liebe war? Und über alle Schwankung, und alle Unſicherheit ſeiner Verhältniſſe, riß ihn das ſtarke Vertrauen zu ihr hinüber. Sie waren verlobt, und nur ſeine nothwendige Reiſe trennte ihre Verbindung.

Ein Diener meldete Catherinen seine Ankunft, und da er auf dem Fuß folgte und sich gleich zu ihr wandte und Ohlen neben ihr fand, so sah er nicht die übrigen Personen. Blanche hatte nicht den Namen des Gemeldeten gehört, und sich nicht die Mühe genommen ihre schönen matten Augen für irgend ein obskures Wesen zu öffnen; da rief plötzlich Sonin in den Salon tretend:

„Was tausend, Gaston! alter Freund!... Blanche, sieh doch, Gaston Laßperg!“ — und er schüttelte ihm mit unglaublicher Freude die beiden Hände.

Gaston sah sich ganz bewildert um; als er Blanche gewahrte, veränderte er dermaßen die Farbe, daß Ohlen hülfbereit rasch zu ihm herantrat. Catherine, die kürzlich mit Ohlen eine ähnliche Scene vor dem Bilde ihrer Großmutter, unter dem Blanche saß, gehabt hatte — dachte heimlich: Aber ich muß das Gemälde fortschaffen; es bringt alle Männer um ihre Besinnung! — Denn daß Blanche diesmal die Ursach sei, konnte freilich Niemand ahnen, indem Blanche ohne den geringsten Anklang von Gastons Befangenheit den Kopf langsam aufhob und ohne übrigens ihre Stellung zu verändern, mit ihrem lieblichen Lächeln sagte:

„Wie geht es Ihnen? wir haben uns lange nicht gesehen.“

„Woher kennst Du meinen Vetter?“ fragte Catherine verwundert.

„Vor vielen langen Jahren war er in Prag, ant-

wortete Blanche; allein es iſt ſo lange her, daß ich meine, Graf Laſperg muß es vergeſſen haben."

„Nun, nun! ſagte Sonin, ſo lange iſt es doch wirklich nicht, daß wir verheirathet ſind .... und es war in demſelben Sommer. Wiſſen Sie noch, Laſperg, wie Sie mir meinen wilden Fuchs bändigten?"

„Aber Sie ſind nicht wohl, ſagte Catherine, Sie ſind gewiß in einem Zug von Berlin gekommen, und es iſt ſo heiß! Wollen Sie Sich nicht ein wenig in Ihrem Zimmer ausruhen."

„Ich begleite Dich!" ſagte Ohlen.

„Nun, was habt Ihr denn gezeichnet?" fragte Blanche, nachdem beide Herrn den Salon verlaſſen. Sie ſtand auf, ging zum Zeichentiſch, beſah die Blätter und rief:

„Herbert iſt frappant ähnlich, aber ich bin nicht zu erkennen! Komm ein wenig in den Garten, Cathi, es weht ein kühles Lüftchen!" — Sie nahm Catherinens Arm und ſagte draußen:

„Seelchen, Du mußt Dich nicht zu ſehr um Graf Laſpergs plötzliche Ohnmacht ängſtigen; es iſt nichts als der Schreck mich wieder zu ſehen."

„Der Schreck? rief Catherine; o Blanche, was haſt Du ihm gethan!"

„Immer ſoll ich Böſes thun! erwiederte Blanche muthwillig; Du könnteſt doch lieber fragen, was er mir gethan hat; denn ich ſage Dir, wie er mich geliebt hat, ſo hat mich Keiner geliebt, auch Florentin nicht — ſetzte ſie mit einem halben Seufzer hinzu — er verlor

Verſtand und Beſinnung, und ich auch .... zuletzt! aber da ſchickte ich ihn fort, denn ſeine Leidenſchaft war ganz von der Art, um eine vorſichtige Frau zu compromittiren, wie viel mehr mich, die ich damals ganz jung und unvorſichtig war. Aber ... ſo geliebt zu werden — das iſt der Mühe werth! ſpäter hab' ich das erſt recht erkannt!"

„Alſo Gaſton hat Dich geliebt?" fragte Catherine langſam.

„Wenn ich bedenke, daß Herbert, daß Damian auch mich zu lieben behaupten, ſie, mit denen ich mich doch bloß amüſire, ſo kommt mir das Wort Liebe, auf Gaſtons Leidenſchaft angewendet, ſehr matt vor."

„Und amüſirteſt Du Dich nicht mit ihm? geſtehe, Blanche! haſt Du je ſein Gefühl erwiedert und getheilt?"

„Behüte der Himmel! niemals! ich ſage Dir, er extravagirte. Dies wollte ich Dir nur mittheilen, damit Du Dich nicht verwunderſt über ſein Benehmen."

Sie kehrten in den Salon zurück. Gaſton ging während deſſen heftig in ſeinem Zimmer umher und ſagte aufgeregt zu Ohlen, der ihn ſtumm und ſtaunend betrachtete:

„Das iſt ſie! das iſt die Frau, von der ich Dir erzählt habe, ohne je ſie zu nennen. Ihr Name erſtarb mir auf den Lippen! das iſt ſie: Blanche Sonin. Wenn Du wüßteſt, wie weh ſie mir gethan!" .... —

„So zeig' es ihr doch nicht! Wie kannſt Du einer Frau, die Dich nie geliebt hat, zeigen, daß Du den

Schmerz noch fühlst, den sie Dir vor langen Jahren zugefügt."

„Aber ich, ich liebte sie, wie ich nie, nie geliebt habe, nicht Gertrud, nicht Leonore. O Leonore! sie ist jetzt meine Zuversicht! Sagt' ich Dir schon, daß wir verlobt sind? Blanche hat mich ganz verstört."

„Werde glücklich, mein armer Freund", sagte Ohlen und umarmte ihn herzlich, aber nicht freudig, denn heimlich dachte er: Ein Leben, das mit Blanche beginnt und mit Leonoren endet, kann schwerlich glücklich werden.

„Und ein ähnlicher gewitterhafter Tag war es, fuhr Gaston fort, als ich sie zum ersten Mal sah, und solch ein grünliches Kleid trug sie damals auch. O weshalb muß ich ihr wieder begegnen, und heute und hier! was wird sie Catherinen erzählen" .... —

„O, Catherine weiß, was sie von Blanche zu halten hat! und was kann diese erzählen, wobei sie sich nicht selbst in ein nachtheiligeres Licht stellte als Dich? und was geht Dich denn jetzt Catherinens Meinung an? nicht von ihr hängt Deine Zukunft ab."

„Ah, diese Blanche! nicht genug, daß sie meine Liebe, meine Andacht zu ihrem Geschlecht, meine süßesten Erinnerungen vergiftet hat! nein, jetzt begegnet sie mir wieder, um durch ihre dämonische Erscheinung meine stille Freude zu vergiften. An sie glaubte ich mehr als an alle übrigen Weiber — was Weiber! ... mehr als an die ganze Welt außer ihr, und war mit meinem Glauben nichts ... als ein Narr. Sieh, eine

ſolche Erfahrung untergräbt das Vertrauen, und giebt es ein Glück ohne Vertrauen in die Zukunft?"

„Ich beſchwöre Dich, ſagte Ohlen, ſei doch kaltblütig und faſſe Dich. Blanche würde ja triumphiren, hätte ſie eine Ahnung von Deinem Zuſtand. Und bedenke doch, daß Du verlobt biſt, ſetzte er lächelnd hinzu, und daß ſich Deine Braut nicht freuen würde, wenn ſie wüßte, in welche Aufregung eine alte Erinnerung Dich verſetzt."

„Du haſt Recht, Freund!" rief Gaſton, und um ſeine Haltung wieder zu ſammeln, kleidete er ſich um, und Beide gingen dann in den Garten, wo ſich die übrige Geſellſchaft befand, denn das Gewitter hatte ſich in der Ferne ausgetobt, und dem ſchönſten, mildeſten Juniusabend Platz gemacht. Man war ſehr heiter, und als Gaſton allen ſeinen Freunden auf einmal ſeine Verlobung anzeigte, gab es kein Ende für Glückwünſche, theilnehmende Fragen und all den hergebrachten Wortkram. Blanche fragte neugierig:

„Iſt Fräulein Ohlen ſehr ſchön? wie ſieht ſie aus? brune piquante oder blonde touchante? wie Catherine oder wie ich?"

„Brune piquante, ſagte Catherine, um Gaſton die Antwort zu ſparen; doch keineswegs ſo wie Du, liebe Blanche! es iſt ein andres genre."

„Ah, ernſter und impoſanter, ich verſtehe!"

„Und wo werden Sie Sich etabliren?" fragte Catherine.

„Dort wo ich sein muß: auf meinem Gut in Galizien.“

„Himmel, auf dem Lande! rief Blanche; wird sich Ihre Frau nicht tödtlich langweilen?“

„Langweilen wir uns hier, Gräfin Blanche?“ fragte Ohlen.

„Ah, wir bilden eine charmante Gesellschaft und Rosenau ist wunderhübsch .... ist Ihr Landgut eben so hübsch, Graf Laßperg?“

„Aber man kann es gewiß hübsch einrichten, sagte Catherine, und ich denke mir das Vergnügen, ein Besitzthum nach eigenem Geschmack einzurichten, eben so groß, als es angenehm ist, das Arrangement bereits getroffen zu finden.“

„Ich würde sehr gern auf dem Lande leben, sagte Graf Sonin, nur ist es unvereinbar mit meinen Geschäften.“

„Gottlob!“ rief Blanche.

„Deine Abneigung gegen das Landleben verpflichtet mich doppelt für Deinen Besuch, liebe Blanche“, sagte Catherine freundlich.

„Ich begreife Blanche nicht, sagte Sonin, sie ist zuweilen Tage lang in unserm Gartenhause bei Prag. Erinnern Sie Sich noch der kleinen Villa, lieber Gaston? es ist mein Steckenpferd, ich verschönere und schmücke sie unaufhörlich. Auch Ihnen gefiel sie sehr.“

„Graf Laßperg wird schönere seitdem gesehen haben“, sprach Blanche ruhig und wendete das Gespräch auf seine Reisen.

Wäre sie nicht in Rosenau gewesen, so würde Gaston schwerlich seinen Aufenthalt auf einen einzigen Tag beschränkt haben. Doch Catherinens Anmuth vermochte nicht das Unbehagen zu besiegen, das Blanche ihm einflößte. Als er von Catherinen Abschied nahm, sprach sie:

„Einen Verlobten zum länger Bleiben einladen, würde sehr ungeschickt sein! reisen Sie also, und reisen Sie Ihrem Glück entgegen."

„Hoffen Sie es für mich?" fragte er und nahm ihre Hand.

„Ich wünsch es Ihnen aus voller Seele", antwortete sie verlegen.

„Und sind wir Freunde?" fragte er weiter.

„Gewiß! entgegnete sie lächelnd; unser Prozeß löst sich ja in einen freundschaftlichen Vergleich auf."

„O, sprach er traurig und ließ ihre Hand los, ich habe also Ihre Huld verscherzt."

„Welche Thorheit! rief sie erschrocken. So wie Sie mich jetzt, hier, gesehen haben, so bin ich die ächte und rechte Catherine, und ich denke, die hat Alles gut gemacht, was ich in winterlich trüber Stimmung verkehrt gemacht habe."

„Nun denn! sprach Gaston, so sagen Sie mir, daß Ihnen Fräulein Ohlen willkommen sein wird, wenn ich sie Ihnen in einigen Monaten vorstellen werde."

„Ich wollte Sie um diese Freundlichkeit bitten, und ich rechne darauf, daß wir uns oft sehen werden. Rosenau liegt fast auf dem Wege zwischen Berlin und Galizien."

So schieden sie. Später sagte Catherine zu Ohlen:

„Ich werd' Ihnen etwas von mir erzählen, es ist eine Dummheit, aber ich bitte mir aus, daß Sie nicht lachen."

„Welch eine capriciose Vorrede!" rief Ohlen.

„Im vorigen Winter gab es einen Moment, der ungefähr drei Wochen währte, wo ich glaubte, es könne sowohl für Gaston als für mich ein Glück sein, wenn wir uns heiratheten."

„Ich hab' es länger geglaubt", sagte Ohlen.

„Aber ich hoffe, daß Sie es nun nicht mehr glauben, fuhr sie lächelnd fort, denn wer von zwei Frauen, die beide Gegenfüßlerinnen meines Wesen sind, Glück und Liebe begehrt, der paßt nicht zu mir. Blanche, die erklärte Kokette, hat er bis zum Wahnsinn geliebt, und Leonore" .... —

„Nun und Leonore? ... sagen Sie nur grade heraus, was Sie von ihr denken, denn es ist bei Gott auch meine Meinung."

„Und Leonore wird ihn gänzlich beherrschen; sie kokettirt um zu dominiren, Blanche um sich zu amüsiren."

„Und Sie haben Laßperg seinem Schicksal preis gegeben; bei Ihnen wär' er glücklicher geworden."

„Aber ich?"

„Sie vielleicht auch."

„Nein, Ohlen, ich kann nicht fertig werden mit Euch Männern! verlange ich zu viel? leistet oder seid Ihr zu wenig? ich weiß es nicht! aber ich fühle, daß all meine Liebe am Besten und Sichersten bei meinem

Kinde und meinen Freunden aufgehoben ist. Vielleicht wird Niemand mir darin Recht geben, auch Sie vielleicht nicht! dann muß ich sagen wie Sancho Pansa, nur in andrer Bedeutung: Gott versteht mich."

„Sie haben mir aber eine Dummheit versprochen, entgegnete Ohlen scherzend, weil er nicht gerührt sein wollte; wo bleibt die?"

„O wenn Sie keine gefunden haben — desto besser für mich!"

* * *

Alle sieben Jahr soll der menschliche Körper seine alten Bestandtheile consumirt und neue erzeugt haben — ist eine Behauptung, die ich weder behaupte, noch bestreite, sobald man diese neue Menschwerdung nicht auf die innere Wesenheit ausdehnt. Da lasse ich sie nicht gelten. Der Mensch wird kein Andrer; er bildet sich aus; was er sich anbilden möge, ist Stückwerk, paßt zu ihm wie Kalk zu Marmor, und fällt über kurz oder lang von ihm ab. Je nachdem er Spielraum für seine Entwickelung findet oder nicht, wacht er auf oder schläft er ein. Hin und wieder scheint Einer anders geworden zu sein, weil inneres und äußeres Schicksal ihn mit so scharfer Feile bearbeitet hat, daß er durchgebildet ist; der hat es schwer gehabt! dafür ist er denn auch mehr als ausgebildet.

Sieben Jahr sind über jene Menschen dahingerollt. Sind sie die Alten?

Catherine ist's; nur veredelt, nur gemildert, denn

ſie hat ohne Egoismus gelebt und — das Rechte gefunden. Die funfzehnjährige Stephanie iſt ein liebliches Mädchen, doch von andrer Schönheit und anderm Character als ihre Mutter; ſie mag dereinſt glücklicher werden — ich meine glücklich, wie die Welt es verſteht.

Ohlen iſt's, ihm ward der ſeltne Vorzug, ohne zu ſchwanken und zu irren, die Rechte nicht bloß gefunden, ſondern gleich als ſolche erkannt zu haben. Seine bewährte Freundſchaft mit Catherinen iſt Beider Stolz und Freude. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Welt lange geſagt hat, es ſei keine Freundſchaft, ſondern Liebe; ſie haben ſich nicht dadurch irre machen laſſen. Jetzt ſpricht man, ſie würden ſich dennoch am Ende heirathen; aber ich denke, ihre Freundſchaft iſt ihnen zu werth, um deren ſchönes, friſches Immergrün gegen die welkenden Roſen einer ehelichen Liebe zu vertauſchen.

Gegen die welkenden Roſen einer ehelichen Liebe! O Sacrilegium! O fluchwürdige Verblendung! Sind ſie denn gewelkt für Gaſton und Leonore? zweifelt denn er oder ſie, daß ſie das Rechte gefunden? werden ſie nicht genannt wie das glänzendſte Beiſpiel einer glücklichen Ehe? hat in dieſen ganzen ſieben Jahren etwas Andres zwiſchen ihnen gewaltet, als Einheit der Wünſche und Uebereinſtimmung der Anſichten? O es iſt eine ungemein glückliche Ehe, und zwei Söhne ſind die Wonne der Eltern. — Um dies Eheglück in ſeiner ganzen Vollſtändigkeit hervortreten zu laſſen, muß ich zwei kleine Bemerkungen hinzufügen: Gertrud — jetzt auch ſchon funfzehn Jahr alt — befindet ſich immer

in der Penſion, denn Leonore grämt ſich zu ſehr über den täglichen Anblick des „fremden Kindes", wie ſie es nennt; und niemals iſt Gaſton mit ſeiner Frau bei Catherinen geweſen, denn Leonore hat an jenem letzten Abend in Breslau zu gut geſehen, welchen Einfluß Lady Desmond auf ihn gewinnen könnte, um ihn nicht von ihr entfernt zu halten.

Graf Sonin hat ſo eben die Trauer um Blanche abgelegt. Sie ſtarb ganz plötzlich am Nervenſchlag; das einzige Leid, was ſie treffen konnte, das Alter, hat der Himmel ihr erſpart.

Baron Oberg hat endlich den erſehnten Gegenſtand gefunden und ſich kürzlich mit der Tochter eines ungriſchen Ochſenhändlers verheirathet, die ihm eine halbe Million als Mitgift brachte.

Herbert iſt unter der Maſſe unſrer mittelmäßigen Dichter nicht der unbekannteſte. Zum Glück für ihn iſt ſeine Mongolenſchlacht im Keim gewelkt. Jener Sommer in Roſenau war ihr nicht günſtig. Wenn Herbert dankbar wäre, ſo müßte er der ſchönen Blanche noch im Grabe dafür Dank wiſſen; aber Dichter ſind nicht dankbar! ſie haben es nur mit ihrem Genie zu thun.

* * *

Meine Leſer! findet Ihr in dem Büchlein zu wenig Handlung und That — findet Ihr, daß ſich die Perſonen zu ſehr von den Umſtänden treiben, von den Verhältniſſen beſtimmen laſſen, daß Vincenze die Einzige iſt, die ſtark und ſelbſtändig einen Entſchluß faßt — tadelt

Ihr das? ſcheint es Euch ſchwach und matt? — Gut, meine Leſer! ſo macht es anders.

## Nachwort.

Da mir nicht das geringſte Vorwörtchen zu dieſem Buch einfallen wollte, ſo ſchreibe ich ein Nachwort über ein bereits gedrucktes, nämlich über das, welches ich, unter dem Titel „Aus der Geſellſchaft" kurzweg, herauszugeben gedachte, und welches der Setzer auf ſeine eigene Hand mit dem Ordenskreuz „Novelle" weniger beehrt als belaſtet hat; denn der Zuſatz „Novelle" könnte Manche verleiten etwas Anderes zu erwarten, als das, was das Buch giebt. Er hat wohl gedacht, der Setzer, ohne den Zuſatz „Novelle" oder „hiſtoriſcher Roman" könne ſich kein Buch anſtändiger Weiſe der Leſewelt präſentiren. Wir wollen ihm ſämmtlich dieſen Irrthum vergeben. Bei den äußerſt vagen Begriffen, die man heut zu Tag über die Novelle hat, könnte ich übrigens jenes Buch ſehr gut für eine ſolche gelten laſſen, wenn ich Luſt hätte. Aber ich habe ſie durchaus nicht! ich bin ſo gelangweilt von all den Novellen in zwei, drei Bänden, daß ich mein Buch nicht einmal dem Namen nach in jene Kategorie ſtellen mag; und die kleinen altitalieniſchen, franzöſiſchen und ſpaniſchen Novellen, ſo wie die in Tiecks Phantaſus, ſind etwas ſo ganz Anderes, daß ich es in dieſe nicht kann. Tieck ſelbſt hat ſeine ſpätern Erzählungen Novellen genannt, obgleich ſie nicht mehr den tiefſinnig-

mährchenhaften, noch den schalkhaft-muthwilligen Character der alten Novelle tragen. Er wird seine Gründe dazu gehabt haben! Uebrigens glaubt man ihm auch gern, daß jedes seiner Bücher etwas Neues, ganz Extraordinäres bringe. Doch im Allgemeinen glaubt man es nicht, und thut sehr Recht daran — wie man denn auch nicht zu lachen pflegt, wenn Jemand spricht: „Ich will Euch eine lustige Geschichte erzählen;“ — sondern man hört zu und lacht später — wenn man kann. Da ich also keine Novellen schreibe, so mag ich auch nicht deren Titel usurpiren und dies Buch wird ohne denselben seinen Weg zu machen suchen. Ich hoffe, man werde es deshalb nicht geringer achten: denn aus Bescheidenheit lehne ich ihn nicht ab.

Gedruckt bei den Gebr. Unger.